

II Darstellung der Ergebnisse der Evaluation

1 Einleitung

Die Ergebnisse der Evaluation der zweiten Phase der Bundesmodellprogramms „Mädchen in der Jugendhilfe“ sollen im Folgenden entsprechend der Form und des Gewichts der angewandten Methoden dargestellt werden. Da aufgrund der formativen Anlage dieser Evaluation in ihrem Mittelpunkt die Verwendung qualitativer Verfahren stand, liegt auch der Schwerpunkt der Darstellung der Ergebnisse auf der Präsentation der Resultate aus den qualitativen Erhebungen. Gleichfalls sollen am Anfang zunächst die Ergebnisse aus den beiden quantitativen Erhebungen skizziert werden, da diese die Ergebnisse der qualitativen Erhebungen nicht nur ergänzen bzw. verstärken, sondern hier gleichzeitig interessante Korrelationen deutlich werden. Dagegen werden die Erkenntnisse aus den Verlaufsdocumentationen, die halbjährlich von den MitarbeiterInnen der Projekte durchgeführt wurden und die im Wesentlichen auch dazu dienten, die strukturierten, leitfadengestützten Interviews vorzubereiten, nicht gesondert vorgestellt. Die Erkenntnisse aus den Verlaufsdocumentationen wurden insgesamt in die Auswertung des Programms mit einbezogen und werden gegebenenfalls benannt.

2 Ergebnisse der quantitativen Erhebungen

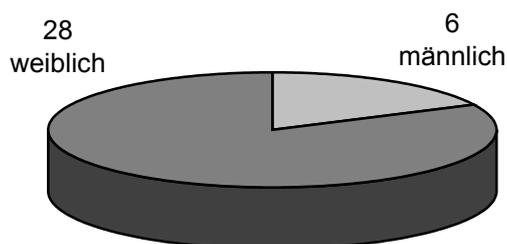
Ergänzend zu den qualitativen Methoden wurden zu Anfang und zu Mitte der Projektlaufzeit zwei quantitative Erhebungen in Form standardisierter schriftlicher Befragungen durchgeführt. Diese Fragebogenerhebungen waren bezogen auf die einzelnen MitarbeiterInnen angelegt, die in ihrer Gesamtheit befragt wurden. Die erste Fragebogenerhebung war weitgehend explorativ angelegt. Dabei ging es in erster Linie darum, die Strukturdaten und die Rahmenbedingungen der Projektarbeit zu erfassen. Mit dem ersten Fragebogen wurden die beruflichen Biographien und die Vorerfahrungen der im Modellprogramm tätigen MitarbeiterInnen, die regionalen und institutionellen Bedingungen sowie die jeweiligen Arbeitsbedingungen und Arbeitsbereiche erhoben. Die zweite Erhebung, die unter anderem auch der Präzisierung der Ergebnisse der ersten diente, wies dagegen wesentlich mehr geschlossene Fragenkomplexe auf. Während der zweiten quantitativen Erhebung wurden im Wesentlichen die Hintergründe und das Verständnis der Arbeit, die Motivation und die professionellen Sichtweisen der MitarbeiterInnen sowie ihre Zufriedenheit mit der Projektarbeit abgefragt, da man in der Evaluation der praktischen Arbeit davon ausgehen kann, daß zwischen diesen Bereichen und der Qualität und Effektivität der Arbeit direkte Korrelationen bestehen. An dieser Stelle sollen nun die wesentlichen Ergebnisse aus

den beiden Erhebungen vorgestellt werden. Dabei kommen Ergebnisse zur Darstellung, die zunächst projektübergreifend von Interesse sind. In einem weiteren Schritt werden diese Ergebnisse nach zwei wesentlichen Differenzierungen analysiert, d. h. in einem Vergleich der ostdeutschen Projekte mit den westdeutschen und in einer Gegenüberstellung derjenigen Projekte, die im Bereich der sogenannten Querschnittsprojekte verortet wurden, und denjenigen, die im Feld der „Offenen Mädchensozialarbeit“¹ tätig waren. In beiden Fällen lassen sich signifikante Unterschiede dokumentieren.

2.1 Ergebnisse der ersten quantitativen Erhebung

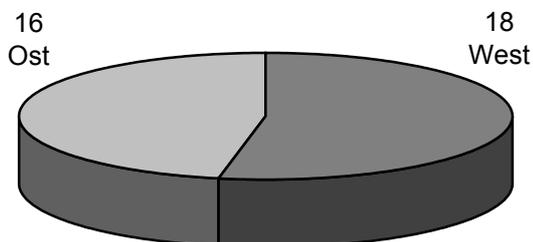
Am Anfang des Modellprogramms waren 34 MitarbeiterInnen in den Projekten tätig, von denen 4 während der Laufzeit ausgeschieden sind und durch neue MitarbeiterInnen ersetzt wurden². Die Aussagen basieren also auf einem relativ kleinen N . Im Blick auf das Geschlecht der MitarbeiterInnen im Modellprogramm ergibt sich folgende Aufteilung:

Abbildung 9: *Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Modellprojekten*



Bezogen auf die Verteilung der MitarbeiterInnen in den Ost- und den Westprojekten ergibt sich folgendes Bild:

Abbildung 10: *Anzahl der MitarbeiterInnen in OST versus WEST*



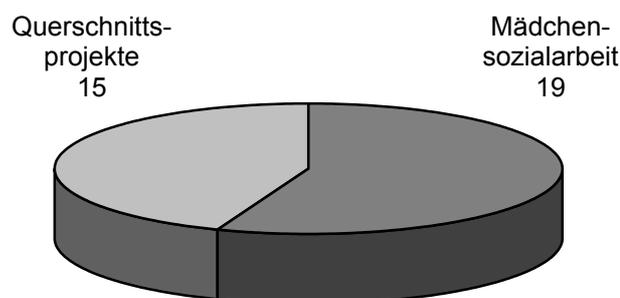
Da die Ostprojekte mit 5 Projekten, die Westprojekte mit 9 Projekten im Bundesmodellprogramm vertreten waren, zeigt dieses Diagramm an, daß in den Ostprojekten weit mehr MitarbeiterInnen tätig waren als in den Westprojekten. Dieses ungleiche Verhältnis spiegelt sich auch in dem Schaubild wider, das die

1 Vgl. die ‚ungewöhnliche‘ Definition dieses Handlungsfeldes in Teil I. Innerhalb den Graphiken wurde nur Mädchensozialarbeit als Terminus genannt.

2 Alle Wechsel wurden in den Projekten aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit vorgenommen.

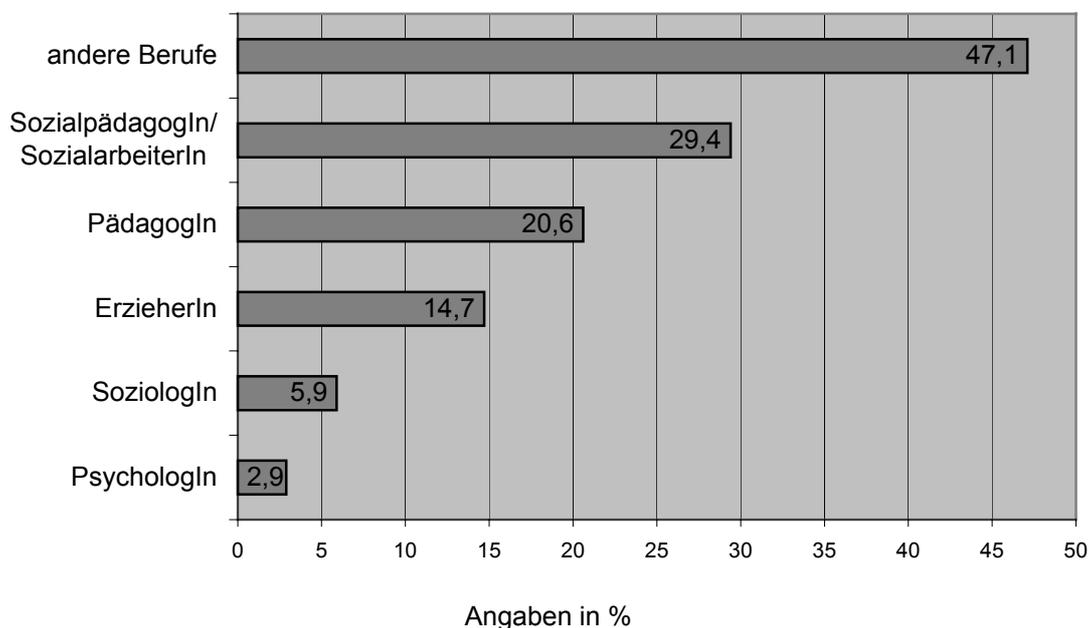
Verteilung der MitarbeiterInnen auf den Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit und den Bereich der Querschnittsprojekte dokumentiert. Die auch hier annähernd gleiche Verteilung läßt sich damit erklären, daß die meisten Ostprojekte im Feld der Offenen Mädchensozialarbeit tätig waren:

Abbildung 11: Anzahl der MitarbeiterInnen in der Mädchensozialarbeit versus Querschnittsprojekte

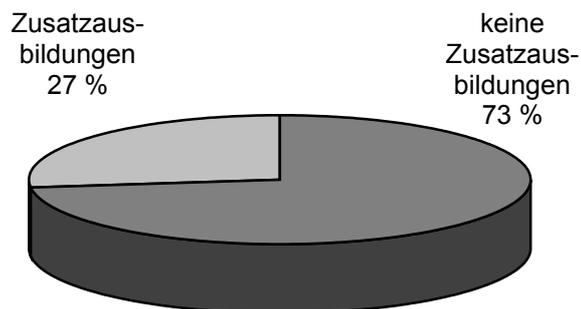


Eine interessante Zusammenschau ergibt sich, wenn man die berufliche Stellung der MitarbeiterInnen in den Modellprojekten beleuchtet. Neben den klassischen Berufen ErzieherIn, SozialarbeiterIn, PädagogIn, SoziologIn, PsychologIn, gaben 47,1 %, also fast die Hälfte aller MitarbeiterInnen, einen anderen Beruf an:

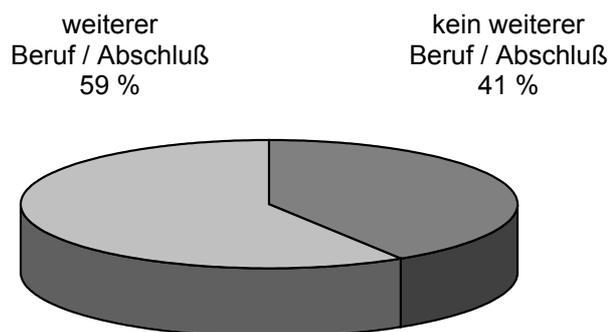
Abbildung 12: Berufliche Stellung der MitarbeiterInnen in den Modellprojekten



Diese auffallende Klassifizierung wird verstärkt, wenn man die Schaubilder auf die Frage nach einer Zusatzausbildung bzw. einem weiteren Beruf hinzuzieht. Nur knapp 1/3 der MitarbeiterInnen gab an, eine Zusatzausbildung zu besitzen:

Abbildung 13: *Zusatzausbildungen der MitarbeiterInnen in den Modellprojekten*

Dagegen erwähnten fast 2/3 der MitarbeiterInnen, daß sie zusätzlich einen weiteren Beruf haben, mit einem (überraschenden) signifikanten Unterschied zwischen ostdeutschen und westdeutschen MitarbeiterInnen, der im nächsten Abschnitt genauer dargestellt wird:

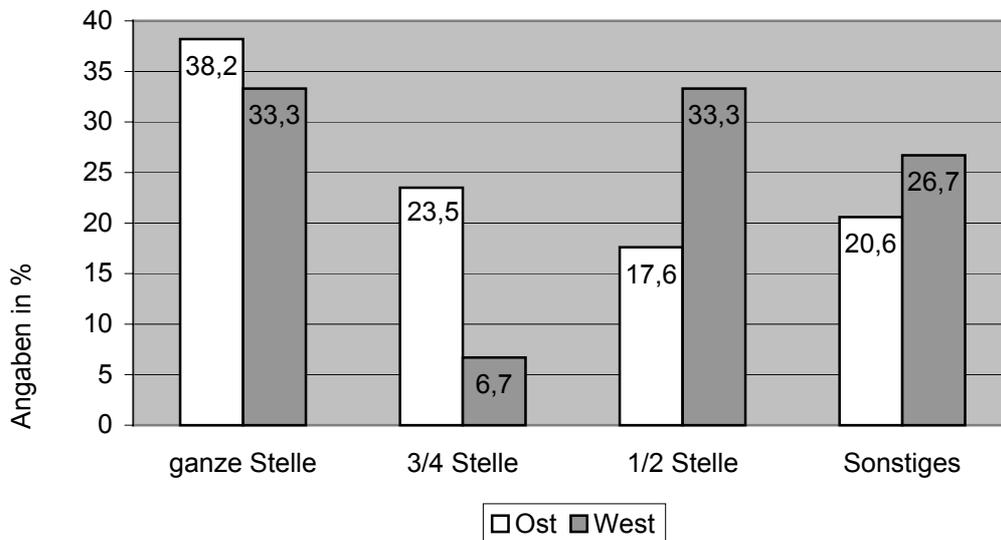
Abbildung 14: *Weitere berufliche Qualifikation der MitarbeiterInnen in den Modellprojekten*

Der Tatbestand, daß auffällig viele MitarbeiterInnen im Bundesmodellprogramm andere Berufe als die sonst üblichen klassischen Berufe in der Mädchenarbeit angaben, wird verstärkt durch die Angaben der MitarbeiterInnen bezüglich eines weiteren Berufs, der ebenfalls nicht in diesem Feld zu verorten ist. Es wird deutlich, daß in diesem Programm Zusatzausbildungen, die sonst typischerweise in diesem Berufsfeld vorherrschen, ersetzt wurden durch die Existenz eines weiteren Berufs. Es überwogen also, so kann man feststellen, „berufsfremde“ Ausbildungen, ein weiteres Indiz für den Querschnittscharakter, auf den dieses Programm hin angelegt war.

2.1.1 Vergleich der ostdeutschen und der westdeutschen Projekte

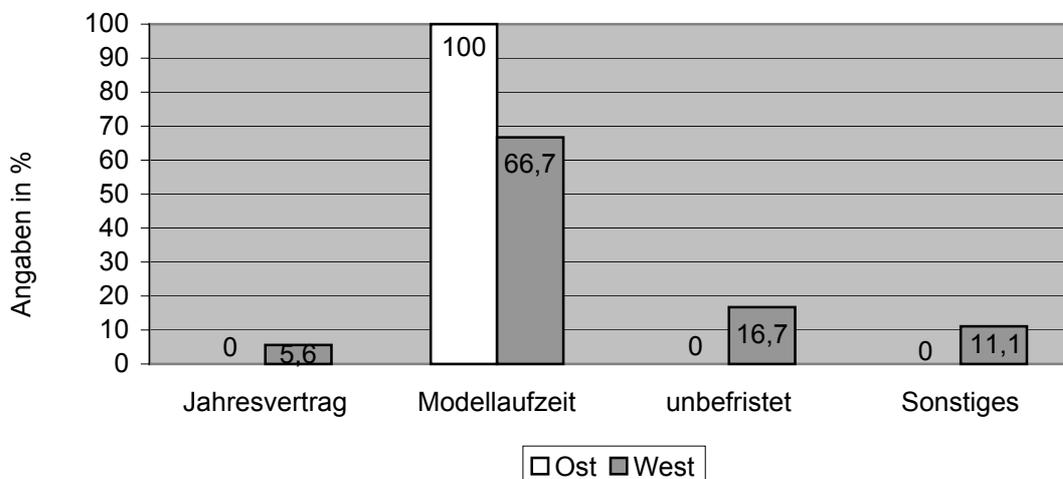
An dieser Stelle sollen die signifikanten Unterschiede bezüglich der ostdeutschen und westdeutschen Projekte benannt werden. Bezüglich der Stellenbesetzung (ganze Stelle, 3/4-Stelle etc.) ergibt sich im Vergleich folgendes Schaubild:

Abbildung 15: Stellenbesetzung in OST versus WEST



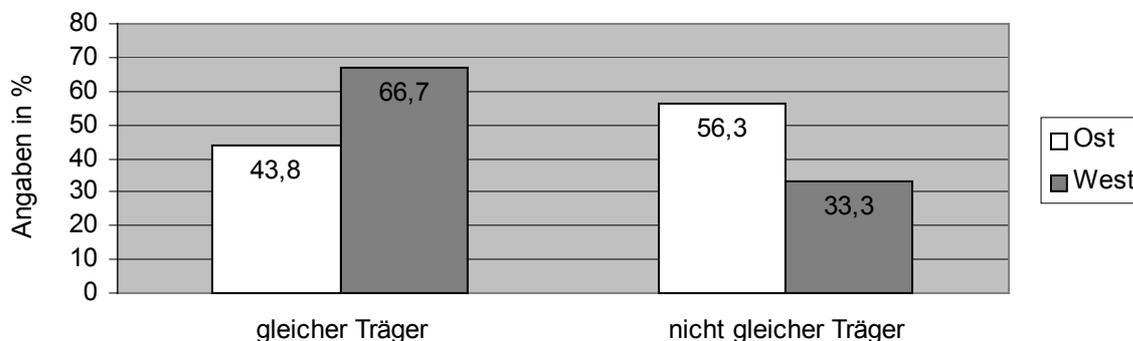
Erfragt wurde die Stellenbesetzung im Rahmen des Bundesmodellprogramms. Aus diesem Bild zu folgern, daß ostdeutsche MitarbeiterInnen öfter eine volle oder 3/4-Stelle hatten, wäre allerdings falsch. Zwar gaben die westdeutschen MitarbeiterInnen eine wesentlich geringere Stundenzahl an, diese Angabe galt allerdings nur für die Arbeit im Rahmen des Modellprogramms, da die westdeutschen MitarbeiterInnen in einigen Fällen noch eine andere, zusätzliche Stelle beim Träger abdeckten. Eine interessante Korrelation ergibt sich, wenn man die Schaubilder auf die Frage nach der Befristung der Stelle bzw. auf die Frage, ob die MitarbeiterInnen vorher schon beim gleichen Träger gearbeitet haben, hinzuzieht. Bezogen auf die Frage nach der Befristung der Stelle zeigt sich folgendes Bild:

Abbildung 16: Befristung der Stelle OST versus WEST



Auf die Frage, ob die MitarbeiterInnen schon vorher beim gleichen Träger gearbeitet haben, wurde wie folgt geantwortet:

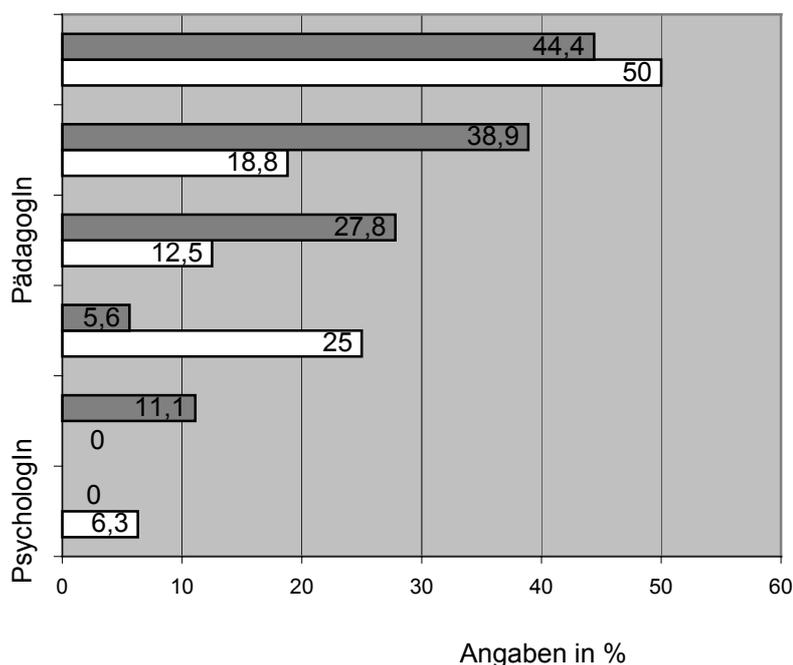
Abbildung 17: *Arbeit mit gleichen Trägern vor dem Modellprojekt in OST versus WEST*



Wesentlich mehr westdeutsche MitarbeiterInnen gaben an, daß ihre Stelle nicht auf die Modellaufzeit befristet ist bzw., daß sie auch vorher schon beim gleichen Träger gearbeitet haben. Besonders letztere Angabe deutet darauf hin, daß bei den westdeutschen Trägern eine größere personelle Kontinuität zu verzeichnen war. Diese Vermutung scheint sich zu bestätigen, wenn man im Blick auf die Stellenbesetzung gleichzeitig berücksichtigt, daß ein Teil der westdeutschen MitarbeiterInnen noch zusätzlich mit einer anderen Stelle beim Träger beschäftigt waren, die unabhängig von der Laufzeit des Modellprojektes existierte.

Ein weiterer interessanter Unterschied im Vergleich der ost- und westdeutschen Projekte ergibt sich hinsichtlich der beruflichen Qualifikationen und, wie oben schon benannt wurde, hinsichtlich der Angabe eines weiteren Berufsabschlusses. Das Schaubild der beruflichen Qualifikationen gestaltet sich wie folgt:

Abbildung 18: *Berufliche Qualifikation der MitarbeiterInnen OST versus WEST*



Die unterschiedlichen Ausbildungsvoraussetzungen zwischen ostdeutschen und westdeutschen MitarbeiterInnen, die sich in dieser Zuordnung der ost- und westdeutschen Projekte spiegeln, werden deutlicher, wenn man die Säule der ‚anderen Berufe‘ aufschlüsselt. Von den ostdeutschen MitarbeiterInnen wurden hier genannt:

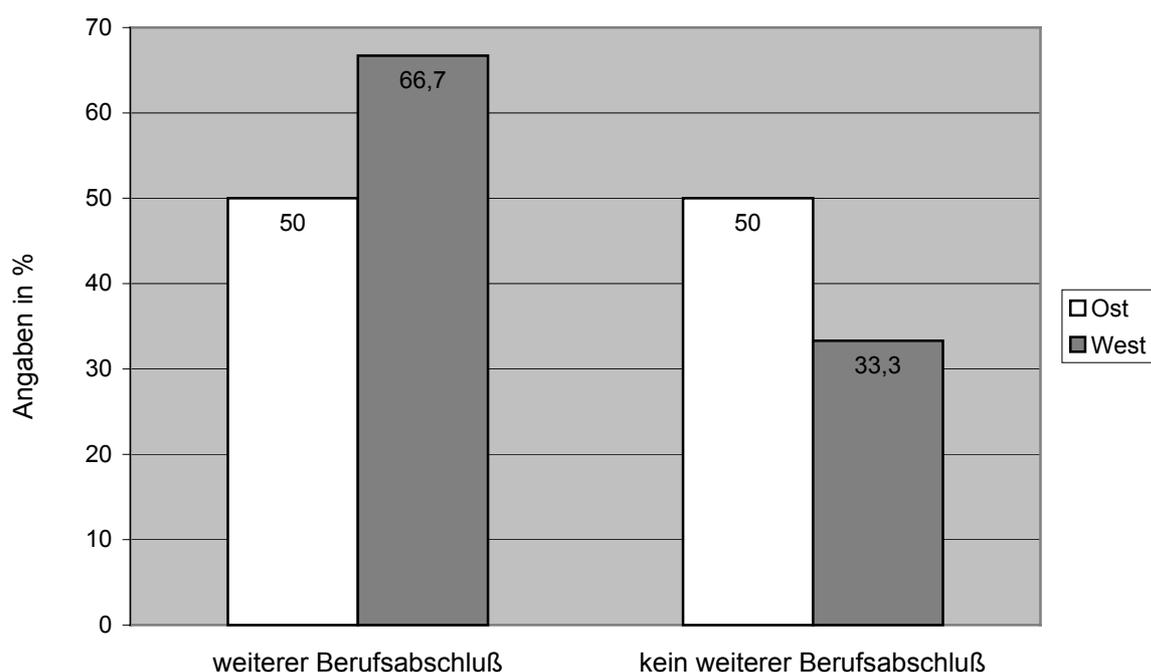
TischlerIn
 Kauffrau für Bürokommunikation
 MusikerIn
 ÖkonomIn
 ErgotherapeutIn
 TeilkonstrukteurIn
 DiplomlehrerIn
 KlubleiterIn

Die westdeutschen MitarbeiterInnen haben folgende Angaben gemacht:

BetriebswirtIn
 Industriekauffrau
 TheologIn
 VerwaltungswissenschaftlerIn
 PolitologIn
 StudentIn für Tourismus

Ein überraschender Unterschied zeigt sich auch im Vergleich der ostdeutschen und westdeutschen MitarbeiterInnen bei der Angabe eines weiteren Berufs:

Abbildung 19: Weiterer Berufsabschluß in OST und WEST

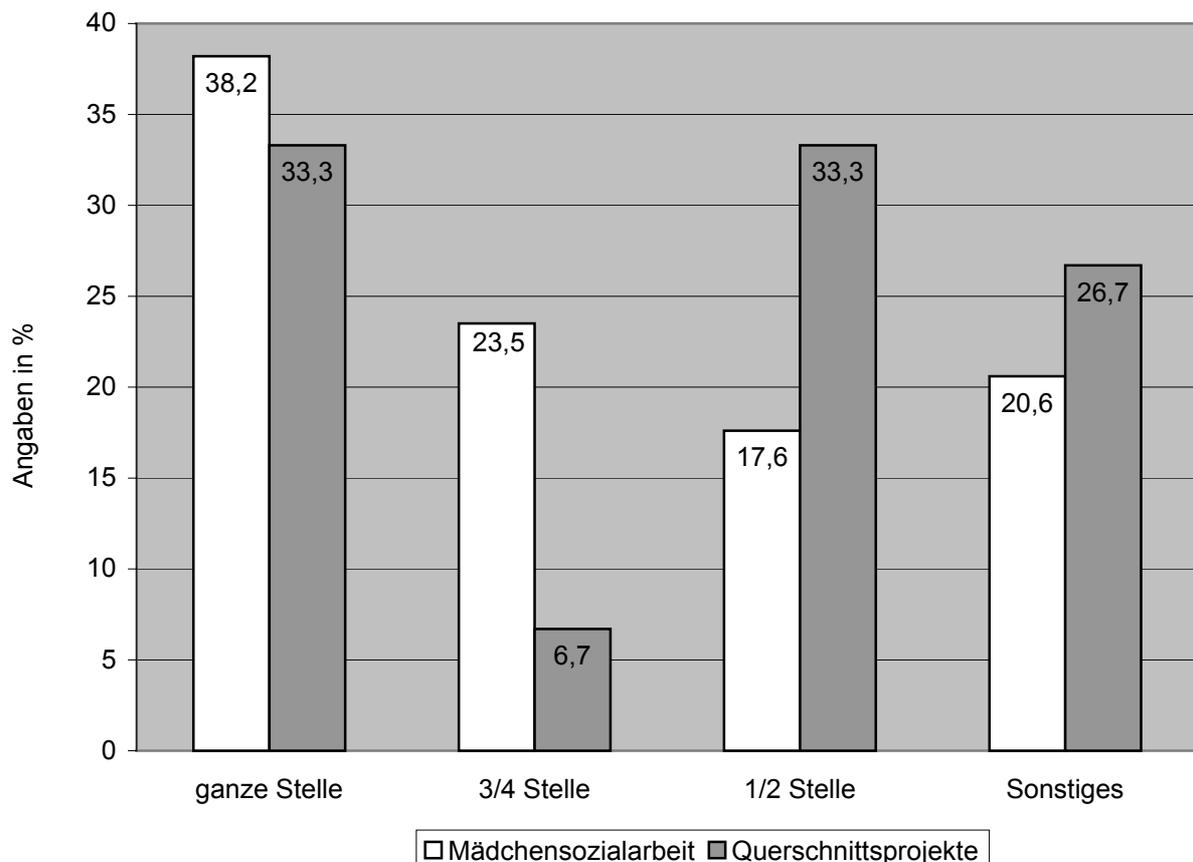


Nachdem bereits die Quantität eines weiteren Berufsabschlusses bei den ModellmitarbeiterInnen auffällig war, zeigt sich hier ein weiteres überraschendes Bild. Entgegen der Annahme, vielleicht auch des Vorurteils, daß ein zweiter Berufsabschluß bei den ostdeutschen MitarbeiterInnen aufgrund der Transformationsprozesse nach der Wende überwiegen würde, gaben über 2/3 der westdeutschen MitarbeiterInnen einen weiteren Berufsabschluß an. Auch oder gerade für die westdeutschen MitarbeiterInnen des Bundesmodellprogramms schien die Existenz einer beruflichen ‚Normalbiographie‘ nicht mehr gegeben.

2.1.2 Vergleich der Projekte aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit mit den Projekten des Querschnittsbereichs

In Anlehnung an die Ergebnisse aus dem Vergleich der ostdeutschen und westdeutschen Projekte lassen sich gleichfalls signifikante Unterschiede zwischen dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit und dem der Querschnittsprojekte ausmachen. Dieser Tatbestand betrifft zunächst die Stellenbesetzung:

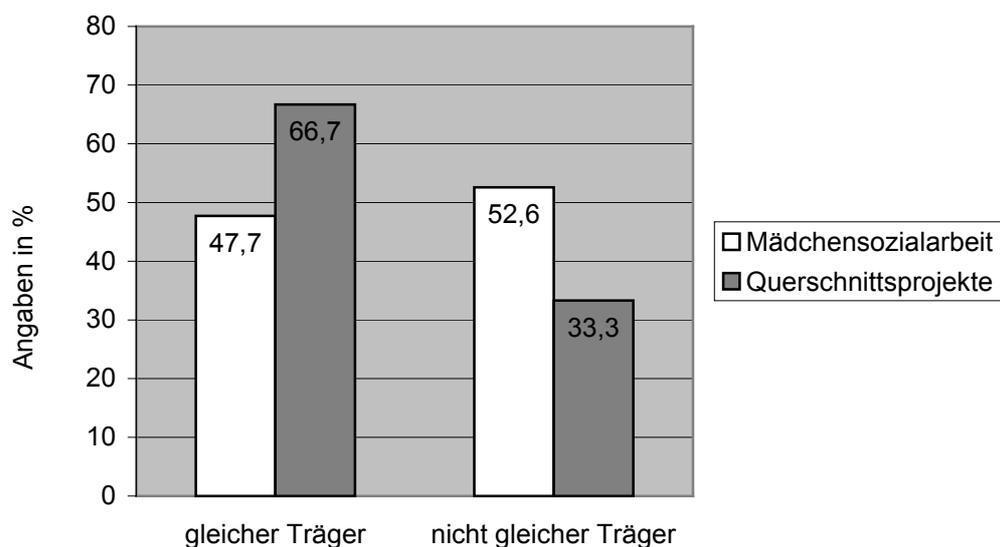
Abbildung 20: Stellenbesetzung in der Mädchensozialarbeit versus Querschnittsprojekte



Dieses Schaubild entspricht fast dem Schaubild des Ost-West-Vergleichs.

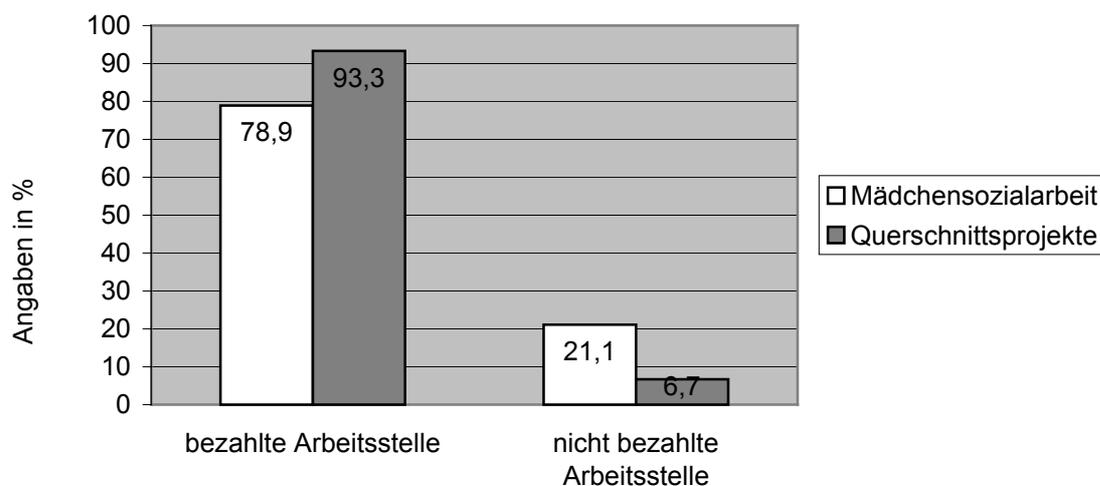
Ein vergleichbarer, signifikanter Unterschied läßt sich auch hinsichtlich der Frage festmachen, ob die MitarbeiterInnen vor dem Modellprojekt bereits beim gleichen Träger gearbeitet haben. In diesem Schaubild zeigt sich deutlich eine Dominanz des Querschnittsbereichs:

Abbildung 21: *Arbeit beim gleichen Träger vor dem Modellprojekt in der Mädchensozialarbeit versus Querschnittsprojekte*



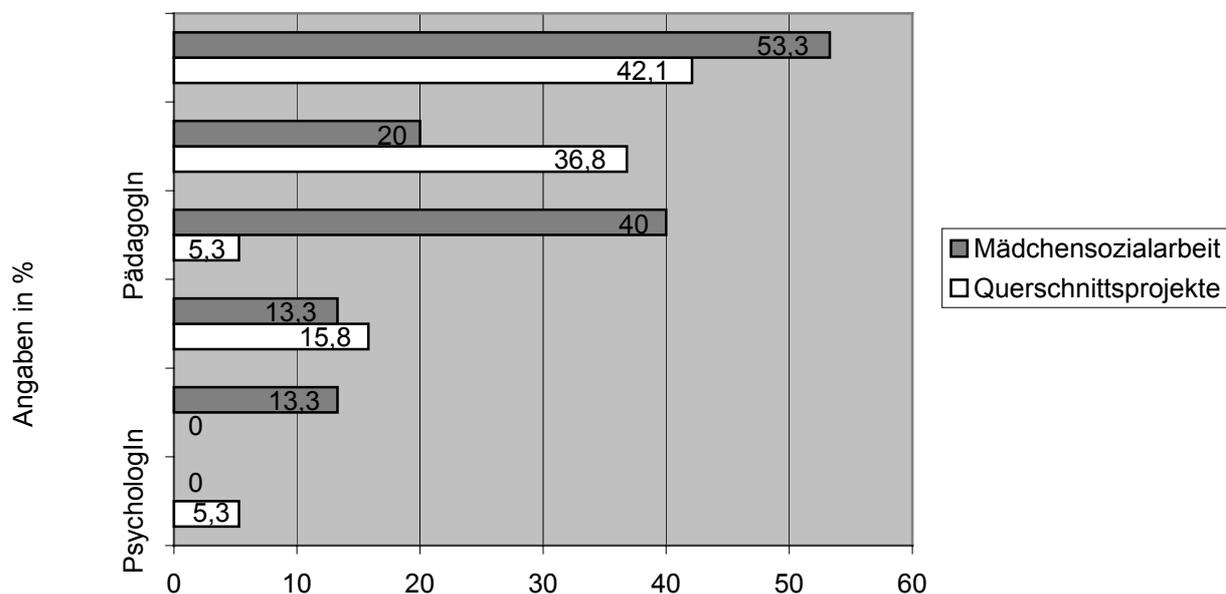
Unterschiede von Gewicht zeigen sich auch hinsichtlich der Frage, ob die MitarbeiterInnen schon vor Projektstart eine bezahlte Arbeitsstelle hatten. Diesbezüglich kann man feststellen, daß im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit mehr BerufsanfängerInnen vertreten waren als in dem der Querschnittsprojekte:

Abbildung 22: *Bezahlte Arbeitsstelle vor dem Modellprojekt in der Mädchensozialarbeit versus Querschnittsprojekte*



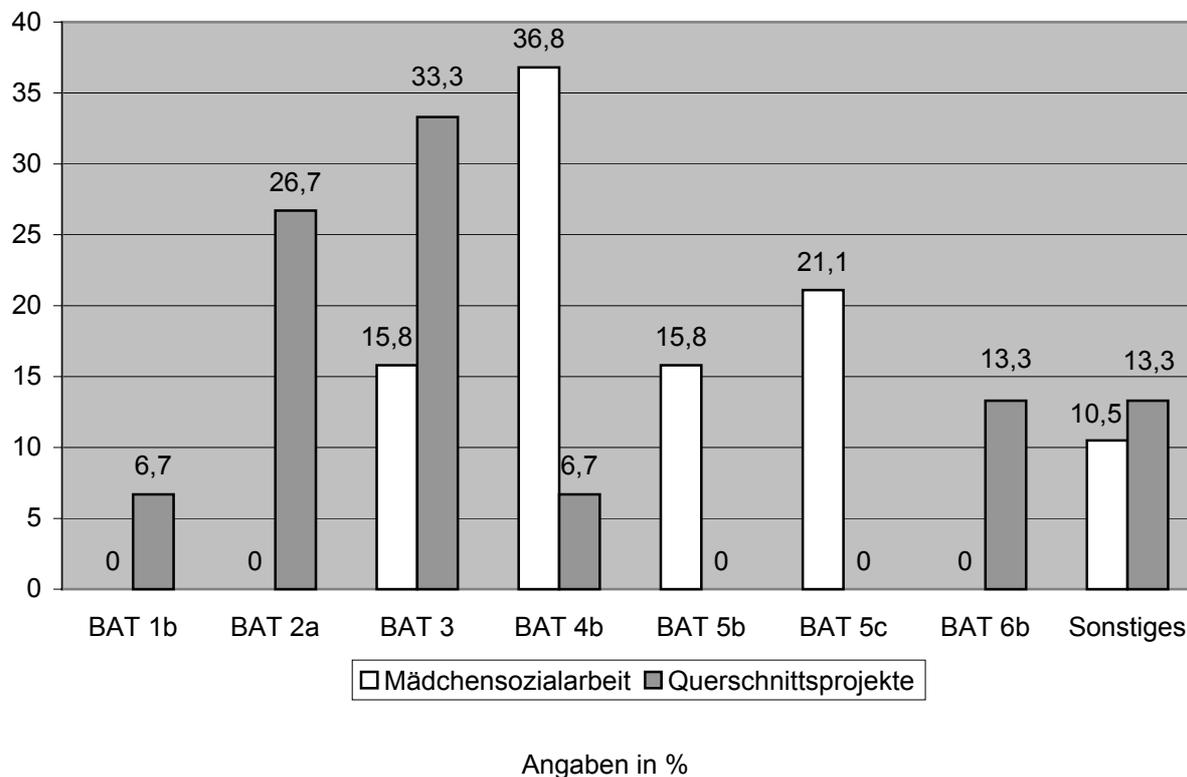
Unterschiede, die gleichfalls die Differenzen des Schaubildes im Ost-West-Vergleich in Erinnerung rufen, zeigen sich in den Angaben zur beruflichen Qualifikation:

Abbildung 23: Berufliche Qualifikation der MitarbeiterInnen in der Mädchensozialarbeit versus Querschnittsprojekte



Im Bereich der Querschnittsprojekte dominierten deutlich die ‚anderen Berufe‘ und die PädagogInnen, während im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit die ‚anderen Berufe‘ und die SozialarbeiterInnen vorherrschend waren. Entsprechende Unterschiede fanden sich folgerichtig auch in der Vergütung:

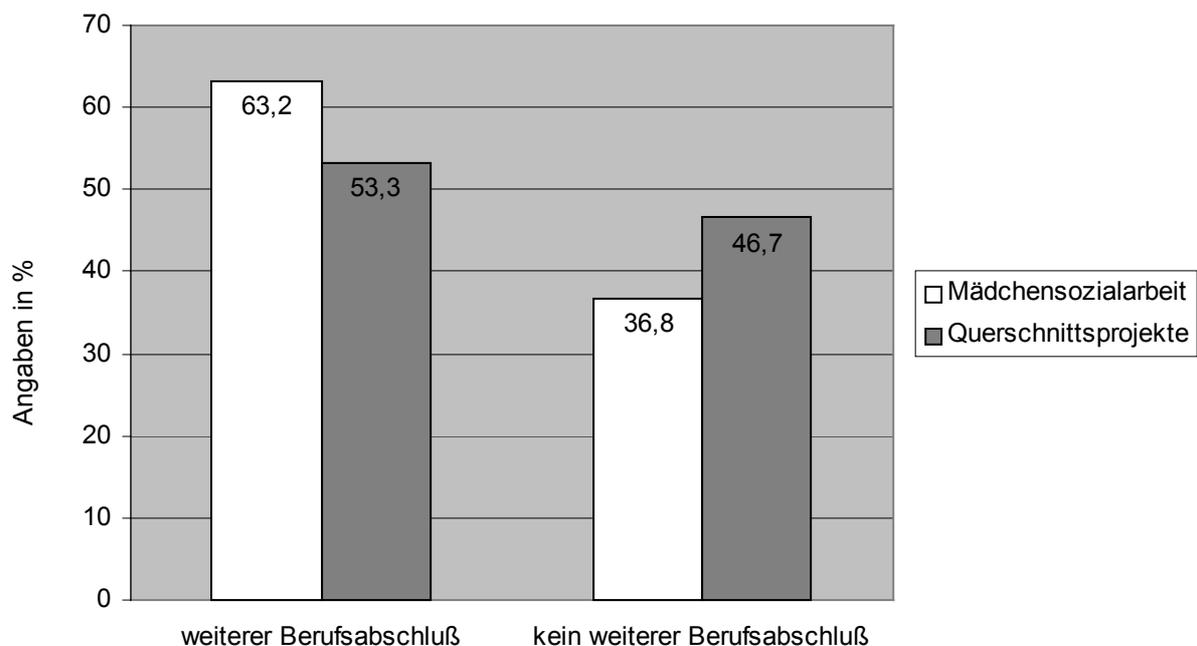
Abbildung 24: Vergütung der MitarbeiterInnen in der Mädchensozialarbeit versus Querschnittsprojekte



Angaben in %

Ein weiterer deutlicher Unterschied zwischen den beiden Bereichen zeigt sich in der Frage nach einem weiteren Berufsabschluß. Hier wird – auch noch einmal im Unterschied zu dem gleichen Schaubild im Ost-West-Vergleich – eine überraschende Anordnung sichtbar:

Abbildung 25: Weiterer Berufsabschluß in der Mädchensozialarbeit versus Querschnittsprojekte



Die Angabe von 2/3 der MitarbeiterInnen, die im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit einen weiteren Berufsabschluß angaben, überrascht insofern, als im Ost-West-Vergleich (bei 4 Ost- zu 2 Westprojekten) nur 50 % die Frage nach einem zusätzlichen Berufsabschluß bejahten. Mit anderen Worten: Besonders die MitarbeiterInnen der Westprojekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit hatten in der Regel einen doppelten Berufsabschluß.

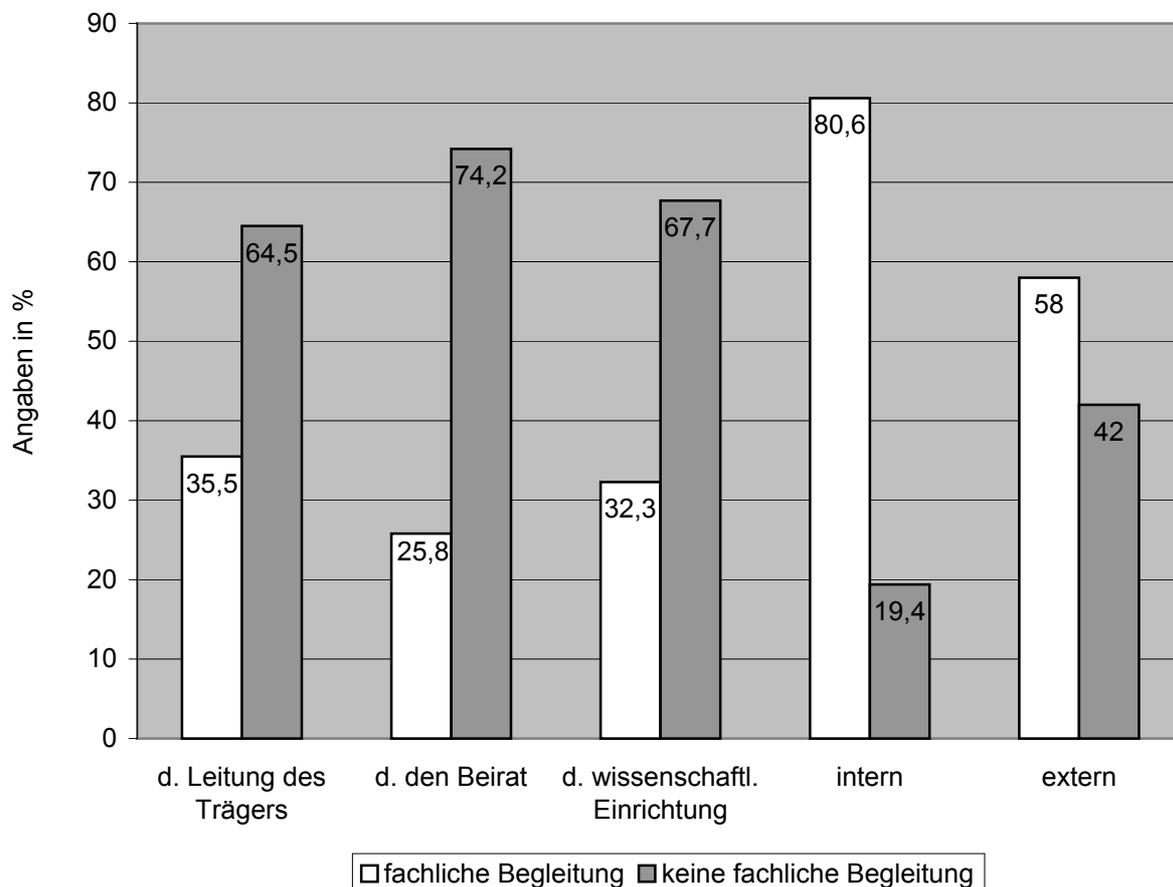
2.2 Ergebnisse der zweiten quantitativen Erhebung

Die Darstellung der Ergebnisse der zweiten quantitativen Erhebung folgt der oben benannten Herangehensweise, die in der Einleitung beschrieben wurde. Anders als bei der Auswertung der Ersterhebung, spielten aber die Unterschiede zwischen den ost- und westdeutschen Projekten nur eine geringe Rolle. Deshalb wird am Ende der Präsentation der Ergebnisse der zweiten quantitativen Erhebung diesbezüglich nur auf zwei signifikante Differenzen verwiesen.

In der zweiten quantitativen Erhebung wurden die MitarbeiterInnen danach gefragt, ob sie in ihrer Tätigkeit fachliche Begleitung erhalten haben. 88 % der MitarbeiterInnen bejahten diese Frage. Bei der Spezifizierung dieser Fragestel-

lung, d. h. der Frage danach, durch wen sie fachliche Begleitung erhalten haben, ergibt sich folgendes Bild:

Abbildung 26: *Erhalt fachlicher Begleitung*

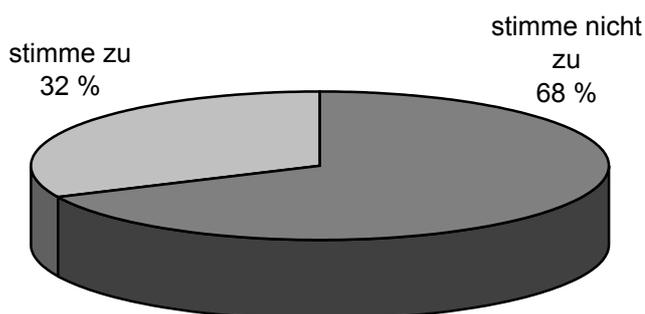


Auffällig an dieser Darstellung ist die ausgesprochen geringe fachliche Begleitung durch die Leitung des Trägers, obwohl eine hohe trägerinterne Unterstützung angegeben wurde. Diese geringe Unterstützung durch die Trägerleitung ist besonders bemerkenswert, da es sich bei den geförderten Projekten um *Bundesmodellprojekte* handelte, die durchaus beim eigenen Träger oder im eigenen Verband eine bestimmte exponierte Stellung einnahmen. Deutlich verschärft trat diese geringe fachliche Begleitung bei den Projekten aus dem Bereich der Mädchensozialarbeit in Erscheinung. Ob dieses Ergebnis einen Moment widerspiegelt, der an den Stand der Laufzeit der jeweiligen Projekte gebunden oder grundsätzlicher Natur war, konnte zu diesem Zeitpunkt der Erhebung nicht eindeutig geklärt werden. Mit Blick auf die Ergebnisse aus der qualitativen Erhebung ist zu konstatieren, daß die fachliche Begleitung durch die Leitung – soweit dies überhaupt der Fall war – erst am Ende der Projektlaufzeit erfolgte, als es um die (kommunale) Absicherung der Projekte ging.

Im Zusammenhang mit den Rahmenbedingungen der Arbeit zeigen sich besonders Merkmale, die eine hohe Arbeitsbelastung dokumentieren, wie dies aber für

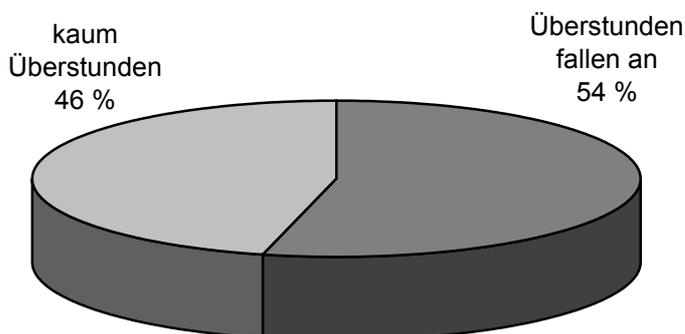
Modellprojekte typisch ist. So wurde teilweise nicht nur darauf verwiesen, daß nicht genügend Zeit zur Verfügung stand, alle Aufgaben sachgerecht zu erfüllen oder, daß MitarbeiterInnen zu viele Tätigkeiten gleichzeitig ausüben müssen, sondern es wurde auch von einer hohen Prozentzahl der MitarbeiterInnen angegeben, daß sie ‚Arbeit mit nach Hause nehmen‘ und Überstunden leisten. Bei der Frage danach, ob sie abends oder am Wochenende *häufig* Arbeit mit nach Hause nehmen, zeigt sich folgendes Bild:

Abbildung 27: *Arbeitsbelastung – Ich nehme abends oder am Wochenende häufig Arbeit mit nach Hause*



Analysiert man dieses Ergebnis in Bezug auf die beiden Bereiche der Offenen Mädchensozialarbeit und der Querschnittsprojekte, dann zeigt sich, daß die Abend- und Wochenendarbeit noch deutlicher im Bereich der Querschnittsprojekte dominierte (38 % zu 25 % im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit). Hinsichtlich der Frage nach Überstunden, die geleistet werden müssen, wurden insgesamt folgende Angaben gemacht:

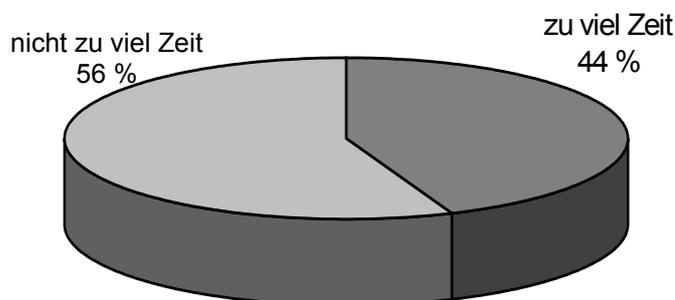
Abbildung 28: *Arbeitsbelastung – Ich muß kaum Überstunden leisten*



Über die Hälfte der MitarbeiterInnen gab an, Überstunden von Gewicht zu leisten. Diese Form der Arbeitsbelastung zeigte sich noch verstärkter bei den MitarbeiterInnen, die im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit tätig waren. Hier gaben 68 % an, daß Überstunden nötig sind (im Vergleich zu 50 % im Quer-

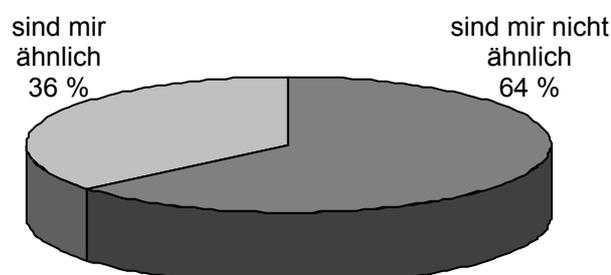
schnittsbereich). Eine hohe Arbeitsbelastung, die typisch ist für Modellprojekte, spiegelte sich auch in diesem Modellprogramm wider, da neue Projekte nicht wirklich und vollständig planbar sind und man sich mit diesen Projekten in neue Handlungsfelder wagt. Gleichzeitig verdeutlicht dieses Ergebnis auch, daß Mädchenarbeit insgesamt weder bei den einzelnen Trägern noch in den Strukturen der Jugendhilfe institutionalisiert war. Letzteres zeigt sich auch darin, daß fast die Hälfte aller MitarbeiterInnen angab, daß die Aushandlungsprozesse mit Kooperationspartnern zu viel Zeit in Anspruch nehmen, vor allem wenn man die dünne Personaldecke in den Projekten in Rechnung stellt:

Abbildung 29: *Die Aushandlungsprozesse mit Kooperationspartnern nehmen zu viel Zeit in Anspruch*



Projektübergreifend läßt sich in der quantitativen Auswertung noch auf ein signifikantes Ergebnis hinweisen, das sich auf den Bereich der „professionellen Sichtweisen“ und auf die Haltung der MitarbeiterInnen bezieht. Bei der Frage nach den Gründen und Intentionen der Mitarbeit in den jeweiligen Projekten wurde auch die vermeintliche Adressatennähe überprüft und in die Befragung aufgenommen. Hier gaben zwei Drittel der MitarbeiterInnen des Bundesmodellprogramms an, daß ihnen die Adressaten *nicht* ähnlich sind:

Abbildung 30: *Ich arbeite in dem Projekt, weil die AdressatInnen mir ähnlich sind*



Dieses Ergebnis ist insofern signifikant, da gerade im Feld der Mädchenarbeit den MitarbeiterInnen oft eine zu große Nähe zu ihrem Klientel und Formen der ‚Betroffenheit‘ unterstellt werden, die eine professionelle Haltung gegenüber

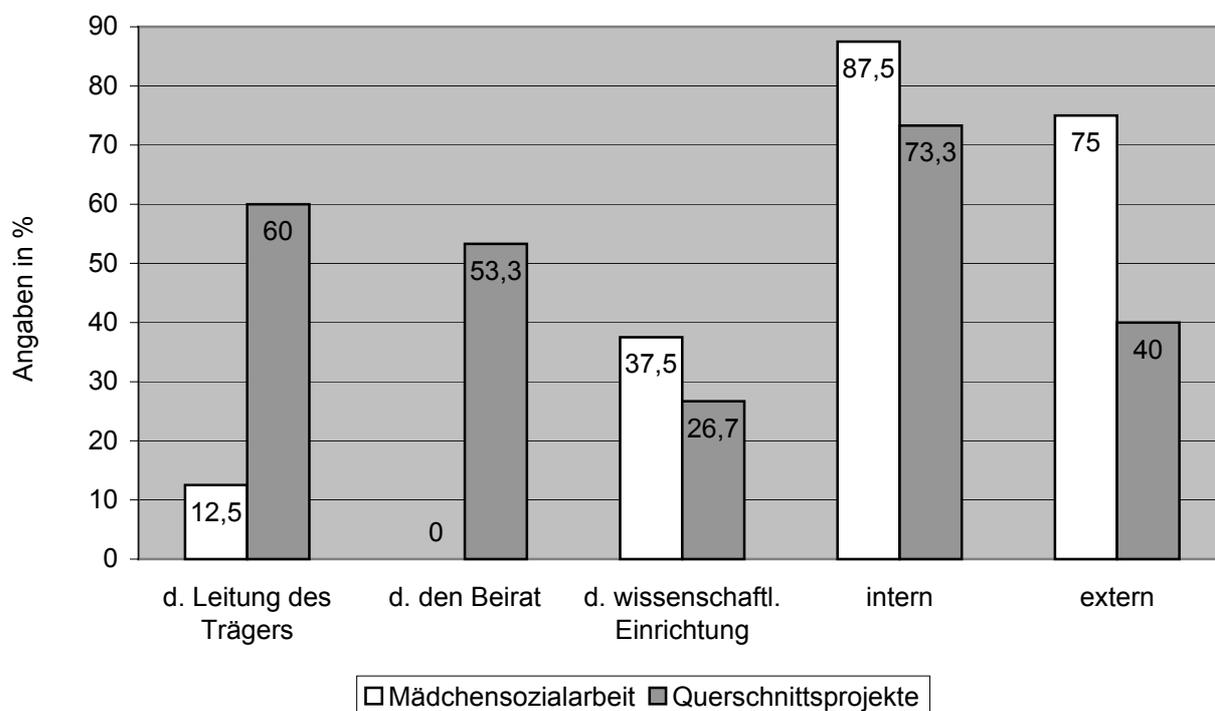
ihrer Arbeit erschweren. Im Bundesmodellprogramm dominierte dieser Tatbestand nicht.

2.2.1 Vergleich der Projekte aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit mit den Projekten des Querschnittsbereichs

Die signifikantesten Ergebnisse der Auswertung der quantitativen Fragebogenuntersuchung ergeben sich aus dem Vergleich der Projekte, die im Bereich der Offene Mädchensozialarbeit verortet wurden und denen aus dem Bereich der Querschnittsprojekte. Signifikante Differenzen finden sich in allen Variablen die erhoben wurden, mit Ausnahme der Variablen 11, mit der das Klima und die Zusammenarbeit im jeweiligen Team dokumentiert wurde. Hier finden sich keine Unterschiede zwischen dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit und dem Bereich der Querschnittsprojekte. Abweichungen diesbezüglich sind individuell und projektgebunden.

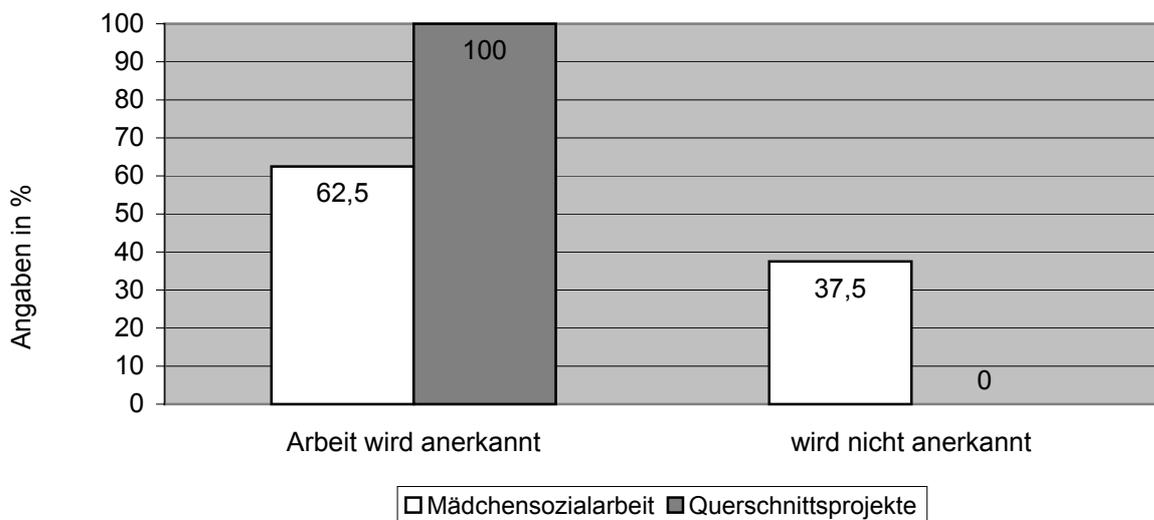
Deutliche Unterschiede zwischen diesen beiden Bereichen – wie dies auch schon bei der projektübergreifenden Darstellung der Ergebnisse anklang – finden sich bei der Spezifizierung der Fragestellung, durch wen die Projekte fachlich begleitet werden. Die hier dokumentierte geringe Unterstützung der Projekte durch die Leitung der jeweiligen Träger konturiert sich noch einmal neu in diesem Vergleich:

Abbildung 31: *Erhalt fachlicher Begleitung*



Diese Graphik verdeutlicht eindrucksvoll, daß im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit so gut wie keine fachliche Begleitung durch die Leitung des Trägers erfolgte, während immerhin zwei Drittel der MitarbeiterInnen aus dem Bereich der Querschnittsprojekte der Frage nach dem Erhalt fachlicher Begleitung durch die Leitung des Trägers zustimmten. Auch bei der Frage danach, wie die Arbeit des Projektes durch die Leitung des Trägers anerkannt wird, zeigt sich eine klare Polarität:

Abbildung 32: *Anerkennung der Arbeit durch die Leitung des Trägers*



Während sich im Bereich der Querschnittsprojekte alle MitarbeiterInnen durch die Leitung des Trägers in ihrer Arbeit anerkannt fühlten, erlebten fast 40 % derjenigen aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit keine Anerkennung. Bei einem weiteren Item, mit dem die Unterstützungsleistung des Trägers im Allgemeinen dokumentiert werden sollte und das mit dem oberem korreliert, fand sich eine ‚abgemilderte‘ Entsprechung der oberen Darstellung. Bei der Frage danach, ob sich die MitarbeiterInnen von ihrem Träger unterstützt fühlen, stimmten 100 % der MitarbeiterInnen aus dem Bereich der Querschnittsprojekte zu, während ein Drittel derjenigen aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit von keiner Unterstützung berichteten.

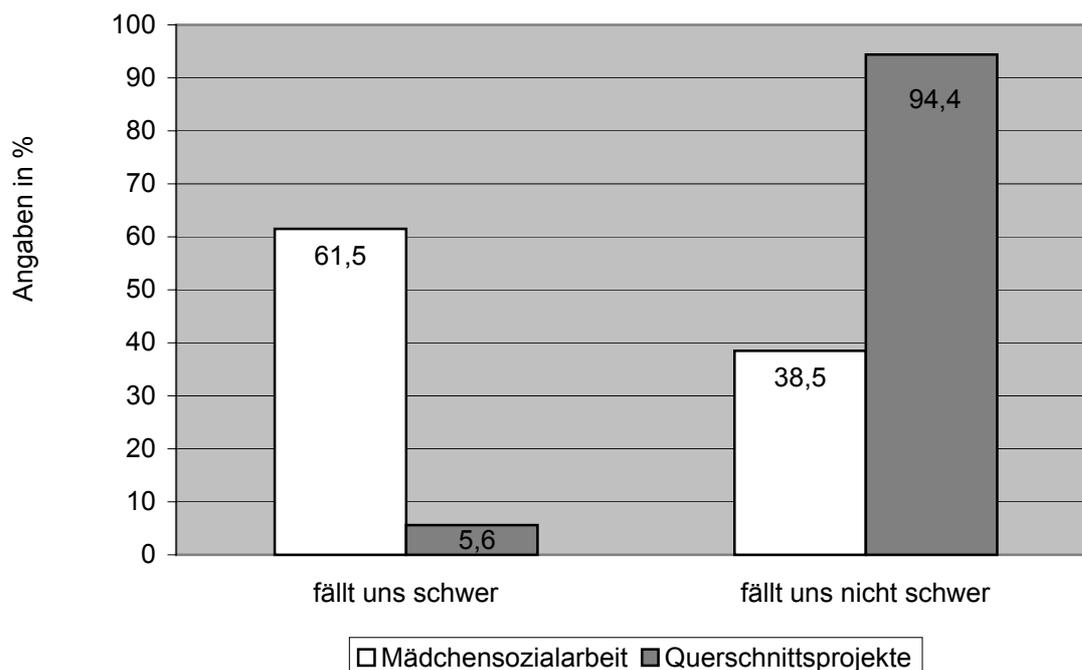
Bezüglich der Variablen, die die fachliche Begleitung, Unterstützung und Anerkennung durch den Träger bzw. die Leitung des Trägers veranschaulichen, und denen, über die die Zufriedenheit der MitarbeiterInnen mit den Ergebnissen des Projektes abgefragt wurden, gibt es in diesem Vergleich einige weitere signifikante Korrelationen. (Dagegen gibt es keinen Zusammenhang zwischen der Variablen „Mehrarbeit“ und der Variablen „Unterstützung und Anerkennung durch den Träger bzw. die Leitung des Trägers“. Die ursprüngliche Hypothese, daß diejenigen MitarbeiterInnen, die Mehrarbeit in Form von Überstunden etc. leisteten, auch diejenigen waren, die überwiegend von einer Anerkennung und Un-

terstützung ihrer Tätigkeit berichteten, mußte verworfen werden. Für das Bundesmodellprogramm fanden sich diesbezüglich keine Zusammenhänge.)

Bei der Frage nach der Zufriedenheit mit den bisherigen Ergebnissen der Projektarbeit (Variable 12) gibt es für beide Bereiche ein interessantes ‚Ranking‘ der Items. Obwohl die allgemeine Zufriedenheit mit 85 % sehr hoch lag, zeigt sich die Abstufung der inhaltlichen Spezifizierungen wie folgt: 100 % der MitarbeiterInnen gaben an, auf dem richtigen Weg zu sein, 97 % sagten, daß sie das Gefühl haben, daß ihre Arbeit etwas bewirkt hat, 96 % hatten das Gefühl, die Wünsche und Probleme der Mädchen zu treffen, 91 % berichteten, daß ihre Arbeit anerkannt wird, aber 30 % (positiv 70 %) gaben jeweils an, daß es ihnen schwer fällt, ihre Adressaten zu erreichen bzw., daß ihre bisherige Konzeption modifiziert werden sollte.

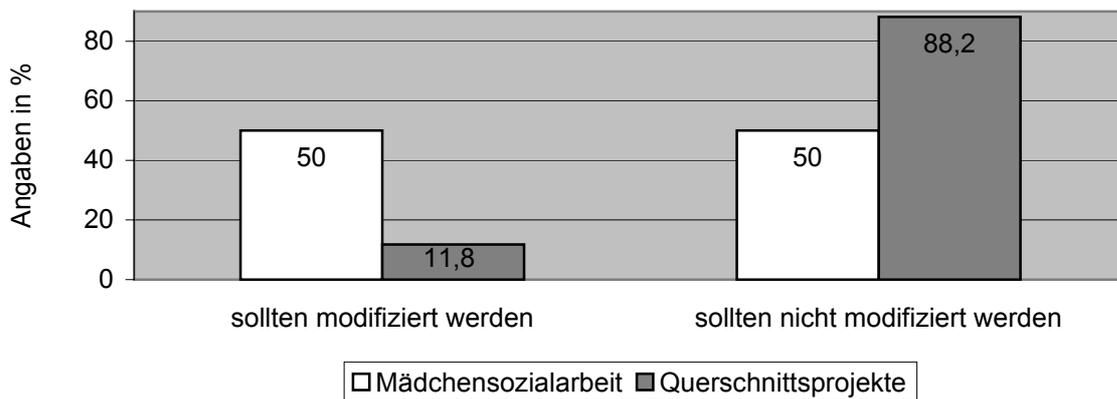
Besonders bezüglich der letzten beiden Aussagen: „Es fällt uns schwer, unsere Adressaten zu erreichen.“ und: „Unsere bisherige Konzeption sollte modifiziert werden.“, zeigen sich signifikante Differenzen zwischen dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit und dem der Querschnittsprojekte. Diese Unterschiede sind auch deshalb von besonderem Interesse, weil ähnliche Differenzen auch bei der Auswertung der qualitativen Erhebung zum Vorschein kommen (vgl. I 3). Während 94 % der MitarbeiterInnen aus dem Bereich der Querschnittsprojekte angaben, daß es ihnen *nicht* schwer fällt, ihre Adressaten zu erreichen, gaben über 60 % der MitarbeiterInnen im Bereich der Mädchensozialarbeit das genaue Gegenteil an:

Abbildung 33: *Es fällt uns schwer, unsere Adressaten zu erreichen*



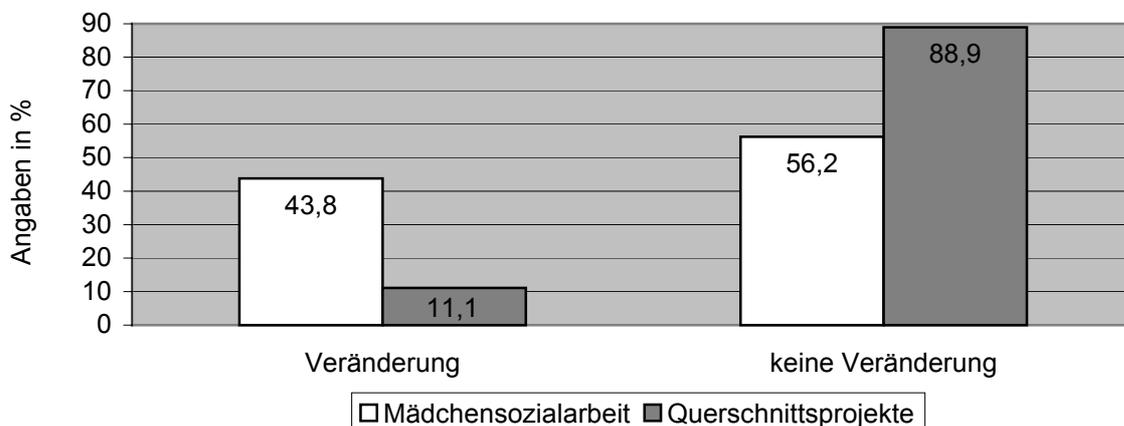
Bei der Frage nach der zu verändernden Konzeption signalisierten gleichfalls 50 % der MitarbeiterInnen aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit ihre Zustimmung, während 88 % derjenigen aus dem Bereich der Querschnittsprojekte die Frage verneinten:

Abbildung 34: *Unsere bisherige Konzeption sollte modifiziert werden*



Setzt man diese Aussagen der MitarbeiterInnen aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit ins Verhältnis zu den Ergebnissen, die bezüglich der Unterstützung durch den Träger und Anerkennung bzw. fachlichen Begleitung seitens der Leitung des Trägers gewonnen wurden, so zeigen sich hier deutliche Zusammenhänge. Das heißt, es finden sich signifikante Korrelationen zwischen der Schwierigkeit, die Adressaten zu erreichen, der Notwendigkeit, die Konzeption weiterzuschreiben und der mangelnden Unterstützung seitens des Trägers. Diese labile Situation in den Projekten aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit wird abschließend noch durch eine weitere Darstellung bestätigt, mit der die Veränderung der Aufgabenbereiche der einzelnen MitarbeiterInnen in den Projekten dokumentiert wird. So gaben diesbezüglich 42,8 % der MitarbeiterInnen an, daß sich ihre Aufgabenbereiche geändert haben (vgl. 11,1 % im Bereich der Querschnittsprojekte):

Abbildung 35: *Veränderung der Aufgabenbereiche im Projekt*

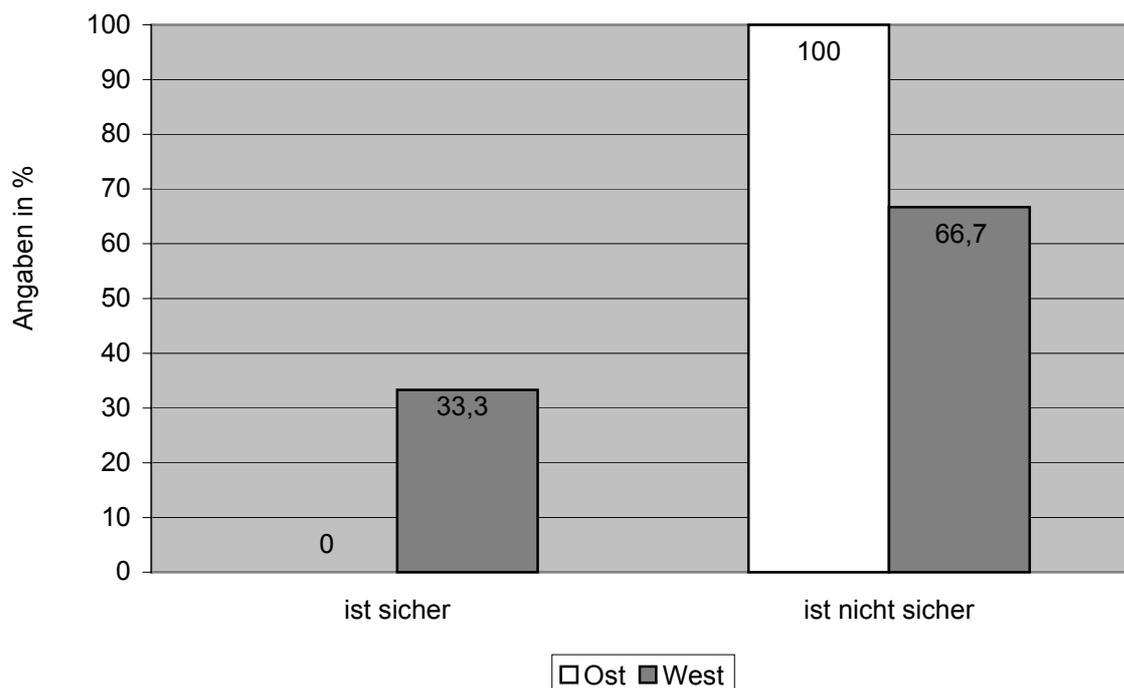


In der quantitativen Auswertung bestätigt sich also ein Vorgang, der auch während der qualitativen Erhebung zu beobachten war: Die Projekte im Querschnittsbereich hatten eine wesentlich stabilere Kontur, sowohl was die Projektarbeit selbst, aber auch den Kontext dieser Arbeit betraf.

2.2.2 Vergleich der ostdeutschen und der westdeutschen Projekte

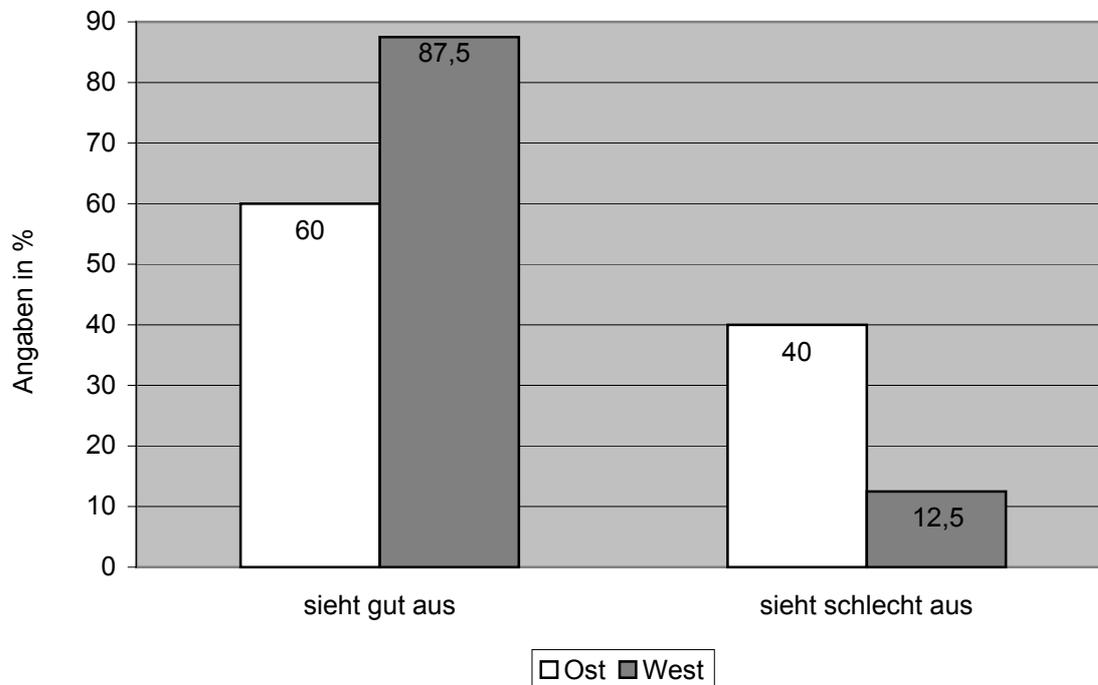
Die im Vergleich zur ersten Fragebogenerhebung zu dokumentierenden Unterschiede zwischen den ost- und westdeutschen Projekten sind im Rahmen der zweiten Fragebogenuntersuchung weit weniger signifikant als die Differenzen, die im Vergleich Offene Mädchensozialarbeit/Querschnittsprojekte auszumachen waren. Die Unterschiede, die in diesem Zusammenhang auftraten, waren eher inhaltlich begründet, also dadurch, daß vier von fünf ostdeutschen Projekten im Bereich der Mädchensozialarbeit angesiedelt waren. Auch die Differenzen, die den Kontext der Projekte bestimmten, z. B. Unterstützung durch die Leitung des Trägers, schienen in diesem Programm eher bereichsspezifisch begründet und weniger in den unterschiedlichen Strukturen der ost- und westdeutschen Projekte zu liegen. Bezogen auf die Auswertung der Fragebogenerhebung zeigten sich Unterschiede vor allem hinsichtlich der Sichtweise persönlicher Entwicklungschancen (Variable 13). Hier waren die ostdeutschen MitarbeiterInnen deutlich pessimistischer, eine Sichtweise, die aber auch einen realen Hintergrund hat. So verwiesen alle MitarbeiterInnen im Osten darauf, daß ihr Arbeitsplatz *nicht* sicher ist, während immerhin über ein Drittel der MitarbeiterInnen im Westen von einem sicheren Arbeitsplatz sprachen:

Abbildung 36: *Mein Arbeitsplatz ist sicher*



Auch die persönliche Zukunft, die persönliche Entwicklung wurde von den ost-deutschen MitarbeiterInnen deutlich pessimistischer eingeschätzt:

Abbildung. 37: *Ich finde, daß die Zukunft recht gut aussieht*



Ein besonderes Gewicht erhalten diese Differenzen, wenn man sie in Anlehnung an den Vergleich der Projekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit und dem der Querschnittsprojekte bereichsspezifisch analysiert. Die Projekte, die im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit angesiedelt waren *und* in Ostdeutschland arbeiteten, wiesen eine besonders labile Kontur auf, die sich potenzierte. Sie zeichnete sich dadurch aus, daß die Projektarbeit selbst sich während der Projektlaufzeit kaum stabilisierte, der strukturelle Kontext labil war und darüber hinaus auch die arbeitsbezogenen Hintergründe der MitarbeiterInnen nicht sicher, sondern von ständigen Neuorientierungen geprägt waren.

3 Ergebnisse der qualitativen Erhebung

Die Ergebnisse der qualitativen Erhebungen, die bei einer Ausnahme in drei Phasen in einem ca. jährlichen Abstand während der Laufzeit der Projekte durchgeführt wurden³, sollen im folgenden unter unterschiedlichen Themenschwerpunkten dargestellt werden. Dabei wird deutlich, daß sich die Ergebnisse der Projektarbeit nicht als absolute Größen bestimmen lassen, sondern sich in

³ In einem Projekt erfolgten nur zwei Erhebungen, eine Erst- und eine Schlußerhebung, weil dieses Projekt nur eine Laufzeit von einem Jahr hatte. In einem weiteren Projekt erfolgte zusätzlich zu der Ersterhebung, die abgebrochen werden mußte, weil währenddessen deutlich wurde, daß das Projekt seine Zielgruppe nicht erreicht, eine zusätzliche Nacherhebung, nachdem das Projekt sein ursprüngliches Anliegen wieder in den Blick genommen hatte bzw. sich wieder an dem Ausgangskonzept neu orientierte.

den meisten Fällen aus der Rekonstruktion des Prozeßverlaufes der Projekte zwischen ihrer Implementierung, Etablierung und Integration dokumentieren lassen.

Anders als das für Aktionsprogramme in der Regel üblich ist und auch unabhängig von den projektbezogenen Ausgangsbedingungen ‚vor Ort‘ war dieses Bundesmodellprogramm keine innovative Maßnahme, die erstmalig im Rahmen eines Interventionsprogramms erprobt werden sollte. Mädchenarbeit gilt in der Jugendhilfe inzwischen als etabliertes (sozialpädagogisches) Handlungsfeld und ist in den alten Bundesländer eingebunden in den politischen Kontext einer 20jährigen Geschichte. Dagegen muß Mädchenarbeit – trotz einer bereits realisierten ersten bundesweiten Modellphase „Mädchen in der Jugendhilfe“ – in den neuen Bundesländern auch zwölf Jahre nach der Wende immer noch als neues Handlungsfeld gewertet werden, ein Tatbestand, der sich in der Auswertung dieses Modellprogramms bestätigte. Mädchenarbeit stellte sich in den ostdeutschen Bundesländern immer noch als ein gesellschaftliches Novum dar, dessen Zielsetzungen und Perspektiven mit Blick auf die westdeutsche Tradition, aber vor allem auf dem Hintergrund der DDR-Geschichte und anschließend an die Erfahrungen, die im Zuge der Transformationsprozesse nach der Wende gemacht wurden, ausgeleuchtet und erprobt wurden.

Während der qualitativen Erhebungen wurden elf von vierzehn Projekten prozeßbegleitend evaluiert. Mit den drei restlichen Projekten, die alle im Zuge der Antragsauswertung im Bereich der ‚Metaprojekte‘ verortet wurden und die selbst evaluierend tätig waren, wurden dagegen Kooperationsvereinbarungen getroffen und Transferveranstaltungen durchgeführt, um sicherzustellen, daß die Ergebnisse dieser Projekte bei der Auswertung des gesamten Programms Berücksichtigung finden. Die in diesen Projekten zu dokumentierenden Ergebnisse wurden als Ergänzung bei der Auswertung der unterschiedlichen Erhebungsphasen mit berücksichtigt und werden bei der Darstellung der Ergebnisse der qualitativen Erhebungen gesondert benannt. Im Konkreten werden folgende Projekte, denen eine Förderung zugesprochen wurde, nach Träger und Titel bereichsbezogen aufgelistet:

Abbildung 38: Konkrete bereichsspezifische Einordnung der Modellprojekte

Offene Mädchensozialarbeit	
Träger: Titel:	THEAterwerkstatt Pankow e.V. Integratives Mädchenprojekt
Träger: Titel:	Märkischer Sozialverein Oranienburg e.V. Mädchen in der Jugendhilfe im Landkreis Oberhavel
Träger: Titel:	Stadt Prenzlau Aufbau einer Mädchenzukunftswerkstatt
Träger: Titel:	Sächsische Landjugend e.V. Wir gewinnen Land!
Träger: Titel:	AWO Kreisverband Nürnberg e.V. Förderung von Lebensplanungskompetenzen junger Migrantinnen in der schulbezogenen Jugendhilfe
Träger: Titel:	Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband e.V. Aussiedlerinnen in Kehl
Berufsorientierung	
Träger: Titel:	Technischer Jugendfreizeit- und Bildungsverein e.V. Mädchen und junge Frauen auf technische Berufe orientieren und gezielt vorbereiten
Metaprojekte	
Träger: Titel:	AKSB – Arbeitsgemeinschaft katholisch-sozialer Bildungswerke Gleichheit und Differenz weiblicher Engagementformen
Träger: Titel:	Bayerischer Jugendring Fachprogramm zur Förderung der Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen in der Jugendarbeit in Bayern, Projekt
Träger: Titel:	Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. (ISS) Frankfurt Integrierte mädchenbewusste Jugendhilfeplanung
Multiplikatorenprojekte	
Träger: Titel:	Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V. Düsseldorf Mittendrin – Lebenswelten behinderter Mädchen
Kulturelle Bildung	
Träger: Titel:	Jugendamt der Stadt Essen Medienkompetenz für Mädchen – über den passiven und aktiven Umgang mit Video
Politische Bildungsarbeit	
Träger: Titel:	Thomas-Morus-Akademie Merhaba – Bildungsangebot für türkische Oberstufenschülerinnen und Studentinnen
Sonstiges	
Träger: Titel:	Institut für regionale Innovation und Sozialforschung e. V. (IRIS) Förderung und Stärkung der Mädchenarbeit durch regionale Implementierung und Vernetzung von Jungenarbeit

Die durchgeführten qualitativen Erhebungen wurden sowohl projektspezifisch als auch programmspezifisch ausgewertet. An dieser Stelle sollen die gewonnenen Ergebnisse vorrangig programmübergreifend dargestellt werden, wobei gleichzeitig auf bestimmte Erkenntnisse aus der Evaluation der Einzelprojekte immer dann eingegangen wird, wenn diese auf einen signifikanten Moment hinweisen, über den spezifische Effekte, Innovationen oder neue Anforderungen und Probleme der Mädchenarbeit deutlich wurden. Ähnlich wie dies bei der Auswertung der quantitativen Erhebungen der Fall war, wurden – soweit dies erkenntnisanalytisch von Wert war – zwei weitere Differenzierungen vorgenommen. So wurde in bestimmten Bereichen einerseits zwischen ostdeutschen und westdeutschen Projekten unterschieden, eine Differenzierung, die sich aus den oben benannten, unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten ergab, und andererseits zwischen den Projekten, die im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit, und denen, die im Bereich der Querschnittsprojekte verortet wurden.

Bei den folgenden Darstellungen wird aus den wörtlichen Transkriptionen der Interviews zitiert, die anonymisiert wurden und aus denen die ‚Ähs‘ und ‚Ohs‘ aufgrund der besseren Lesbarkeit der Texte gestrichen wurden. Nur in wenigen Textpassagen der Interviews mußte eine sprachliche Umformulierung vorgenommen werden, um den ‚Sinn‘ des Textes auch Dritten vermitteln zu können. Zitate aus den Interviews wurden in Kursivschrift dokumentiert. Die Fragen der Evaluatorin wurden mit ‚SPI‘ eingeleitet.

3.1 Ausgangsbedingungen

In den Ausführungsbestimmungen zur rechtlichen Grundlage von Bundesmodellprogrammen wurde festgeschrieben, daß Modellprojekte grundsätzlich keine finanzielle Förderung bereits bestehender Projekte umfassen dürfen, d. h. Modellprojekte sich grundsätzlich neu zu konstituieren haben, als innovative Maßnahme, die auf die Lösung bestimmter vorab definierter gesellschaftlicher Problemlagen zielt. In diesem Sinne sind alle geförderten Modellprogramme ‚neue‘ Projekte, die entwickelt, aufgebaut, implementiert und gegebenenfalls in die (kommunalen) Strukturen verankert bzw. in die Strukturen eines Verbandes oder einer Institution integriert wurden.

In der Rekonstruktion der Ausgangsbedingungen der Projekte lassen sich ein paar wesentliche Momente nachzeichnen, die für den weiteren Verlauf der Projekte von Bedeutung waren. So war eine wesentliche Frage zu Beginn der Laufzeit des Programms, wie und auf welchem Hintergrund die Konzeptionen der Projektvorhaben entstanden sind, und vor allem, von wem diese Konzeptionen verfaßt wurden. In diesem Zusammenhang war auffällig, daß – bei einer Ausnahme – alle Projektkonzeptionen im Bereich der Querschnittsprojekte von den MitarbeiterInnen erstellt wurden, die nicht nur bereits in diesem Feld bei ihrem

Träger tätig waren, sondern die auch verantwortlich für die Durchführung der Projekte zeichneten. Aufgrund dieser günstigen Ausgangsposition ist allen diesen Projekten ein schneller und erfolgreicher Projekteinstieg gelungen. Qualifizierungs- und Unterstützungsleistungen bei der Etablierung dieser Projekte wurden seitens der MitarbeiterInnen von der Evaluatorin nicht abgerufen. Nur bei einem Projekt war dieser Tatbestand nicht erfüllt. Hier wurde eine Projektkonzeption ‚fremd eingekauft‘ und die Mitarbeiterinnen des Projektes hatten – besonders im ersten Jahr der Laufzeit – Probleme, diese Konzeption zu adaptieren und die definierten Zielsetzungen in der Arbeit umzusetzen. Schwierig erwies sich dieser Vorgang vor allem deshalb, weil in dieser Konzeption realiter allein abstrakte Vorstellungen des Vorstandes ihren Ausdruck fanden, aber keine profunde Unterfütterung auf der Seite der Mitarbeiterinnen gegeben war, die diese Konzeption mit geplanten Umsetzungsstrategien hätten verbinden können. Infolgedessen besaß der Träger zwar ein avanciertes Projektkonzept, aber die Umsetzung gestaltete sich schwierig, nicht nur weil die dementsprechende Zielgruppe zunächst nicht erreicht wurde:

SPI: Mich würde an dieser Stelle interessieren, ob dieses Konzept⁴ für Sie jetzt weiter Grundlage dieses Projektes ist. Also identifizieren Sie sich mit den Zielvorstellungen oder sagen Sie, das hat jemand anders geschrieben, wir müssen jetzt erst mal selber wieder neue Zielvorstellungen formulieren?

Also, eine Neuformulierung der Zielvorstellungen ist aus meiner Sicht nicht notwendig, weil sie umfassen letztlich das gesamte Spektrum in dem Bereich Mädchenarbeit (im Bereich der Berufsorientierung D. M.). Also, es geht von Informationen und offenen Angeboten bis hin zu Regelkursen und längerer Begleitung. In der Praxis zeigt sich jetzt, wo so die ersten Bedürfnisse auch da sind, also was jetzt am ehesten aus dem Konzept in der Praxis in Arbeit sich umsetzen läßt. Und das ist schon ein anderer Anfang, als der Vorstand dachte. Daß es nämlich die jüngeren Mädchen sind, mit denen wir jetzt zuerst arbeiten. Wo also unsere Angebote am schnellsten gekeimt sind. Wenn man ein Bild verwenden möchte, man streut seine Samen aus und wo sie zuerst aufgehen, das Pflänzchen muß man pöppeln. Und da sind jetzt zuerst die jüngeren Mädchen, mit denen wir gearbeitet haben. Und das hatte der Verein eigentlich anders und ich selbst auch anders im Blick, denn die originäre Zielgruppe wären jetzt die Mädchen zwischen der 9. und 10. Klasse, aber die Lebensphase, die Entwicklungsphase, in der die Mädchen sind, dieses pubertäre Alter, hat andere Schwierigkeiten noch, als sie so zielgerichtet, wie es im Konzept formuliert ist, zu erreichen sind. Und da müssen wir weiter sehen, wie wir an der Stelle vorankommen. Also im Projektverlauf ist es im Blick, aber jetzt, in dieser Anfangsphase ist es

4 Grundlage dieses Projektes, das von einer Frau erstellt wurde, die nicht (mehr) beim Träger arbeitete, war ein sehr avanciertes Konzept, das eine ganz gezielte Berufsvorbereitung auf neue mediale Berufsbilder für Mädchen vorsah mit einer Zertifizierung von erarbeitetem Wissen u. a.

uns nicht gelungen, genau diese Mädchen anzusprechen. Da sind unsere Samen irgendwie verdorrt. (0111406/441)

Zwar konnte das Projekt sich später erfolgreich entwickeln und seine (neue) Kontur spezifizieren, dennoch erwies es sich besonders rückblickend als problematisch, daß in diesem Projekt weder institutionelle noch personelle Vorerfahrungen gegeben waren, infolgedessen eine gelungene Umsetzung der Projektkonzeption umstandslos hätte befördert werden können.

In den Projekten im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit war der Tatbestand, daß die Projektkonzeptionen von erfahrenen MitarbeiterInnen erarbeitet wurden, nicht anzutreffen. Hier wurde die Konzeption in der Regel nicht von den konkreten MitarbeiterInnen der späteren Modellprojekte erstellt, sondern entweder von leitenden Personen beim eigenen Träger verfaßt oder gleichfalls durch ‚Fremdeinkäufe‘ produziert. Die MitarbeiterInnen dieser Projekte hatten deshalb durchgängig wesentlich größere Probleme bei der Implementierung ihrer Projekte. Sie mußten sich zunächst in eine vorgegebene Konzeption einarbeiten und daran anschließend versuchen, die angegebenen Zielsetzungen der Projektkonzeption in ihre Arbeitsaufgaben aufzunehmen und umzusetzen. Die MitarbeiterInnen in diesen Projekten, die zudem öfters BerufsanfängerInnen waren, zur Hälfte vorher noch nicht bei dem Träger gearbeitet hatten und sich auch teilweise erst mit dem Handlungsfeld Mädchenarbeit vertraut machen mußten, haben – besonders am Anfang, während der Implementierung der Projekte – wesentliche Unterstützungsleistungen und Qualifizierungsmaßnahmen von der wissenschaftlichen Begleitung eingefordert. Dieser Bedarf blieb in den benannten Projekten allerdings abgeschwächt während der gesamten Laufzeit des Programms virulent und zeigte sich auch noch einmal deutlich im Zusammenhang mit den abschließenden Fragen im Rahmen der Schlußerhebung zu Nutzen und Einschätzung der Evaluation. Hier benannten fast alle MitarbeiterInnen im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit einen Bedarf an systematischer wissenschaftlicher *Projektbetreuung*.

Weitere Faktoren, die für die jeweiligen Ausgangsbedingungen der Projekte wesentlich waren, lagen in den institutionellen und personellen Vorerfahrungen mit Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Jugendarbeit. Daneben spielte auch der Umstand eine Rolle, und das betraf besonders die Projekte, die regional vor Ort tätig waren, wie sich das jeweilige Projekt im kommunalen Umfeld plazieren konnte und welche Ausrichtung und welchen Status der jeweilige Träger in diesem Umfeld genoß. Darüber hinaus ließ sich konstatieren, daß die Ausrichtung des Trägers und dessen vorhandene institutionelle Rahmenbedingungen von wesentlicher Bedeutung waren und während der gesamten Programmlaufzeit und deren unterschiedlichen Erhebungsphasen direkt oder indirekt Rückschlüsse auf die Effekte des Projektvorhabens zuließen, d. h. auch, daß sich zwi-

schen den trägereigenen Profilen und der konzipierten Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogenen Jugendarbeit Korrelationen herstellen ließen.

Auffällig ist, daß die MitarbeiterInnen bei den wenigsten Trägern und Verbänden eine institutionelle Vorerfahrung in bezug auf das Handlungsfeld Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit benannten. Nur von vier Projekten wurde eine institutionelle Vorerfahrung thematisiert, und nur zwei davon haben zu Beginn der Laufzeit von einer expliziten Verankerung von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit bei der jeweiligen Träger bzw. Verband berichtet:

Mädchenarbeit ist strukturell abgesichert. Wir sind angehalten, Mädchen sehr stark zu berücksichtigen. Und das nicht nur jetzt in den letzten Jahren, es ist wirklich ein Hauptkriterium der Abteilung, Mädchenarbeit zu fördern an allen Ecken und Enden, in jeder erdenklicher Form innerhalb und außerhalb der Einrichtung. Also das ist schon ein ganz wichtiges Thema. Wir haben das große Glück, daß die Stellvertreterin des Abteilungsleiters selbst ihren Schwerpunkt da, wo es ihre Zeit zuläßt, auf Mädchenarbeit legt und KollegInnen auch sehr weit unterstützt. Und es wird auch immer wieder anempfohlen, die Arbeit im Haus zu reflektieren und zu gucken, inwieweit immer noch Jungenarbeit durch die klassische Jugendarbeit gefördert wird. Und inwieweit wir uns immer wieder hinterfragen müssen, unsere Türen weiter für Mädchen zu öffnen und auch Bedingungen zu schaffen, daß Mädchen sich überhaupt wohl fühlen in den Häusern. (071128/141)

Die institutionelle Verankerung von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit war bei den Trägern und Verbänden der Modellprojekte zu Beginn der Laufzeit überwiegend nicht gegeben. Bei sieben Trägern bzw. Verbänden war die Förderung des Projektes gleichbedeutend mit der Etablierung eines neuen Handlungsfeldes, das bisher (vor Ort) noch nicht von den jeweiligen Trägern abgedeckt wurde. Von den MitarbeiterInnen im Modellprogramm konnten dagegen dreiviertel auf bereits vorhandene Erfahrungen im Rahmen geschlechtsbezogener Arbeit verweisen, obwohl diese trotz allem niedrige Quote für ein Bundesmodellprogramm überrascht. (Gerade bei einem Bundesmodellprogramm hätte man – aufgrund der gesellschaftlichen Reputation, die eine solche Förderung mit sich bringt – eher erwarten können, daß die Vorerfahrung der MitarbeiterInnen gegen hundert Prozent tendiert, die Stellen also nicht mit NeueinsteigerInnen besetzt werden). Die genannten Vorerfahrungen der Mitarbeiterinnen standen also in einem deutlichen Gegensatz zu den institutionellen Vorerfahrungen⁵, auch bei denjenigen Trägern, deren Projekte in den alten Bundesländern gefördert wurden. (Für die drei kooperierenden Metaprojekte konnte

5 Mit den institutionellen Vorerfahrungen sind an dieser Stelle die Vorerfahrungen des jeweiligen Trägers vor Ort gemeint und nicht eventuelle Vorerfahrungen oder Schwerpunktsetzungen des Trägers auf überregionaler Ebene.

aufgrund der anderen Ausrichtung dieser Zusammenhang nicht so direkt thematisiert werden). Es ließ sich hinsichtlich der Ausgangsbedingungen der Projektvorhaben konstatieren, daß für die meisten Träger bzw. Verbände ihre jeweiligen Projekte ein neues, weiteres Handlungsfeld darstellten, d. h. allein die Tatsache, daß dem Projektvorhaben eine Förderung zugesprochen wurde, beinhaltete schon eine institutionelle Innovation. Implizit oder explizit wurden damit die jeweiligen Träger bzw. Verbände gefordert bzw. waren aufgerufen, sich mit Mädchenarbeit bzw. einer geschlechtsbezogenen Sichtweise in der Jugendarbeit auseinanderzusetzen.

Daß das Handlungsfeld Mädchenarbeit bei den meisten Trägern, bzw. Verbänden der Modellprojekte noch nicht implementiert war, hatte für den Prozeßverlauf dieser Projekte weitreichende Konsequenzen. So wurde etwa im Zusammenhang mit der Erstellung der Projektkonzeption seitens der Träger und der Beantragung einer Fördermaßnahme zur Etablierung des Handlungsfeldes Mädchenarbeit, bzw. der Implementierung einer geschlechtsbezogenen Sichtweise in der jeweiligen Institution deutlich, daß auffällig oft von einem persönlichen Engagement einzelner berichtet wurde, und dieser Tatbestand überwog noch einmal im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit, also dem Bereich, in dem die kommunale Arbeit angesprochen war:

Wir haben aber im Vorfeld diese Mädchenaktionswoche durchgeführt und auch Befragungen durchgeführt, weil ich wollte schon immer ein Mädchenprojekt haben, das war mein größter Wunsch. Und durch die Ausschreibung konnte ich das dann umsetzen. Es gab also viele Vorbehalte in dem Sinne.

SPI: Vermute ich denn richtig, daß die Mädchenarbeit an Ihnen als Person hier hängt?

Erst mal ja, denke ich. Das muß sich ändern.

SPI: Sie treiben das voran?

Ja. Wir wollen zumindest auch erreichen mit dem Projekt, daß also Mädchenarbeit erst mal als Selbstverständlichkeit angesehen wird, denn viele Jugendeinrichtungen⁶ machen allgemeine Jugendarbeit und sehen den Sinn auch nicht ein, reine Mädchenarbeit anzubieten. (031132/145)

Besonders schwierig erwiesen sich die Ausgangsbedingungen für die Etablierung von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit beim Träger in den Fällen, wo das oben benannte Engagement einzelner Mitarbeiterinnen und ihr persönlicher Erfolg, eine Projektförderung erhalten zu haben, mit dem Profil des Trägers in Konflikt geriet bzw. auf Seiten des Trägers und – in diesem Fall –

6 Da in diesem Fall die Stadt der Träger war, macht dieser Verweis auf andere Jugendeinrichtungen Sinn.

besonders seines Vorstandes und eines Teils der KollegInnen eine geschlechtsbezogene Arbeit eigentlich gar nicht erwünscht war, die Förderung des Projektvorhabens tatsächlich nur dem persönlichen Engagement einer einzelnen Mitarbeiterin zu verdanken war:

Ich hatte eben Ihre Frage jetzt so verstanden, ob es auch Vorbehalte von den Kollegen gab. Die gab es schon, weil der Vorlauf ja sehr lange war. Als wir an der Ausschreibung teilgenommen haben, das war im vergangenen Jahr im Sommer, wurde das ja auch immer permanent vorgestellt, wie sich das entwickelt und worum es geht. Die Konzeption wurde verteilt, es wurde auch noch einiges nachgefragt, ob z. B. theatermäßig noch was nachbereitet wurde, also da waren die Kollegen immer dran. Und genau wie Frau S. das eben dargestellt hat, hat man das nie geliebt, daß wir geschlechtsspezifisch arbeiten sollen. (011237/246)

Besonders hinsichtlich des letztgenannten Beispiels erwiesen sich die Ausgangsbedingungen als so schwierig, daß die MitarbeiterInnen erst nach über einem Jahr der Laufzeit des Projektes, das ursprünglich eine rein koedukative Ausrichtung hatte, Mädchenarbeit als Arbeitsform ausweisen und in das Profil des Trägers integrieren konnten. Durch die Tatsache, daß die MitarbeiterInnen dieses Bundesmodellprojektes im Zuge der Etablierung des Mädchenprojektes nicht nur gegen die Vorbehalte einzelner KollegInnen zu kämpfen hatten, sondern gleichsam auch gegen die ‚Blockade‘ des Vorstandes, hatte sich die konzipierte Projektarbeit nicht nur verzögert, sondern es wurden durch diese unglücklichen Ausgangsbedingungen – angesichts der knappen Laufzeit des Programms – wesentliche Zeit und Ressourcen verschwendet und damit gleichfalls die Effekte der Arbeit gemindert.

Neben diesen genannten Faktoren, die wesentlich waren für die Ausgangsbedingungen der Projekte, lag ein bedeutsamer weiterer Moment in der jeweiligen kontextuellen ‚Plazierung‘ der Projekte, die sich wie oben benannt alle neu konstituierten. Dieses Faktum war besonders bei den Projekten entscheidend, die kommunal ausgerichtet, die also im wesentlichen im Feld der Offenen Mädchensozialarbeit tätig waren. Gerade für diese Projekte galt, daß sie sich als neues Projekt in ein kommunales Kontext einfügen mußten, wo in der Regel ein bestimmtes etabliertes Setting an Jugend- bzw. Mädchenprojekten gegeben war. Wie es den jeweiligen Projekten gelang, sich in dieses Umfeld einzufügen, sollte eine wesentliche Rolle bei der Etablierung der Projekte und ihrer zukünftigen Arbeit während der weiteren Laufzeit spielen. Daß eine gelungene Plazierung im kommunalen Kontext nicht einfach war, darauf wurde wiederholt aufmerksam gemacht. Ein diesbezüglich bedeutsamer Moment lag in der Konkurrenzsituation der kommunalen Träger und Einrichtungen. Im Zuge der Implementierung der Modellprojekte benannten während der Ersterhebung sechs von acht kommunal agierenden Projekten ein Konkurrenzdenken als Faktum, das die Im-

plementierung der Projekte und deren Arbeit erschwert. Dies galt allerdings nicht nur in bezug auf andere kommunale Träger der Jugendhilfe, die in den Bundesmodellprojekten ein Konkurrenzprojekt sahen, sondern teilweise auch für die MitarbeiterInnen beim gleichen Träger:

SPI: Wie haben denn Ihre anderen KollegInnen jetzt auf das Mädchenprojekt reagiert? Gab es da Akzeptanz bei den KollegInnen, mit denen Sie beim D. zu tun haben?

Direkt erst mal so, daß Unverständnis war, wie dieses Projekte bewilligt wurden. Ganz einfach vor dem Hintergrund, daß kein autonomes Projekt anscheinend in Frage kam. Und dann wollten sie natürlich wissen, wie es kam, daß unser Projekt dann den Zuschlag bekam. Und da habe ich ehrlicher Weise zugestanden, daß es einfach auch persönliche, ich kenne unsere Vorsitzenden.

SPI: Und inhaltlich, gibt es da Bedenken oder gibt es Reserven, oder wie kann man das beschreiben?

Ja, also ich habe so ein wenig das Gefühl gehabt, es war so eher so Neid und Konkurrenz da. Also es gibt also, da wird jetzt irgendwie was Neues aufgebaut und wir machen vielleicht schon viel länger Mädchenarbeit und Frauenarbeit und hätten so was auch gerne. Also so diese Unterstützung und diese wissenschaftliche Begleitung auch. (016108/137)

Nur in einem Projekt wurde ausdrücklich darauf verwiesen, daß es bei den umliegenden Trägern und Kooperationspartnern keine Konkurrenzgedanken gab, „weil der Solidaritätsgedanke unter den Trägern stark ausgeprägt ist.“ (0112887)

Besonders schwierig erwies sich die Dimension des Konkurrenzdenkens während der Implementierungsphase für die Projekte, deren Zielsetzung in der Vernetzung der Mädchenarbeit vor Ort lag bzw. für die ein erhofftes Ergebnis der Projekte darin bestand, daß die anderen freien Träger der Kinder- und Jugendhilfe die Mädchenarbeit des Modellprojektes am Ende seiner Modellaufzeit ‚übernehmen‘ oder, anders formuliert, daß andere Projekte vor Ort direkt von den Zielvorstellungen des Modellprojektes berührt wurden, weil diese Projekte weitgehend strukturell ausgerichtet waren. In einem bestimmten Modellprojekt war dieser Konkurrenzgedanke gleichsam selbst erzeugt, da das konkrete Projekt ohne Zusammenarbeit oder Rücksprache mit den anderen Mädchen- und Jugendprojekten vor Ort konzipiert wurde und diese auch nicht darüber informiert wurden, daß nach drei Jahren – entsprechend den Zielsetzungen dieses Bundesmodellprojektes – die Mädchenarbeit des Projektes in die örtlichen Jugendhilfeeinrichtungen integriert werden sollte. Die regionalen und soziopolitischen Ausgangsbedingungen waren demzufolge für das Modellprojekt so problembeladen, daß fast ein Jahr der Projektlaufzeit darauf verwendet werden

mußte, die anderen kommunalen Jugendeinrichtungen zu befrieden, indem die Mitarbeiterinnen des Bundesmodellprojektes anderen Kolleginnen im kommunalen Umfeld Unterstützungsleistungen anboten, darüber aber den Aufbau ihres eigenen Projektes vernachlässigten. Bezüglich dieses Projektes spielte von daher nicht nur eine Rolle, daß dessen Träger ein Handlungsfeld betrat, das bereits kommunal von anderen Trägern besetzt war, sondern daß ohne konzeptionelle Einbindung der anderen Träger und Einrichtungen ein Arbeitsauftrag realisiert werden sollte, der sozusagen das gesamte kommunale Umfeld ‚in seine Pflicht‘ nahm.

Ein weiterer wichtiger Faktor, der darüber hinaus für die Ausgangsbedingungen der jeweiligen Projekte bestimmend war, war einerseits die Plazierung der Projekte bei dem jeweiligen Träger und andererseits die Einbindung in das Umfeld der kommunalen Institutionen der Jugendhilfe, wobei letztere über die direkte kommunale Projektebene hinaus geht. Die Einbindung der Modellprojekte bei ihrem jeweiligen Träger war zu Beginn der Laufzeit des Programms geprägt durch die Tatsache, eine Projektförderung zugesprochen bekommen zu haben. Durch die oben bereits benannte begrenzte Vorerfahrung der Träger mit Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit, und damit verbunden einer realiter nicht vorhandenen Verankerung einer geschlechtsbezogenen Sichtweise, war die Einbindung der Projekte bei ihren jeweiligen Trägern zunächst geprägt durch die Absichtserklärung der Integration. Zu Beginn der Laufzeit der Projekte konnte in bezug auf geschlechtsbezogene Arbeitsansätze in der Regel noch auf kein entsprechendes Trägerumfeld verwiesen werden, so daß die Projekte eher den Status einzelner Pilotprojekte besaßen und relativ losgelöst von der allgemeinen Struktur des Trägers agierten. Hinsichtlich der kommunalen Einbindung in das institutionelle Umfeld der regionalen Jugendhilfe war zu Beginn der Laufzeit der Projekte von Bedeutung, inwieweit die MitarbeiterInnen des örtlichen Jugendamtes und der kommunalen Jugendhilfeplanung von einer geschlechtsbezogenen Sichtweise überzeugt waren. Besonders in den ostdeutschen Bundesländern mußte man diesbezüglich von schlechten Ausgangsvoraussetzungen sprechen. Hier waren die Ausgangsbedingungen auf der Ebene des kommunalen institutionellen Umfeldes ernüchternd. So mußten die MitarbeiterInnen der ostdeutschen Projekte zunächst elementare Aufklärungsarbeit leisten, weil geschlechtsbezogene Arbeitsansätze fremd, d. h. nach wie vor Neuland waren:

SPI: Wie gestaltet sich denn Ihr Kontakt zum Jugendamt, zu JugendhilfeplanerInnen?

In der Jugendhilfe, im Jugendhilfebereich ist es leider so, daß wir jetzt erst mal sehr vehement unsere Pflichten durchsetzen müssen. Es kam auch das Argument, für was es denn überhaupt nötig wäre. Also es ist ja gut und schön, daß es das jetzt gibt und aus anderen Mitteln finanziert wird, aber warum das nötig

wäre. Selbst Frauen, also manche müssen, glaube ich, auch noch darüber nachdenken und sich eigentlich dazu mal stellen, was es heißt, Mädchen oder Frau zu sein. Also manche Frauen treten da ja schon in die Fußstapfen von Männern und argumentieren so, warum es nun ein spezifisches Angebot geben sollte.

SPI: Also die Interessenvertretungen sind eher gering?

Ja, also es ist wirklich, macht nur einen ganz, ganz kleinen Teil aus. (0211722/1938)

In anderen Fällen schien die tatsächliche Unkenntnis der MitarbeiterInnen von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeitsansätze in den Institutionen der Jugendhilfe in den neuen Bundesländern überlagert von einem ausgestellten Desinteresse, das eng daran gebunden schien, daß geschlechtsbezogene Arbeit als ein Westspezifikum galt, mit dem auf eine Situation reagiert wurde, die man glaubte zu DDR-Zeiten schon überwunden zu haben und der man von daher im regionalen Kontext keine weitere Aufmerksamkeit schenken wollte. Die Ausgangsbedingungen dieser Projekte waren bezogen auf die strukturelle Implementierung einer geschlechtsbezogenen Sichtweise in den Handlungsfeldern der Jugendhilfe als besonders schwierig zu klassifizieren:

SPI: Wenn dieser Mensch Sie fragen würde: „Was ist denn die größte Schwierigkeit in Ihrem Projekt?“ Was würden Sie denn dann sagen?

Also, die allgemeine Akzeptanz. Gerade bei uns, der Jugendhilfeplaner, der in der Jugendarbeit geschlechtslos arbeiten will und nicht diesen Ansatz ‚geschlechtsspezifisch‘ einfach mit einbringt.

Letztens war ich in einer Arbeitsgruppe drin, wo dann ein Junge die Mädchenarbeit gemacht hat, da hat es mich ja fast aus den Latschen gekippt, also wirklich. Das ist unglaublich. Das war halt auch im ländlich Raum, in L. ist das gewesen, eine Arbeitsgruppe „Mädchen in der offenen Jugendarbeit“ und da haben wir halt praktisch innerhalb der Arbeitsgruppe nach § 78 Offene Jugendarbeit die ganze Geschichte vorgestellt und da haben sie alle hämisch gelächelt, so als ob wir vom anderen Stern sind. Und dann hat man uns erklärt, daß es doch in dem einen Treff schon Mädchenarbeit gibt, die haben zwar nur männliche Mitarbeiter, aber es gibt halt Mädchenarbeit. Das war sehr witzig.

Man muß immer wieder argumentieren, argumentieren, argumentieren. Also ständig argumentieren und reden und wenn man halt, den Jugendhilfeplaner des Landkreises M. kenne ich halt auch persönlich sehr gut. Wir haben mal zusammen studiert vor längerer Zeit, zu DDR-Zeiten, und da kann man auf der persönlichen Ebene, dann war ich ein halbes Jahr nicht mit ihm zusammen und dann plötzlich: „Oh, das hast du schon mal vor einem halben Jahr erklärt“, wieder und wieder. Und das ist dann auch teilweise unbefriedigend oder man

muß dann halt einfach sich für sich sagen, ja, es geht halt nur tropfenweise. Das funktioniert halt einfach nicht. Es ist ja auch, es hängt, glaube ich auch, jetzt ein Stück mit der DDR-Vergangenheit zusammen, weil man in den Köpfen drin hat, die Gleichberechtigung war selbstverständlich. Also, sie war vielleicht auch ein Stückweit selbstverständlich, aber das heißt noch lange nicht, daß sie selbstverständlich bleibt oder wirklich selbstverständlich war, sondern daß man dafür arbeiten muß. Es ist ja nur eine staatliche Vorgabe gewesen, man mußte sie sich nicht erkämpfen. Das, was an Gleichberechtigung da war, mußte man nicht erkämpfen, das war halt so. Und es war vom Staat aus geregelt. Und jetzt muß man plötzlich das klären, daß man halt, daß keine Selbstverständlichkeit da ist und daß man dafür auch was tun muß, damit sie weiter akzeptiert wird oder weiter bestehen bleibt oder halt man noch ein Stück weiter vorankommt. Und das ist halt auch neu. Und im Jugendamt jedes Mal, das sind ja auch alles Frauen und Männer aus der ehemaligen DDR, die sagen: „Was wollt Ihr denn, Ihr seid doch alle gleichberechtigt, warum willst Du denn eine geschlechtsspezifische Arbeit machen, es ist doch eine Gleichberechtigung da“. Und dann, wenn man anfängt: „Aber guck doch mal, dort und dort“, „Ach ja“. Man kommt immer so in einen Rechtfertigungsdruck ganz schnell. (0412682/2754)

Neben diesen Dimensionen, die noch einmal auf die unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexte in den alten und neuen Bundesländern hinwiesen, spielten hinsichtlich der Ausgangsbedingungen der Projekte auch solche Faktoren eine Rolle, die über regionale Rahmenbedingungen vor Ort hinausgingen, wie etwa bestehende Gesetzesvorlagen oder – im Hinblick auf die Projekte, die in weitgehender Kooperation mit Schule gearbeitet haben – die vorfindbaren schulischen Rahmenbedingungen. Daß bestehende Gesetzesvorlagen – etwa die Bestimmungen im KJHG – u. a. die Ausgangsbedingungen der Projekte prägten, darauf haben z. B. die MitarbeiterInnen des Verbandes der Körper- und Mehrfachbehinderten mehrfach hingewiesen:

Also das ist wirklich eine Problematik, weil behinderte Mädchen und Jungen, kommen ja nicht, im KJHG kommen nur seelische Behinderungen vor. Und Körperbehinderung und geistige Behinderung, da greift dann das BSHG, also das Sozialamt, noch nicht mal das Gesundheitsamt, sondern das Sozialamt. Und das ist wirklich ein großes Problem, da kann man sich auch ganz bequem darauf zurückziehen und sagen, Kinder und Jugendliche, die sind behindert, da wird dann wieder die ganze Behinderung in den Vordergrund gestellt. Die werden nicht als Kinder und Jugendliche gesehen, sondern die werden als Behinderte gesehen und dann z. T. zum Sozialamt geschickt. Es gibt andere Fälle, wo auch Jugendamtsleiter da ihre Probleme haben und die das sehen, daß es in erster Linie Kinder und Jugendliche sind, aber dann halt so gesetzlich da z. T. gebunden sind. Also es ist schon ein Problem, weil wir praktisch so keine klaren Zuständigkeiten haben. Deswegen ist auch bei uns also im Bereich der Behinder-

tenhilfe eigentlich auch immer eher die Behindertenhilfe und nicht so sehr die Jugendhilfe im Vordergrund. (0911589/1607)

Neben solchen projektübergreifenden Faktoren konnten aber auch förderliche Rahmenbedingungen thematisiert werden, die über die kommunale Projektebene hinausgingen. So konnte für die Projekte, die als schulisches Kooperationsmodell konzipiert waren, auf vorhandene schulische Rahmenbedingungen verwiesen werden, die Möglichkeiten erlaubten, mit neuen innovativen Arbeitsansätzen zu experimentieren. Solche positiven schulischen Rahmenbedingungen, die ein bestimmtes Projektvorhaben erst möglich machten, galten allerdings nur für bestimmte Bundesländer, während sie sich für andere deutlich restriktiver gestalteten. Von einem Projekt, das in Nordrhein-Westfalen angesiedelt war, wurden solche positiven Rahmenbedingungen für die Kooperationsmöglichkeiten von Jugendhilfe und Schule wie folgt benannt:

SPI: Gibt es hier in Nordrhein-Westfalen spezifische schulische Rahmenbedingungen, die solche Kooperationsmodelle möglich machen?

Ja, es gibt Rahmenbedingungen in Nordrhein-Westfalen, die solche Kooperationsmodelle ermöglichen. Ich weiß nicht, ob diese Rahmenbedingungen nur für Nordrhein-Westfalen bestehen oder auch für andere Bundesländer. Es gab eine Empfehlung, Richtlinie kann man das nicht nennen, eine Empfehlung. Schule soll sich öffnen. Schule soll innovativer werden. Und damit Wege aufgezeigt werden, sich zu ändern, wird Schule anempfohlen, sich Kooperationspartner zu suchen auf allen möglichen Ebenen, um halt diese Prozesse so langsam in die Wege zu leiten. Aufgrund der Empfehlung war es ja möglich, von der Schulleitung zu sagen, keine Noten, also Noten für ein Projekt und nicht für Arbeiten. Das beinhaltet das ja auch. (0712129/2176)

Ansonsten waren die Ausgangsbedingungen der jeweiligen Projekte sehr heterogen. Sie gestalteten sich in der Regel abhängig von dem jeweiligen Handlungsfeld, vom Vorwissen, den Qualifikationen und den Erfahrungen der MitarbeiterInnen und der Dauer ihrer Tätigkeit beim jeweiligen Träger, der Unterstützung und Absicherung der Projektarbeit durch die KollegInnen bzw. durch die jeweilige institutionelle Leitung, der Akzeptanz im regionalen bzw. verbandlichen Umfeld sowie der zugesprochenen Fördermenge, die das jeweilige Projekt erhalten hatte.

3.2 Zielgruppen der Projekte

Die durch die Auswahl der Einzelprojekte indizierte Heterogenität der zweiten Programmphase „Mädchen in der Jugendhilfe“, auf die schon mehrmals Bezug genommen wurde, fand sich wieder in der Kennzeichnung der Zielgruppen, die von den jeweiligen Projekten angesprochen wurden. Die Heterogenität der Ziel-

gruppenansprache war gekennzeichnet durch die unterschiedlichen Handlungsfelder, in denen die Projekte tätig waren, war aber gleichzeitig gebunden an die Ausrichtung und die jeweiligen Vorerfahrungen der Träger und an die regionalen Gegebenheiten vor Ort. Differenziert werden konnte in diesem Zusammenhang auch nach ostdeutschen und westdeutschen Projekten und deren unterschiedlichen (historischen) Kontexten, obwohl diese Differenzierung stark bereichsspezifisch, durch die Verortung der jeweiligen Projekte in bestimmten Handlungsfeldern überformt war. Dadurch daß vier der fünf ostdeutschen Projekte im klassischen Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit angesiedelt waren, war die Differenzierung zwischen ostdeutschen und westdeutschen Projekten auch inhaltlich, durch die jeweilige Handlungsfelder der Projekte begründet, d. h. die schon unter Teil I dokumentierte Analyse der bereichsspezifischen Aufteilung der eingegangenen ost- und westdeutschen Anträge, infolge derer deutlich wurde, daß sich die Mädchenarbeit in den westdeutschen Bundesländern ausdifferenziert hat, während die Ausrichtung der ostdeutschen Mädchenarbeit sich weitgehend auf zwei Bereiche, den Bereich der Berufsorientierung aber vor allem auf den Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit beschränkte, wurde auch für die unterschiedliche Zielgruppenansprache in ost- und westdeutschen Projekten relevant.

Darüber hinaus hatten die einzelnen Projekte durchaus verschiedene AdressatInnen (Mädchen, MultiplikatorInnen, MitarbeiterInnen in den Institutionen der Jugendhilfe) im Blick, auch wenn in der Regel eine bestimmte Zielgruppe im Vordergrund stand.

Bei der Kennzeichnung der unterschiedlichen Zielgruppen der Projekte machte es zunächst Sinn, zwischen den neuen und den alten Bundesländern zu unterscheiden. Da die Projekte in den neuen Bundesländern weitgehend um den Aufbau und die Etablierung von Mädchenarbeit oder um die Integration eines geschlechtsbezogenen Ansatzes in eine koedukative Einrichtung bzw. in die Strukturen eines koedukativen Trägers bemüht und dementsprechend in ihren Zielvorstellungen wesentlich allgemeiner ausgerichtet waren, fand sich in diesen Projekten zunächst keine bedeutsame Zielgruppendifferenzierung. Es wurden in der Regel konzeptionell zunächst alle Mädchen angesprochen, ältere und jüngere, Hauptschülerinnen und Gymnasiastinnen, verhaltensauffällige Mädchen, Mädchen mit psychischen Schwierigkeiten, straffällig gewordene Mädchen, Töchter von Asylbewerbern (wenn ein Asylantenwohnheim im Einzugsgebiet ist) und auch Jungen, obwohl sie nicht direkt an den Angeboten für Mädchen partizipieren sollten. Mit anderen Worten: Da die Träger weitgehend keine direkten Vorerfahrungen mit Mädchenarbeit hatten bzw. vor Beginn des Projektes noch nicht in diesem Feld situiert waren, mußte die konkrete Zielgruppe der Mädchen vor Ort ‚erst noch gefunden werden‘. Im Rahmen des Prozeßverlaufs der Projekte wurde allerdings deutlich, daß die Zielgruppe bzw. die Zielgruppen

von Mädchen, die dann tatsächlich die Angebote und Maßnahmen der Projekte frequentierten, sich sehr eingegrenzt hatten:

SPI: Also die Zielgruppe ist sozusagen gleichgeblieben, von Anfang bis zum Ende des Projektes?

Ja, vor allen Dingen ist es auch, wir mußten ja unsere Zielgruppe eigentlich eingrenzen. Konzeptionell war ja eine ganze Breite angedacht. Also bis 27 Jahre. Junge Frauen und Mütter, also was wir da alles für Ideen und Vorstellungen hatten in dieser Konzeption. Aber das hat sich sehr schnell gezeigt, daß das so nicht funktioniert. Und es hat natürlich auch diese Phase hervorgerufen, daß wir uns selbst zerfleischt haben und gesagt: „Menschskinder, warum kommen wir denn an die Leute nicht heran? Woran liegt es denn?“ Bis wir natürlich dann auch durch Fachgespräche, die natürlich möglich gewesen sind durch dieses Modell, herausgekriegt haben, also man muß differenzieren. Und unsere Zielgruppe ist nun einmal, das hat sich herausgestellt, 9 bis 14 Jahre alt und vorwiegend aus sozial schwachen Familien. (02330/117)

Zwar wurden – wie in diesem Beispiel dokumentiert – in der Konzeption und der Ausrichtung der ostdeutschen Projekte zunächst alle Mädchen angesprochen, gewonnen wurden aber hauptsächlich jüngere Mädchen bis zu fünfzehn Jahren, die – soweit die demographischen Daten bekannt waren – mehr oder weniger aus marginalisierten Elternhäusern stammten und eher die Grundschule und nachfolgend die Haupt- oder Realschule besuchten. Gymnasiastinnen wurden hier nur wenige erreicht, was aber nicht nur an den Angeboten und Maßnahmen der Projekte lag, sondern auch daran – wie von einem Projekt angedeutet wurde –, daß Gymnasien nicht in den ‚Dunstkreis des Sozialen‘ geraten mögen:

Also das, das ist uns ist mir jedenfalls aufgefallen, daß eben die Probleme, die man in der Sozialarbeit so antrifft, sind nicht bei uns, jedenfalls nicht mit den sozialen Schichten zu tun haben. Es gibt eher ein Problem daran, daß man z. B. im Gymnasium nicht bereit ist, mit uns zu arbeiten. Von der Leitungsebene heraus. Aber daß z. B. wie die Gesamtschule, die verschiedene soziale Schichten hat, eher bereit ist, solche Projektarbeit mit uns durchzuführen für die jungen Leute und wir deswegen auch sehr wenige Gymnasiasten haben, die zu uns finden. Weil die Öffentlichkeitsarbeit am Gymnasium, am städtischen Gymnasium ganz schwierig ist, gestaltet sich über die Leitungsebene sehr schwierig, und das kommt gar nicht dorthin, wo es hin soll. Die haben da mehr Befindlichkeiten als die jungen Leute. Und die Gymnasiastinnen selber, ich hab ja auch einige befragt, die haben auch mehr Befindlichkeiten in die Mädchenarbeit zu gehen. Leider.

SPI: Also die vom städtischen Gymnasium anders als bei der Gesamtschule dann auch.

Ja. Ja. Also die Zusammenarbeit gestaltet sich für uns eigentlich mit dem Gymnasium schwieriger als mit der Realschule, einer Gesamtschule oder einer Förderschule, sag ich jetzt mal. Ja. Das gestaltet sich für die Arbeit vom Projekt aus sehr schwierig. Aber das liegt nicht an den Jugendlichen, sondern an anderen.

SPI: Weil ein Gymnasium nicht in den Geruch von Sozialarbeit kommen will, oder so?

Zum Beispiel. Ja, genau. Oder, daß man eben eventuell die Gymnasiasten mit ihren Kursangeboten, die wir erreichen wollten, auch eine ganz andere Art von Qualität schon in den Schulen da ist. Daß man denkt, man braucht uns nicht. Wo die anderen vielleicht lieber dankbar sind, neues Niveau, neue Ansätze reinzubekommen in den Schulen, als wie vielleicht das Gymnasium möchte. Diese Probleme haben wir. Die Akzeptanz vom Gymnasium ist sehr schwierig für uns. Aber es liegt nicht an den jungen Menschen. (033726/761)

Dieses Phänomen, daß die Mitarbeiterinnen kaum Zugang zu Gymnasialschülerinnen gefunden haben, zeigte sich tendenziell auch in dem einzigen ostdeutschen Projekt, das nicht im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit angesiedelt war, es schien aber vor allen den Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit als Handlungsfeld zu tangieren. Auch in der zweiten Phase des Bundesmodellprogramms schien sich der Tatbestand zu bestätigen, daß in diesem klassischen Feld der Mädchenarbeit, in dem ja vorrangig die ostdeutschen Mädchenprojekte angesiedelt waren, vorzugsweise jüngere Mädchen vor der Pubertät erreicht werden, bzw. die allgemein zu konstatierende Tendenz, daß die Mädchen, die mit Angeboten und Maßnahmen dieser Projekte erreicht werden, immer jünger werden, auch in den Bundesmodellprojekten zu dokumentieren war. Von einem dieser ostdeutschen Projekte, das zunächst rein koedukativ ausgerichtet war, wurde sogar betont, daß die Aktivitäten des Bundesmodellprogramms die Altersspanne des Projektes nach unten gedrückt haben:

SPI: Mich würde noch mal interessieren, ob die Zielgruppen, die Sie erreicht haben, hier sehr wechseln, oder haben Sie sogenannte Stammgruppen, mit denen Sie arbeiten?

Also, wir haben Stammgruppen. Also das Alter hat sich, das haben wir ja schon mal gesagt, im Bundesmodellprogramm in den vergangenen Jahren verschoben, nach unten ...

SPI: Zu den Jüngeren?

Ja.

*SPI: Kann man das so eindeutig sagen?**Ja. (011924/939)*

Dieser Vorgang, infolgedessen sich während der Projektlaufzeit die Altersstufe der Adressatinnen verjüngt hat, wurde auch von anderen Projekten bestätigt. Insgesamt schien dies aber einen Tatbestand zu dokumentieren, der, wie oben bereits angedeutet, nicht primär mit der ostdeutschen Verortung dieser Projekte begründet werden kann, sondern durch das Handlungsfeld indiziert war, d. h. daß sich in dem spezifischen Handlungsfeld der Offenen Mädchensozialarbeit vorzugsweise jüngere Mädchen finden. Auch vom Bundesmodellprojekt FAMtotal des Bayerischen Jugendrings, das um eine (begrenzte) regionale Implementierung von Mädchenarbeit in einer bayerischen Modellregion bemüht war, wurde dieser Tatbestand bestätigt. Auch hier wurden mit den Aktivitäten des Fachprogramms vorzugsweise Mädchen im Alter zwischen zwölf und fünfzehn Jahren erreicht:

Abbildung 39: *Alter der TeilnehmerInnen bei Aktivitäten und Häufigkeit der Nennung in den Berichten*⁷

Alter	8 J.	9 J.	10 J.	11 J.	12 J.	13 J.	14 J.	15 J.	16 J.	17 J.	18 J.	19 J.	20 J.	bis 27 J.
Häufigkeit der Nennung 1998/1999	7 x	8 x	19 x	25 x	36 x	37 x	40 x	30 x	22 x	15 x	10 x	7 x	7 x	14 x
Häufigkeit der Nennung 2000	3 x	7 x	19 x	24 x	35 x	31 x	30 x	23 x	15 x	10 x	8 x	7 x	7 x	4 x

In allen ostdeutschen Projekten im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit hatten sich im Zuge der Projektlaufzeit sogenannte Stammgruppen etabliert, auch wenn in einem Projekt der ‚Stamm‘ während der Laufzeit gewechselt hat und in einem anderen Projekt zum Ende der Laufzeit ganz weggebrochen war bzw. es sich für deren Mitarbeiterinnen als schwierig erwies, überhaupt noch Mädchen zu erreichen. In einem Projekt wurde eine Stammgruppe gleichsam während der gesamten Laufzeit des Projektes begleitet und erst zu dessen Ende schienen neue, jüngere Mädchen auf die Angebote des Projektes zu reagieren:

SPI: Noch mal zu den Mädchen. D. h., diese Mädchen sind auch sehr kontinuierlich gekommen. Auch wenn die Angebotsstruktur sich immer verändert hat oder eine andere Ausrichtung bekommen hat, die Mädchen sind kontinuierlich gekommen.

⁷ Vgl. Unveröffentlichter zweiter Zwischenbericht des Projektes FAMtotal des bayerischen Jugendrings. München 2000, S. 15

Ja. Und sie sind daran gewachsen. Also mit uns, an unseren Veränderungen konnte man, wir haben uns verändert und sie haben sich verändert. Und wir sagen das denen auch so, „wir sind an euch gewachsen“.

SPI: Sie haben also ein relativ homogenes Klientel, eine homogene Zielgruppe, und Sie haben auch, wenn ich das vorhin richtig herausgehört habe, eine Zielgruppe, die Sie kontinuierlich sozusagen begleitet haben als Stammgruppe?

Ja, eine Stammgruppe. Wobei ich dazu sagen muß, daß jetzt wir an einem Punkt angelangt sind, wo wir viel Zulauf von neuen Mädchen kriegen. Also vor allem kleinere Mädchen kommen, jetzt mittlerweile auch hier aus der Umgebung, weil das hier auch ein ziemlich kompliziertes soziales Umfeld ist. Und wir haben deshalb auch differenziert jetzt Angebote für Jüngere und für Ältere. Aber auch wieder, also die Älteren kommen mehr dann zu unseren Angeboten, was die Themen betrifft, und die Jüngeren, na ja, die müssen erst einmal rangeführt werden an unsere Arbeit.

SPI: So wie die Älteren auch mal angefangen haben?

Genau so, ja. Und das stellen wir eben jetzt fest, also daß jetzt wir uns etabliert haben, wo wir am Ende der Förderung sind. Das wird aber so eine allgemeine Tendenz sein. Wir haben uns jetzt profiliert und sind jetzt auch bekannt, haben diesen Bekanntheitsgrad, daß eben auch Mädchen kommen, die sich sonst nicht hierher getraut haben. (023560/704)

Anders als die ostdeutschen Projekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit hatten die zwei westdeutschen Projekte, die in diesem Bereich verortet wurden, klar definierte AdressatInnengruppen, die sie ansprechen wollten. In beiden Fällen sollten Angeboten und Maßnahmen durchgeführt werden, die sich an die Zielgruppe der Aussiedlerinnen und Migrantinnen richten. Die Auswahl dieser Zielgruppe war ‚regional‘ begründet. So weisen sowohl die Stadt Nürnberg als auch die Stadt Kehl einen hohen Anteil von Aussiedlerinnen – vorzugsweise aus der ehemaligen Sowjetunion – auf, während sich darüber hinaus die AWO-Nürnberg, als einer der Träger dieser Projekte, auch inhaltlich auf den Bereich Migration kapriziert hatte. (Nach dem Verständnis der AWO-Nürnberg fallen auch Aussiedlerinnen unter den Begriff MigrantInnen. Es wurde mit der Bestimmung dieser Zielgruppe also nicht nur die traditionellen ArbeitsmigrantInnen benannt, die ursprünglich unter diesen Begriff subsumiert werden.) Während das eine Projekt diese spezifischen Zielgruppenansprache als Kooperationsverbund mit zwei Hauptschulen verfolgte, infolgedessen zwei anfänglich siebte Klassen mit einer hohen Zahl von Migrantinnen und Aussiedlerinnen kontinuierlich während der Projektlaufzeit begleitet wurden, mußten in dem anderen Projekt, das sich zunächst mit einer typischen KOMM-Struktur etabliert hatte, wesentlich größere Anstrengungen unternommen werden, die angegebene Ziel-

gruppe tatsächlich zu erreichen. So haben im ersten halben Jahr der Projektlaufzeit infolge dieser Struktur nur jüngere einheimische Mädchen die Räumlichkeiten des Projektes aufgesucht, während die Aussiedlerinnen fern blieben. Erst aufgrund der Intervention der Evaluatorin wurde diese Struktur modifiziert und infolgedessen die gewünschte Zielgruppe auch tatsächlich erreicht.

In beiden Projekten zeigte sich allerdings, daß die Arbeit mit Aussiedlermädchen und Migrantinnen sich nicht unbedingt vereinheitlichen läßt, im Sinne von Angebotsformen, die beide marginalisierte Zielgruppen gleichzeitig ansprechen. Es läßt sich in der Auswertung dieser Projekte ein Trend dokumentieren, der zwar zu vermuten, aber von den Mitarbeiterinnen nicht unbedingt intendiert war. So hat sich im Projektverlauf herausgestellt, daß eine erwogene Integration beider Gruppen, die sich über vermeintliche ähnliche Benachteiligungserfahrungen herstellt, nicht gelingt und wohl auch nicht gelingen kann. Während in das eine Projekt im wesentlichen nur Migrantinnen kamen und Aussiedlerinnen nur zum Ende der Laufzeit des Projektes begrenzt für wenige Angebote gewonnen werden konnten, hatte sich in dem anderen Projekt eine ‚friedliche Koexistenz‘ ergeben, d. h. die Gruppen blieben unter sich, und man versuchte der anderen Gruppe möglichst aus dem Weg zu gehen, ohne jedoch eine Konkurrenzsituation herzustellen, in der der jeweiligen anderen Gruppe das Recht abgesprochen wurde, die Projekträumlichkeiten wahrzunehmen:

SPI: Ist es Ihnen gelungen, im Rahmen der Projektarbeit die Solidarität unter den Mädchen verschiedener Nationalitäten zu fördern? Wie gehen die miteinander um?

Das waren zwei getrennte Gruppen. Die ganze Zeit. Die haben sich zwar in einzelnen Situationen auch mal unterhalten, aber es war eine Aktion, es war auch nicht mal das Ziel, daß die sich ganz vertieft kennenlernen. Aber ich finde, das ist oft festzustellen, daß die Mädchen getrennte Cliques haben und die sich sehr, sehr schwierig nur auflösen. Wenn ich die kurdischen Mädchen höre, wie sie über die Russenmädchen an der Schule sprechen, die seien immer unter sich und was weiß ich, also sie haben schon, oder das eine Mädchen, das die Frau G., die Brückenlehrerin ist und zwar Russin, aber die sei in Ordnung, also das ist denen sehr, diese Nationalitätsgrenzen sind ihnen sehr bewußt, aber eben sie schlägern sich nicht deswegen. (0621733/1849)

Diese bedeutsame Differenzierung der verschiedenen Nationalitäten schien aber im wesentlichen nur zwischen der Gruppe der Migrantinnen und der Gruppe der Aussiedlerinnen von Bedeutung. Innerhalb der Gruppe der Migrantinnen, die selbst sehr heterogen war, überwogen dagegen die Gemeinsamkeiten. Hier entwickelten sich auch Freundschaften über die nationalen Gruppenzugehörigkeiten hinaus. Für beide Projekte läßt sich allerdings konstatieren, daß die Aussiedlerinnen und besonders die älteren Aussiedlerinnen weit schwieriger zu errei-

chen waren als die Migrantinnen, selbst in dem Projekt, in dem eine Aussiedlerin als Sozialpädagogin tätig war. Aussiedlerinnen haben – und dieser Tatbestand galt für beide Projekte – nur sehr spezifische Angebote wahrgenommen. Daß die benannte Schwierigkeit, Aussiedlerinnen zu erreichen, allerdings auch mit den jeweiligen *Angebotsformen* der Projekte zusammenhing, wird deutlich, wenn man analysiert, bei welchen Angeboten diese Rekrutierung gelang und warum bzw. welche Angebotsformen im kommunalen Umfeld sonst von dieser Zielgruppe aufgesucht wurden (vgl. 3.3). Es schien also bezogen auf die Rekrutierung von Aussiedlerinnen in den Projekten allgemein eine direkte Korrelation zwischen der Form des Angebotes und dessen Frequentierung durch die Zielgruppe gegeben gewesen zu sein.

Ähnlich wie dies auch für die Rekrutierung der Zielgruppen in den ostdeutschen Projekten galt, haben sich auch in diesen beiden Projekten, die Migrantinnen und Aussiedlerinnen als Zielgruppe hatten, Stammgruppen gebildet, die während der ganzen Projektlaufzeit die Angebote und Maßnahmen der jeweiligen Projekte wahrgenommen haben. Diese Stammgruppen bestanden zum großem Teil aus kleineren Cliques, wobei es sich als ein Vorteil erwies, daß sich diese über die Schule, also die etablierten Kooperationsbezüge ansprechen ließen:

SPI: In welcher Form haben Sie denn die Mädchen erreicht. Das waren, glaube ich, mehr Gruppen, so hat sich das für mich jetzt angehört oder?

In kleineren Cliques, ja.

SPI: Kleinere Cliques?

Die dann auch kulturspezifisch zusammen waren. Also auch selbst die einzelnen Mädchen, die hierher kommen, kommen zu zweit oder zu dritt schon mal. Nicht alle, aber zum großen Teil. Und dann gibt es, auch von den Sechzehn-, Siebzehnjährigen einige Mädchen, die sind dann wieder in Cliques zusammen, aber das kommt ja über die Schule. Zusammen mit türkischen Mädchen und einheimischen Mädchen haben wir die dann als Clique hier.

SPI: Ach so, das ist ja interessant. Wie groß war denn so gegebenenfalls so die Gruppenstärke, wie viele, kann man denn sagen, bildeten so eine Clique oder eine Gruppe?

Die engere Clique würde ich sagen, wie gesagt, drei bis sechs Mädchen sind das ungefähr. Und dann gibt es noch, also große Cliques, die nicht immer gemeinsam gekommen sind, das können schon manchmal zehn, zwölf Mädchen sein, die sich aber sehr gut untereinander kennen, wo mal auch einer sagen kann, habt ihr Interesse, das und das, ruf mich an, ich bespreche es mit den anderen. Also wo man einfach, wo es so ein Netzwerk ist unter den Mädchen. (0631134/1309)

Die Anwesenheit von Cliques und besonders von Cliques, die sich über Gruppennationalitäten, wie z. B. die sogenannten Rußlanddeutschen, herstellten, überwog insgesamt in dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit und besonders in den Projekten, die in enger Kooperation mit Schulen gearbeitet haben. Daß diese Cliques sich nicht unbedingt integrieren ließen, eher nebeneinander existierten oder sich zeitlich gesehen als BesucherInnengruppen der Einrichtungen ablösten, war allerdings kein Vorgang, der in diesem Handlungsfeld eine neue Erkenntnis darstellt. In den Projekten der Offenen Kinder- und Jugendarbeit ist dies allgemein eine dominierende Erfahrung. So mußten auch andere MitarbeiterInnen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit erfahren, daß auch die Integration deutscher Cliques in den meisten Fällen nicht gelang und ein gelungenes ‚Nebeneinanderher‘ von Cliques unterschiedlicher Couleur im Zweifelsfall schon als Erfolg der Projektarbeit zu werten war, d. h. die Existenz von Cliques, die sich zum Teil massiv gegeneinander abgrenzten, war also beim genaueren Hinsehen kein Phänomen, das an die Zielgruppen der Migrantinnen und Aussiedlerinnen gebunden war.

Daß die unterschiedlichen Cliques sich im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit nur schwer integrieren ließen, schien ein verbindendes Element derjenigen Projekte zu sein, die im Rahmen des Bundesmodellprogramms in diesem Bereich verortet wurden. Dieser Vorgang wurde von den MitarbeiterInnen gleichfalls in bezug auf die verschiedenen Altersstufen benannt. Nur in wenigen Angeboten der Projekte – wie dies hinsichtlich eines Sportangebots der Fall war – ließen sich die Altersgruppen der Mädchen mischen. In verschiedenen Projekten wurde im Gegenteil wiederholt reklamiert, daß die unterschiedlichen Altersgruppen der Mädchen sich massiv und zum Teil deutlich voneinander abgrenzten und die Anwesenheit der einen oder anderen Altersgruppe bei einem durchgeführten Angebot des Projektes dieses selber in den Augen der anderen Gruppe schon diskreditierte. In einem Projekt wurde diese massive Abgrenzung für die Implementierungsphase des Projektes hervorgehoben, ein Beispiel, das einen anfänglichen Kampf zwischen den verschiedenen Altersstufen der Mädchen dahingehend darstellte, ‚wem dieses Projekt gehört‘:

SPI: Jetzt frage ich natürlich auch mal anders herum, was waren denn die größten Schwierigkeiten? Also mit welchen Angeboten hatten Sie denn die größten Schwierigkeiten?

Ich fand es am Anfang schwierig, als im freizeitpädagogischen Bereich, da waren Mädchen da, die waren in einer Übergangsklasse, und da sagte man uns, die kommen dann, wenn sie aus dieser Übergangsklasse raus kommen, in die achte Klasse, und somit dachten wir, „ah ja, genau unsere Zielgruppe“. Jetzt war das aber so, daß die Mädchen zurückgestuft wurden, z. T. auch noch jünger waren und die in unserem freizeitpädagogischen Angebot dann da waren und unsere eigentliche Zielgruppe nicht mehr kam, „weil die Babys da sind“. Und

da war kurze Zeit wirklich ein Cut, weil den Kleinen mußten wir dann sagen, „es ist nicht nur Euer Bereich“, und wir mußten dann gucken, daß die eigentliche Zielgruppe wieder rein kommt. Und das fand ich, das war sehr schwierig, und das war im Sommer, also jetzt vor zwei Jahren.

Also so, ich kann mich noch erinnern, als wir Freitag Nachmittag vor die Schule sind und neue Mädchen abholen wollten, und da kam kein neues Mädchen. Also so quasi: „Mein Gott, was passiert jetzt mit uns?“ Also es kommen keine Neuen, die Kleinen haben die Großen rausgeekelt, und also es war ziemlich frustig auch. Und dann kam irgendwie die Wende mit dem Schulbeginn wieder, da haben wir das in den Griff gekriegt. (0531156/1217)

In den anderen westdeutschen Projekten fand sich insgesamt eine große Heterogenität in der Zielgruppenansprache. In dieser Heterogenität spiegelte sich gleichfalls der Querschnittscharakter des Programms wider, der durch die unterschiedlichen Handlungsfelder indiziert war. Da, von den beiden oben benannten Projekten abgesehen, die im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit angesiedelt waren, dort aber gleichfalls die spezifischen Zielgruppen der Aussiedlerinnen und Migrantinnen als Adressatinnen hatten, die westdeutschen Projekte alle im Bereich der Querschnittsprojekte verortet wurden, ist auch deren Zielgruppenansprache entsprechend heterogen. Die spezifischen Zielgruppen⁸ der westdeutschen Projekte sind Migrantinnen und Aussiedlerinnen, (ehrenamtliche) Mitarbeiterinnen in den Jugendverbänden, behinderte Mädchen, türkische Oberstufenschülerinnen und Studentinnen, SchülerInnen eines Kunstleistungskurses an einer Gesamtschule, Jungen bzw. männliche Multiplikatoren, junge Erwachsene in der Politischen Bildungsarbeit und MitarbeiterInnen in der Jugendhilfeplanung etc.

Anders, als dies für die ostdeutschen Projekte galt, die im Zusammenhang mit der Etablierung von Mädchenarbeit im regionalen Umfeld, die konkrete Zielgruppe erst ‚ausfindig machen mußten‘, konnten die westdeutschen Träger und Institutionen auch diesbezüglich auf ihre institutionellen Vorerfahrungen zurückgreifen. Neben den Projekten der AWO-Nürnberg und des DPWV in Kehl, deren spezifische Zielgruppenansprache den kommunalen Gegebenheiten geschuldet war, hat z. B. die Thomas-Morus-Akademie eine Bildungskonzeption für türkische Oberstufenschülerinnen und -studentinnen entwickelt, weil sie in ihren jugendpolitischen Seminaren festgestellt hatten, daß es für die türkischen Jugendlichen im allgemeinen und speziell für die oben benannte Zielgruppe bisher keine Angebote gab, und damit auch keine Möglichkeiten, sich im Rahmen politischer Bildungsarbeit zu artikulieren. An ähnliche Voraussetzungen knüpfte das Angebot des Behindertenverbandes der Körper- und Mehrfachbehinderten

⁸ An dieser Stelle ist die Zielgruppe genannt, die schwerpunktmäßig angesprochen wurde, auch, wenn z. B. in dem einen Projekt auch nicht-behinderte Mädchen angesprochen oder in das anderen Projekt auch deutsche Mädchen integriert werden sollten.

an, der Angebote für Mädchen, Mädchenarbeit in unterschiedlichen Ortsgruppen installieren wollte, weil es zu wenig Angebote für behinderte Mädchen gab und nach den bisherigen Erfahrungen des Verbandes Angebote mit einer geschlechtsbezogenen Ausrichtung unter dem Oberbegriff ‚behindert‘ verschwanden bzw. die Angebote realiter vor allem für Jungen konzipiert wurden. Demgegenüber rekurrierte das Essener Videoprojekt an einer Gesamtschule auf eine Zielgruppe von Mädchen, die im sogenannten Offenen Bereich nicht auftauchen, die auch von Angeboten der Jugendhilfe oft gar nicht erreicht werden, die aber im Feld der Medien, d. h. im Video- und Fernsbereich aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit strukturell benachteiligt sind. Dagegen bemühte sich das ‚Jungenprojekt‘ in Tübingen um Wege der Integration einer geschlechtsbezogenen Sichtweise in die regionalen Institutionen der Jugendhilfe sowie eines noch marginalen, jungendpädagogischen Ansatzes in die pädagogische Praxis. Für die drei sogenannten Metaprojekte, mit denen Kooperationsvereinbarungen getroffen wurden, galten ähnliche institutionelle Ansatzpunkte.

Besonders für die westdeutschen Projekte, die unter den Bereich der Querschnittsprojekte fielen, galt, daß die anvisierte Zielgruppe tatsächlich auch erreicht wurde und die konzeptionell angedachte Rekrutierung gelang. Nur für ein Projekt konnte man eine Verschiebung hinsichtlich der Zielgruppe festmachen, die allerdings nicht damit zu begründen war, daß die geplanten Adressaten nicht erreicht wurden, sondern die Folge einer konzeptionellen Veränderung war. In dem Projekt „Förderung und Stärkung der Mädchenarbeit durch regionale Implementierung und Vernetzung von Jungenarbeit“ des Instituts für regionale Innovation und Sozialforschung e.V. (IRIS) kam es im Projektverlauf zu einer bedeutenden Zielmodifikation, die Auswirkungen auf die Zielgruppe des Projektes hatte. So standen in diesem Projekt, anders als das in der Projektkonzeption angelegt war, weniger die Jungen als konkrete Zielgruppe pädagogischer Praxis im Vordergrund, als vielmehr männliche und weibliche MultiplikatorInnen in den Einrichtungen und Institutionen der Jugendhilfe:

SPI: Wenn Sie vom jetzigen Zeitpunkt aus noch mal zurückschauen auf die ursprüngliche Konzeptidee, gab es da schon Zielmodifikationen, hat sich das verändert, das Konzept, oder kann man sagen, daß es eigentlich genau so umgesetzt worden ist, wie es mal ursprünglich angedacht war?

Na ja, also die Szenarien, die wir da beschrieben haben, die waren ja schon phantasiert. Also was passieren könnte. Insofern kann man schon sagen, es hat vielleicht oder es wird auch mit Sicherheit noch alles stattfinden, was in dem Antrag beschrieben war. Aber unser Vorgehen, glaube ich, das haben wir einigermaßen schon so eingehalten. Wo es sich vielleicht verändert hat, daß ich den Eindruck habe, es ist wirklich stärker zu einem Jugendhilfeprojekt geworden, Und diese Jungensache ist nicht so die wichtigste gerade. Also eben dadurch, daß wir so dazwischen plaziert sind, sind wir tatsächlich an den entsprechenden

Stellen, daß es was mit Jugendhilfe zu tun hat oder mit der Entwicklung von Jugendhilfe, natürlich schon auf das Geschlechterthema hin und nicht auf irgend ein Thema. Also schon genau da, wo wir eigentlich hin wollten, aber diese ganz spezielle Zuspitzung auf die Jungen oder so, das hat eigentlich eher abgenommen. (01012516/2535)

Die Gründe für diese Verschiebung in der Zielgruppenansprache, eine Verschiebung, infolge derer nicht mehr die in der Konzeption angeführte jugenpädagogische Praxis, also die Arbeit mit der Zielgruppe Jungen im Vordergrund stand, sondern die Arbeit mit pädagogischen Teams und den MitarbeiterInnen in den Institutionen der Jugendhilfe, beruhten auf den Überlegungen der Projektleiter, den Schwerpunkt der Arbeit auf die strukturelle Implementierung der Jungenarbeit und des Geschlechterthemas insgesamt zu legen, um sich nicht während der dreijährigen Projektlaufzeit in der jugenpädagogischen Praxis zu verlieren, mit der zeitgebunden nur ein bestimmtes Klientel erreicht wird. Es wurde infolgedessen ein stärkeres Gewicht auf die Beratung und Qualifizierung der MitarbeiterInnen in den Institutionen der Jugendhilfe gelegt, um auf diesem Wege Jungenarbeit und geschlechtsbezogene Arbeit langfristig zu implementieren und nachhaltig abzusichern.

Insgesamt kann man festhalten, daß die Ost-West-Differenzierung in bezug auf die unterschiedliche Zielgruppenansprache deutlich inhaltlich, bereichsspezifisch überlagert wurde. Vergleicht man die Zielgruppen der Projekte, die im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit angesiedelt wurden, mit den AdressatInnen der Projekte, die als Querschnittsprojekte firmierten, so fällt die wesentlich größere Zielgruppenheterogenität auf Seiten der Querschnittsprojekte auf, während – von den beiden westdeutschen Projekten abgesehen – die Projekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit eine relativ homogene Gruppe von jüngeren deutschen Mädchen aus weniger privilegierten Elternhäusern rekrutierten. Verengt man diesen Vergleich auf diejenigen Projekte, die vorrangig mit der Zielgruppe Mädchen arbeiteten, so fällt besonders die Altersgruppendifferenz ins Auge. In den Praxisprojekten im Bereich der Querschnittsprojekte war die Zielgruppe der Mädchen deutlich älter als in den Projekten im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit. Analysiert man diesen Tatbestand vor dem Hintergrund der angegeben beruflichen Qualifikationen, die während der quantitativen Erhebungen benannt wurden, so zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang zwischen den erreichten Zielgruppen, den beruflichen Qualifikationen der MitarbeiterInnen in den Projekten und deren Angebotsformen. Über diesen Zusammenhang läßt sich gleichfalls begründen, warum in den Projekten im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit und in diesem Fall besonders in den ostdeutschen Projekten ältere Mädchen nicht erreicht wurden. Für ältere Mädchen, so wird im folgenden Beispiel benannt, müssen andere professionelle Angebote

installiert werden, für die die Qualifikation der (sozialpädagogischen) Mitarbeiterinnen in diesem Modellprogramm nicht ausgereicht hat:

SPI: Sie sagten vorhin, Sie erreichen vor allem Mädchen zwischen 9 und 14 Jahren und vor allem Mädchen aus schwierigerem sozialen Milieu. Können Sie die Mädchen, die Sie erreichen, noch mal ausdifferenzieren? Gibt es da bestimmte Angebote, die bei bestimmten Mädchen gut gelaufen sind bzw. die bei bestimmten Mädchen schlecht gelaufen sind? Oder haben eigentlich alle sozusagen querbeet an allen gleich teilgenommen?

Also wir haben uns gestern noch mal zu dieser Thematik unterhalten. Wir haben als wirklich unsere Zielgruppe eingeeengt und diese Zielgruppe, die bei uns regelmäßig da ist, denen entsprechend machen wir auch unsere Angebote. Wenn Mädchen z. B. aus einem gutbürgerlichen Haus da sind, dann gehe ich einfach mit dieser These mit, die auch zum Fachgespräch deutlich geworden ist, dann müssen qualifiziertere Angebote her. Das bedeutet, das ist nicht unser Ding. Ohne das jetzt wertmäßig runterzudrücken. Es ist nicht unser Ding. Also wir haben gestern z. B. gesagt, wenn ich bestimmte Mädchen z. B. aus einer Gymnasiumsklasse ab einem bestimmten Alter, wenn ich denen Angebote mache, dann muß ich, z. B. so ein Multimedia-Projekt, da muß ich mit einem Fernsehregisseur locken können. Dann muß ich mit einer einwandfreien Technik locken können und muß sagen, also jetzt machen wir hier ein Ding und da kriege ich sie auch noch nicht so schnell ran, aber ich kann mit etwas locken. Anders funktioniert es unserer Ansicht nach nicht. Und ich denke, wenn man in solchen Fachgesprächen rumhört, wird es genau so sein. Also diese, und ich halte unsere Arbeit mit diesem Klientel, mit dem wir arbeiten, mit diesen Mädchen, für eine äußerst wichtige. Die hat natürlich auch ihre Besonderheit in unserer Region. (023615/653)

Dieser Zusammenhang zeigt sich in besonderen Deutlichkeit, wenn man ein Blick auf die Aktivitäten der Projekte wirft, über die sie ihre AdressatInnen angesprochen haben, und diese analysiert.

3.3 Aktivitäten der Projekte

Die Aktivitäten der Projekte, die im Rahmen der zweiten Phase des Bundesmodellprogramms durchgeführt wurden, entsprachen den jeweiligen Handlungsfeldern, in denen die Modellprojekte während der Antragsauswertung vorortet wurden. Im Blick auf die Analyse der Aktivitäten, die von den Projekten durchgeführt wurden, erscheint es sinnvoll, zwischen dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit und dem sogenannten Querschnittsbereich zu differenzieren sowie eine Präzisierung der Aktivitäten in bezug auf die jeweilige Zielgruppe vorzunehmen, d. h., die Korrelation zwischen den Aktivitäten der Projekte und der jeweiligen Zielgruppe zu bestimmen, die im oberen Kapitel bereits anklang.

In einem Vergleich zwischen den Projekten, die im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit tätig waren, und denjenigen im Bereich der Querschnittsprojekte wurde deutlich, daß hier eine ähnliche Differenz zu dokumentieren ist, die auch schon hinsichtlich der unterschiedlichen Zielgruppen der Projekte von Bedeutung war. In der Angebotsstruktur der Modellprojekte spiegelte sich in den Projekten im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit die homogene Zielgruppenansprache mit der benannten Spezifizierung der westdeutschen Projekte wider. Dagegen korrelierte die Zielgruppendifferenzierung im Bereich der Querschnittsprojekte mit verschiedenen und sehr spezifischen Angebotsformen, d. h., die Heterogenität der unterschiedlichen Zielgruppen im Bereich der Querschnittsprojekte fand sich wieder in unterschiedlichen Aktivitäten der jeweiligen Projekte, die ausgesprochen projektspezifisch ausgerichtet waren. Da diese Differenz für das Programm signifikant war, macht es im folgenden Sinn, die Aktivitäten der Projekte zunächst bereichsspezifisch zu analysieren. In einem ersten Schritt sollen die Projekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit hinsichtlich ihrer Aktivitäten, ihrer jeweiligen methodischen Vorgehensweise und hinsichtlich der Verbindung zu den Wünschen und den Lebenslagen der Zielgruppen untersucht werden und in einem zweiten Schritt die Aktivitäten in dem Bereich der Querschnittsprojekte.

Im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit mit vier Ost- und zwei Westprojekten fand sich eine auffällig homogene Angebotsstruktur. Neben einem Offenen Bereich wurden niedrigschwellige Beratungs- und Unterstützungsangebote umgesetzt, wie Beratung in schwierigen Lebenslagen, Betreuung bei psychischen und sozialen Problemen, Beratung hinsichtlich der Frage der Berufsorientierung und bei der Entwicklung eines eigenen Lebensplans, schulische Hausaufgabenhilfe etc. Diese Angebote fanden in der Regel immanent und flexibel statt, d. h. immer dann, wenn die Mädchen diese benötigten. Darüber hinaus gab es auch konkrete Angebote zu festen Zeiten, die der direkten Unterstützung der Mädchen dienten, wie Arbeit am Computer, um Bewerbungsschreiben aufzusetzen oder einen Lebenslauf zu schreiben, Bewerbungstraining zur Berufsvorbereitung. Einen weiteren großen Raum in dieser Angebotsstruktur nahm der (niedrigschwellige) kreative Bereich ein, der in allen Projekten von hoher Bedeutung war. Darunter fielen: Seidenmalerei, Zeichenkurse, Gipsmaskenherstellung, Tanz und Bewegungsspiele, Musikangebote, Basteln, Herstellung von Holzarbeiten, Näharbeiten, kleine Videoaufnahmen. Daneben wurden ‚Körperangebote‘ gemacht, wobei die Selbstverteidigungskurse sich als besonders bedeutend erwiesen. Diese aufgelisteten Angebote waren bereits konzeptionell festgeschrieben und konnten auch umgesetzt werden. Deutlich schwieriger gestaltete sich die Realisation von Angeboten, die konzeptionell geplant waren, die aber den niedrigschwelligen Charakter der oben benannten Angebotsstruktur überschritten. So konnten nur begrenzt avanciertere Angebote realisiert werden, wie z. B. Diskussionsveranstaltungen mit Zeitzeugen aus Ravensbrück, die Hin-

führung von Mädchen an ein Engagement im Kinder- und Jugendparlament der eigenen Stadt oder die Herstellung von verkaufsfähigen Modeprodukten, die über eine Schülerinnenfirma professionell vermarktet werden sollten. In dem einzigen Projekt in diesem Bereich, in dem ein Angebot während der gesamten Projektlaufzeit durchgeführt wurde, das einen weniger niedrigschwelligen Charakter aufwies, war dies ein Theaterangebot, das von einer professionellen Theaterregisseurin realisiert wurde, das allerdings schon vor dem Mädchenprogramm in der Einrichtung existierte und dessen – in dem einen Fall – geschlechtshomogene Ausrichtung⁹ eher zufällig und unerwünscht war:

SPI: Sagen Sie doch mal ganz präzise, welche Angebotsformen für Mädchen haben sich durchgesetzt? Also wo sagen Sie, das ist absolut der Renner?

Na, Theater ist der Dauerrenner.

SPI: Wie alt sind die Mädchen denn? Sagen Sie mal so ungefähr.

16-18. Wir haben da aber noch 'ne Gruppe, da sind auch junge Frauen, so 22-23 mit drin, also noch älter sozusagen. Ja, Theater, das ist traditionell ja auch sowieso mädchendominiert. Ja, der Renner, kann man so sagen.

SPI: Und bei den jungen Mädchen?

Auch.

SPI: Auch?

Es gibt auch zwei jüngere Theatergruppen. Eine sind nur Mädchen, und die andere, da machen auch Jungen mit. Also das ist auch bei den Jüngeren so, und bei den Älteren ist es auch so. Die sind auch alle sehr kontinuierlich auch hier. Es kommen immer mal Neue dazu, aber es gibt halt so diesen Kern. Und die kommen auch schon über mehrere Jahre. (012211/240)

Aufgrund der niedrigschwelligen Angebotsstruktur der Projekte und der beruflichen Qualifikation der MitarbeiterInnen, die diese Angebote durchführten – die Arbeit einer professionellen Theaterregisseurin ist in diesem Handlungsfeld eher die Ausnahme –, wird damit auch erklärbar, warum diese Projekte nur jüngere Mädchen und benachteiligte Mädchengruppen erreichten: Für ältere Mädchen und jungen Frauen werden qualifiziertere, wenig niedrigschwellige Angebote benötigt, für die – so muß man konstatieren – die beruflichen Qualifikationen von Erzieherinnen und Sozialpädagoginnen in diesem Modellprogramm nicht mehr ausreichend erschienen. Der Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit

⁹ Die geschlechtshomogene Ausrichtung war nicht deshalb unerwünscht, weil man grundsätzlich nicht gerne geschlechtshomogen gearbeitet hätte, sondern weil eine geschlechtshomogene Mädchengruppe die Möglichkeiten einer professionellen Theaterarbeit sehr einschränkt, will man nicht in jedem Fall nur ‚Eigenproduktionen‘ herausbringen.

zeigte sich (auch) in der Auswertung der Bundesmodellprojekte als ein Handlungsfeld, indem nur noch jüngere Mädchen¹⁰ und benachteiligte Mädchen wie Aussiedlerinnen und Migrantinnen erreicht werden, indem ältere Mädchen und jungen Frauen aber nicht (mehr) vorkommen.

Über den gesamten Projektzeitraum konnte man in der Umsetzung der geplanten Konzeptionen der Projekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit deutliche Veränderungen und Verschiebungen während der Programmlaufzeit beobachten, d. h., auch nach der Phase der Implementierung der Projekte kam es noch zu wesentlichen Projektmodifikationen. Diese sich kontinuierliche verändernde Kontur wurde, wie bereits dokumentiert, auch in der Auswertung der quantitativen Erhebungen deutlich. In der quantitativen Auswertung zeigte sich, daß selbst nach ca. zwei Jahren Laufzeit fünfzig Prozent der Mitarbeiterinnen in den Projekten der Mädchensozialarbeit angaben, daß ihre Konzeption modifiziert werden sollte. Vorgenommene Verschiebungen und Modifikationen wurden auf verschiedenen Ebenen deutlich. So konnten, wie bereits benannt, bestimmte anvisierte Angebote, die in den Konzeptionen geplant waren, nicht umgesetzt werden, weil man die entsprechende Zielgruppe nicht erreicht hatte. In einem anderen Projekt wurden die Aufgabenbereiche einzelner Mitarbeiterinnen spezifiziert, was ursprünglich nicht vorgesehen war,¹¹ während in einem weiteren eine deutliche Verdichtung der Angebotsstruktur vorgenommen wurde zu Ungunsten des Offenen Bereichs. In einem anderen Projekt wurde von einer angelegten KOMM-Struktur zu Gunsten Formen einer mobilen Arbeit abgesehen, in weiteren wurden die Kooperationen vorrangig mit Schulen ausgebaut und erhielten ein wesentlich höheres Gewicht, als ursprünglich vorgesehen. In einem Projekt, das ursprünglich rein koedukativ ausgelegt war, wurden während der Projektlaufzeit geschlechtshomogene Aktivitäten eingeführt und im Anschluß daran ein Mädchenraum konzipiert, der allein Mädchen auch während der koedukativen Tage zur Verfügung stand. In einem weiteren Projekt wurde, da man im Laufe des Projektes immer größere Schwierigkeiten hatte, Mädchen überhaupt kontinuierlich für die geplanten Aktivitäten zu gewinnen, ein größerer Schwerpunkt auf die Strukturarbeit gelegt.

Projektübergreifend läßt sich insgesamt bezüglich der Aktivitäten in diesem Handlungsfeld eine Tendenz konstatieren, mit der sich die Erkenntnisse aus den quantitativen Erhebungen zu bestätigen scheinen. So kann behauptet werden, daß die Projekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit insgesamt auch hinsichtlich der Angebotsstruktur eine wesentlich labilere Kontur aufwiesen, als

10 Treten in diesem Feld ältere Mädchen auf, so ist augenfällig, daß diese Mädchen nicht in erster Linie dort sind, um die Angebote des Projektes wahrzunehmen, sondern um die Funktion einer Jugendgruppenleiterin für die Anleitung von Gruppen jüngerer Mädchen zu übernehmen.

11 In diesem Projekt war zunächst geplant, daß alle Mitarbeiterinnen alle Angebote durchführen können sollten. Erst während der Laufzeit wurde von diesem Konzept abgewichen und dazu übergegangen, bestimmte feste Angebote allein von den dafür qualifizierten einzelnen Mitarbeiterinnen durchzuführen.

dies für die Querschnittsprojekte gelten sollte. Von daher erklärt sich auch der Qualifizierungs- und Unterstützungsbedarf, der von den MitarbeiterInnen im Bereich der Mädchensozialarbeit während der gesamten Programmlaufzeit seitens der Evaluatorin eingefordert wurde.

Spezifiziert man die oben benannte homogene Angebotsstruktur im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit auch vor dem jeweiligen Prozeßverlauf der einzelnen Projekte, so zeigten sich über den Zeitraum des Projektverlaufs einige Besonderheiten in Form und Methode der Projektaktivitäten. Während sich in bestimmten Projekten eine klare Struktur der Angebote mit zum Teil festgelegten Thementagen entwickelt hatte, sind andere Projekte von dieser Struktur abgewichen und haben sich einem eher dienstleistungsorientierten Ansatz zugewandt. So war für die erstgenannten Projekte neben Beratungsaktivitäten, die flexibel abgerufen werden konnten, und der Durchführung von Projektwochen, eine festgelegte Angebotsform maßgebend, an der sich die Mädchen orientieren konnten und die gleichfalls der Strukturierung der Projektarbeit galt:

SPI: Welche Schwerpunkte haben sich denn jetzt noch entwickelt?

Also, wir haben z. B. diese feste Angebotsstruktur, Montag ist Spiel- und Sporttag. Also, da können sie sich hier frei bewegen und können machen, was sie lustig sind. Wir haben jetzt hier drüben noch ein Zimmer dazu, die können Dart spielen, Tischtennis spielen. Sie können Spiele nutzen, können auch bloß da sitzen und quatschen, und manchmal lassen sie sich auch was einfallen und machen selber irgend etwas, also der Montag ist frei, locker, da können sie auch mal ihre Freunde mitbringen, wenn sie das möchten. Dienstag ist Kreativangebot nach einer bestimmten Thematik, das geht meist von 15.00 Uhr bis 16.30, 17.00 Uhr. Mittwoch haben wir eine Gruppe, wir haben das ‚Mädchenfotoclub‘ genannt, haben erst mal unser Album aufgearbeitet, weil das war alles noch so verstreut und wir wollten da mal ein bißchen Ordnung schaffen. Und dann ist unser Nähkurs am Mittwoch, die ‚Heiße Nadel‘ nennt sich das. Das ist auch regelmäßig, die Frau L. näht mit den Mädchen. Da werden natürlich auch zielgerichtet Projekte angegangen, wenn irgendwo was notwendig ist, dann arbeiten die daran. Donnerstag haben wir jetzt zum Videotag gestempelt, da wird jetzt, wir haben jetzt die ganzen technischen Voraussetzungen für unsere Videoarbeit und die wird jetzt ganz zielbewußt angesteuert. Heute z. B. kommt ein junger Mann, der hilft mir erst einmal, mit dieser Schnittstelle da zurechtzukommen. (022210/309)

Andere Projekte haben einen genau entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Nachdem die MitarbeiterInnen anfangs gleichfalls bemüht waren, feste Angebotsstrukturen zu implementieren, haben sie im Zuge des Prozeßverlaufes entschieden, eine flexible Angebotsstruktur einzuführen, um damit aktuell auf die Wünsche und Bedürfnisse ihrer Adressatinnen zu reagieren. Die Aktivitäten er-

folgten in dem einen Projekt sogar mehr oder weniger auf Abruf (obwohl es durchaus festgelegte Schwerpunkte in der Arbeit gab):

SPI: Wie gestaltet sich denn die aktuelle Angebotsstruktur? Was hat sich gefestigt?

Man könnte es so offenes Angebot nennen. Was sehr häufig passiert, ist, daß Mädchen entweder so vorbeischaun und in den Computer irgendwas schreiben wollen, in Internet, meistens chatten und E-Mails schreiben, also selten irgendwas recherchieren, aber immerhin, das Medium Internet, daß sie Bücher ausleihen, also diese offene Bereich, Bücher ausleihen, CDs ausleihen, sich hier treffen, was weiß ich was. Ich denke, was an dem ‚Gemischtwarenladen‘ (die von der wissenschaftlichen Begleitung konstatierte Beliebtheit in der Angebotsstruktur bei der vorigen Erhebung, D. M.) der Nachteil war, war uns wichtig, nicht aus dem Auge zu verlieren, was der Vorteil davon war. Genau diese Möglichkeit, sehr flexibel zu reagieren. Wir haben z. B. ganz kurz überlegt, machen wir hier irgendwelche Öffnungszeiten. Es wäre natürlich für die Mädchen durchsichtiger, für uns einfacher zu planen, wir sind aber dann zum Ergebnis gekommen, damit nehmen wir uns eigentlich die Flexibilität. Die Mädchen müssen halt anrufen, aber das kann man ihnen zutrauen, die telefonieren auch durchaus gern, überhaupt kein Problem. Funktioniert einwandfrei, nachdem wir uns dafür entschieden haben, damit haben wir aber auch die Möglichkeit, sehr schnell auch mal zu sagen, es gibt eine andere Schwerpunktsetzung oder die haben bestimmte Bedürfnisse, die Überlegung ist immer auch, paßt das in unser Konzept, oder ist das was ganz Abstruses, gibt es einen anderen Träger, eine andere Angebotsmöglichkeit, an die man das verweisen kann, oder macht das wirklich Sinn, das hier aufzunehmen und mit einzubauen. Also schon auf dem Hintergrund immer, was macht auch Sinn oder ist zeitlich unterzubringen etc. Aber aufgenommen wird es immer, und es wird eigentlich ständig weiterentwickelt. (062179/602)

Innerhalb der skizzierten homogenen Angebotsstruktur, die in der Regel für alle Projekte in diesem Bereich maßgebend war, haben sich während der Programmlaufzeit gleichfalls projektübergreifend – von einer Ausnahme abgesehen – deutlich thematische Schwerpunktschiebungen ergeben. So lassen sich in der projektübergreifenden Rekonstruktion des gesamten Programmverlaufs für diesen Bereich thematische Verschiebungen innerhalb dieser Angebotsstruktur dokumentieren, d. h., die homogene Angebotsstruktur hat sich zwar während der gesamten Programmlaufzeit nicht verändert, aber die Bedeutung einzelner thematischer Schwerpunkt variierte. So läßt sich z. B. dokumentieren, daß das gesamte Feld der Berufsorientierung, d. h. Beratung bei Fragen der Berufswahl und der Entwicklung eines eigenen Lebensplanes, Unterstützungsleistungen bei schulischen Anforderungen, Hilfestellungen beim Erhalt eines Ausbildungsplatzes, aber auch vorbereitende Maßnahmen wie die Heranführung an Computer-

schreibprogramme und Einführungen ins Internet etc., am Ende der Programmlaufzeit in diesem Bereich einen deutlich größeren Raum einnahm, als dies etwa noch zum Zeitpunkt der Ersterhebung der Fall war. Dennoch konnte festgehalten werden, daß auch die umgesetzten berufsorientierenden Angebote einen ausgesprochen niedrigschwelligen Charakter hatten. Sie gingen qualitativ kaum über Angebote in Form von Hausaufgabenhilfe, Bewerbungstraining mit den MitarbeiterInnen, der Herstellung eines Lebenslaufes am PC, Fahrten zum BIZ etc. hinaus. Nur in einem Projekt wurde das Angebot der Berufsorientierung verstärkt im Sinne konkreter, einzelfallorientierter Maßnahmen und Hilfestellung zur Erlangung eines Ausbildungsplatzes erweitert. Über die Ausweitung dieses thematischen Schwerpunktes hinaus läßt sich konstatieren, daß das Feld der Berufsorientierung in den Projekten der Offenen Mädchensozialarbeit von den einzelnen Mitarbeiterinnen sehr weit gefaßt wurde. So wurde z. B. die Herstellung von Holzarbeiten, ein eher typisches kreatives Freizeitangebot, von einzelnen MitarbeiterInnen durchaus in Bezug zu der möglichen späteren Adaption eines ‚untypischen Frauenberufes‘ gesehen. Solche berufsorientierende Maßnahmen wurden in diesem Sinne als eine vorbereitende Hinführung an eine spätere Aufgabe in die Angebotsstruktur der Projekte integriert. Dieser Ansatz, solchen niedrigschwelligen und eher freizeitpädagogischen Angeboten einen berufsorientierenden Charakter zuzuschreiben, war aber durchaus auch dem niedrigen Alter der Adressatinnen – vor allem in den ostdeutschen Projekten – geschuldet. Acht- bis dreizehnjährige Mädchen benötigten, wollte man an diesen Schwerpunkt festhalten – einen eher spielerischen Zugang hinsichtlich dieser Thematik. Dagegen war der Versuch eines Projektes, zwölfjährige Mädchen mit EU-weiten Berufswahlmöglichkeiten zu konfrontieren, aufgrund ihres kindlichen Alters nicht besonders erfolgreich.

Projektübergreifend kann man feststellen, daß in allen Projekten aus dem Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit im Laufe der Programmlaufzeit mit verschiedenen Maßnahmen versucht wurde, auf die brisante und gesellschaftlich hochaktuelle Problematik der Berufsorientierung einzugehen, die bereits die Shellstudie 1997 (Jugendwerk der deutschen Shell 1997) nicht umsonst in den Stand einer ‚prägenden Generationserfahrung‘ erhoben hatte, und dementsprechend ihre jeweilige Angebotsstruktur zu modifizieren. Ob aber die tatsächlich vorhandene Angebotsstruktur, die sich in diesem Bereich klassifizieren läßt, geeignet war, Mädchen und Jungen in einer schwierigen Lebenssituation, dem Übergang von der Schule in die Ausbildung bzw. von der Ausbildung in den Beruf, tatsächlich zu unterstützen, muß besonders im Blick auf die ostdeutschen Projekte mit ihren niedrigen Altersstufen skeptisch beurteilt werden. Die ‚berufsorientierenden‘ Angebote, die in diesen Projekten im Rahmen der benannten homogenen Angebotsstruktur realisiert wurden,¹² sind entgegen der Wünsche

12 Diese Aussage galt für die ostdeutschen Projekte im allgemeinen, auch wenn es vereinzelt erfolgreiche Angebote für ältere Mädchen gab, wie etwa die Durchführung eines Berufsorientierungstages in einer Pro-

der Mitarbeiterinnen nur begrenzt als wirkliche Maßnahmen zur Berufsorientierung zu qualifizieren. Eine gewisse Differenz läßt sich diesbezüglich allein für die beiden westdeutschen Projekte bestimmen. Da die Mädchen, die in diesen Projekten erreicht wurden, deutlich älter waren und die Mitarbeiterinnen der Projekte von Anfang weniger freizeitpädagogische Maßnahmen im Blick hatten, als sich vielmehr an der ‚Schnittstelle‘ des Übergangs Schule/Beruf plazieren wollten, konnten diese Projekte deutlich zielorientiertere Angebote hinsichtlich einer möglichen Berufsorientierung implementieren. Hier ging es auch weniger um spielerische Angebote, die auch eine berufsorientierende Ausrichtung hatten, sondern konkret um spezifische Hilfen und Unterstützungsleistungen, wie z. B. Hilfestellungen zur Erlangung eines qualifizierten Hauptschulanschlusses, oder um Formen individueller Unterstützungsleistungen zur Erlangung eines Ausbildungsplatzes.

Weitere signifikante Aussagen in bezug auf die Angebotsstruktur im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit lassen sich hinsichtlich der Dauer bzw. der Kontinuität der Angebote treffen. So ist auffällig, daß mit Ausnahme des oben bereits benannten Theaterangebotes, das die Mädchen schon über Jahre wahrnahmen, alle Angebote nur von kurzer Dauer waren, in der Regel vier bis fünf Termine nicht überschritten haben und – soweit sie überhaupt in dieser verkürzten ‚Kontinuität‘ stattfanden – in Form von Projektwochen realisiert wurden. Während also einerseits Angebotsformen dominierten, die ganz flexibel ausgerichtet waren, d. h. Aktivitäten immanent und flexibel immer dann angeboten wurden, wenn Mädchen diese nachfragten, fanden sich auf der anderen Seite starke Tendenzen zu Formen einer ‚Mädchenworkshopkultur‘. Kontinuierliche Angebote, die regelmäßig und darüber hinaus auch noch über einen großen Zeitraum liefen – wie exemplarisch das benannte Theaterangebot –, hatten Seltenheitswert und waren von den MitarbeiterInnen nicht zu realisieren, weil die Mädchen nur bereit waren, sich punktuell zu engagieren:

SPI: Ist es denn vor allen Dingen für diese Mädchen wichtig, daß sie einen Event haben, auf den sie hin leben, oder ist es auch erfolgreich dahingehend, daß dieser Event eine gute Möglichkeit ist, neue Mädchen anzusprechen?

Also, es könnte sein, daß wir neue Mädchen ansprechen, also, das kann man vorher auch nicht sagen. Und da kommen dann auch neue Mädchen zu uns, die dann aber manchmal auch nicht lange bleiben. Die mal rein gucken, was passiert, oder sie bleiben dann zu diesem Programmpunkt da oder auch für diese größere Aktion, wie z. B. Modenschau oder solche Aktionen, aber sie bleiben dann auch mal weg für eine Woche oder so, und dann sind sie wieder da. Weil das ist ein langer Zeitraum, und wir powern dann so richtig und können eigentlich nicht erwarten, daß die so mitpowern. Also, was ich festgestellt habe so von

jektregion oder die Herstellung eines Wegweisers zur Berufsorientierung, der in einem Projekt entstanden ist und der an Schulen an ältere Mädchen verteilt werden konnte.

dem Team heraus, ist, daß die Mädchen immer Höhepunkte brauchen, also nicht diese alltäglichen Angebote oder diese speziellen Arbeitsgruppen, die wir dann haben. Im Februar lief dann noch ‚Junge Journalistinnen‘, wir haben gemerkt, daß wir, wenn wir an einem Tag immer etwas anbieten, daß die Mädchen dann ab und zu auch wegbleiben und wir dann keine Kontinuität rein kriegen. Und wir haben dann überlegt, daß wir dann in den Ferien eine Woche Jugendzeitschrift machen und eine Woche auch Modenschau. (032847/906)

Diese Tendenz der begrenzten Kontinuität der Angebote, war prägend für die Durchführung der Aktivitäten in diesem Bereich. So wurde von den MitarbeiterInnen nicht nur berichtet, daß es schwierig war, die Adressatinnen für längerfristige Angebote zu gewinnen, so etwa für halbjährige Kurse oder wöchentliche Gruppentermine, sondern es wurde auch wiederholt benannt, daß sich teilweise selbst die Durchführung einzelner Angebote als schwierig erwies, weil deren Zielsetzung, etwa die Realisation eines bestimmten Produktes, eine halbe Stunde Zeitdauer nicht überschreiten durfte:

Es ganz schwierig war, Mädchen über einen längeren Zeitraum eigentlich für ein Thema zu begeistern, was für uns natürlich eine professionelle Arbeit auch im Ergebnis darstellen sollte. C. kann ja noch ein Lied davon singen, und dann sollten wir das auch noch in Form von Ausstellungsstücken und schönen Collagen irgendwo noch darstellen. Das bedeutete, alle Fähigkeiten, die im Projekt eigentlich angelernt werden sollten, mußten gebündelt werden, und alle Mädchen mußten irgendwo mitmachen und sich auch unterordnen, wie auch immer, um zu einem gemeinsamen Ergebnis zu kommen. Das war ganz schwierig. Also da stellten wir fest, daß es schwierig ist, Mädchen für einen längeren Zeitraum auch zu begeistern und Zeitraum zumindest, daß sie, wenn sie Verabredungen und Termine mit ihnen machen, auch kommen. Wenn ich mal null Bock habe und die mir nicht gefällt, dann komme ich halt auch mal nicht. Das haben wir also auch erlebt, wie das untereinander auch eine Rolle spielte. Aber das ist immer das Problem, kontinuierlich zu arbeiten. Und deswegen solche Sachen, wie mit dem Stadtmodell, was nun von Anfang an eigentlich ein Angebot ist und wo ich 2 Jahre mittlerweile dran knabber und was ich auch gar nicht mehr hören kann. Aber das ist nicht möglich, mit Mädels so eine langjährigen Sachen zu machen. Ganz einfach weil man sie nicht motiviert kriegt, wenn sie nicht innerhalb von einer halben Stunde ein Ergebnis haben – auch ein Lernprozeß. (033109/1304)

Die geringe Kontinuität in den Angebotsformen und die Schwierigkeit ihrer Durchführung erschien als ein signifikantes Moment im Rahmen der Arbeit der Bundesmodellprojekte in diesem Bereich. Ob dieser Tatbestand, der auch im zweiten Zwischenbericht des Bayerischen Modellprojektes FAMtotal seine Bestätigung fand, eine allgemeine Tendenz dahingehend widerspiegelt, daß Kinder und Jugendlichen zunehmend nur noch durch einmalige Veranstaltungen mit

Eventcharakter erreicht werden und ansonsten – in der sozialpädagogischen Terminologie – ‚abhängen‘, oder ob dieser Tatbestand sich eher durch die Eigenarten des Handlungsfeldes und dessen jüngere Adressatinnen begründen läßt, blieb offen. D. h., es kann im Rahmen dieser Auswertung nicht geklärt werden, ob in diesem Vorgang eine allgemeine Tendenz in der Jugendarbeit zum Vorschein kommt oder ob hier eine Korrelation zwischen der geringen Kontinuität der Angebote und der niedrigen Altersstufe der Adressatinnen deutlich wird. Auffällig bleibt jedoch, daß es in diesem Handlungsfeld auch bezogen auf das Bundesmodellprogramm nur wenig Versuche gab, dieser Tendenz mit vielleicht anderen Angebotsformen entgegenzuwirken. Ob aber die Realisation ausschließlich kurzzeitiger Angebote oder punktueller Events, bei einem insgesamt großen Offenen Bereich, tatsächlich das Ziel pädagogischer Praxis sein sollte, von dem man gleichfalls annimmt, daß es auch den Wünsche und Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen entspricht, oder ob hier nicht vielleicht auch eine Problematik deutlich wurde, die darin ihren Ausdruck fand, daß weder ein Interesse an der Aufrechterhaltung kontinuierlicher Angebote seitens der MitarbeiterInnen bestand noch geeignete Angebotsformen gewählt wurden oder realisiert werden konnten, blieb zumindest in der Analyse dieses Bundesmodellprogramms fraglich.

Projektübergreifend läßt sich für die Angebotsstruktur der Projekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit eine weitgehend gelungene Anpassung an die vorherrschende Altersgruppe von 8-14 Jahren aus eher sozial benachteiligten Mädchen dokumentieren, auch wenn festgehalten werden muß, daß Angebote, die auch ältere Mädchen erreicht hätten, nicht realisiert wurden oder aufgrund einer begrenzten Qualifikation der pädagogischen Personals nicht umgesetzt werden konnten. Die relative Homogenität der realiter anwesenden Zielgruppe entsprach auch der Homogenität der niedrighschwelligen Angebotsstruktur. Etwas spezifizierter ausgerichtet waren die Aktivitäten in den Projekten, die Aussiedlerinnen und Migrantinnen als Adressatinnen hatten. Zwar wiesen auch diese Projekt eine vielfältige, niedrighschwellige Angebotsstruktur mit dem oben genannten, typischen Profil auf, aber diese Angebotsstruktur wurde hinsichtlich der Zielgruppe spezifiziert. Neben Maßnahmen zur Berufsorientierung, konkreten schulischen Hilfen wie Hausaufgabenhilfe, Vorbereitung auf Klausuren und Unterstützungskurse, in denen die Aussiedlerinnen und Migrantinnen spielerisch ihre deutschen Sprachkenntnisse verbessern konnten, wurde auf dem Hintergrund der Problem- und Lebenslagen dieser Zielgruppe der Schwerpunkt in diesen Projekten auf einen produktorientierten Arbeitsansatz gelegt:

SPI: Ich habe noch mal eine Rückfrage. Sie haben formuliert, daß Sie besonders produktorientiert arbeiten wollen. Auf welchem Hintergrund wird dieser Ansatz favorisiert? Was versprechen Sie sich davon?

Also einfach das, daß Mädchen sich mit ihren Produkten darstellen können. Also daß es eine Möglichkeit ist, wo Mädchen sich ihre Wünsche, ihre Träume, ihre Vorstellungen präsentieren können und das aber nicht auf sprachlicher Ebene, weil sie da teilweise Defizite haben. Und meinetwegen eine Ausstellung in der Schule, also Mädchen machen eine Ausstellung zu dem Thema und präsentieren die in der Schule. Das fördert das Selbstbewußtsein der Mädchen. Wenn sie sich darstellen können.

SPI: Das heißt, die Mädchen stellen sich nicht über ihren Mangel dar, sondern über das, was sie können?

Ihre Möglichkeiten, ja. (051797/820)

Der in der Sozialpädagogik übliche Ansatz des produktorientierten Arbeitens wurde im Kontext dieser Projekte noch einmal für die Zielgruppe präzisiert und ausgebaut. Man bot ihnen eine Methode an, die es erlaubt, den sprachlichen Mangel, der immer wieder in ihrem Leben als Manko einer geforderten, gewünschten oder unerwünschten Integration erscheint, zu vernachlässigen und statt dessen ihre ‚Möglichkeiten‘ sichtbar werden zu lassen. Diese Arbeitsweise, die an die besonderen Lebens- und Problemlagen dieser Mädchen angepaßt wurde, bot darüber hinaus methodische Ansatzpunkte, wie Aussiedlerinnen und Migrantinnen ihren anderen soziokulturellen Hintergrund als Qualität ihrer ureigenen Identität artikulieren konnten, und hatte infolgedessen Bedingungen für eine Form der Integration geschaffen, die mehr sein kann als eine einseitige Anpassungsleistung an deutsche Verhältnisse.

Darüber hinaus wird von diesen Projekten eine Angebotsstruktur forciert, die zwar freizeitpädagogische Aktivitäten integriert, aber verstärkt Maßnahmen beinhaltet, die für die Adressatinnen einen hohen Verwertungsnutzen hatten. Diese Tendenz hat sich während der Programmlaufzeit auch deshalb verstärkt, weil die Adressatinnen älter geworden waren und konkrete berufliche Entscheidungen anstanden. Da die Lebenslagen von Migrantinnen und Aussiedlerinnen durch zahlreiche Benachteiligungserfahrungen gekennzeichnet sind, zumal wenn sie die Haupt- oder Gesamtschule besuchen, wurde von diesen Projekten verstärkt ein großer Wert darauf gelegt, Aktivitäten anzubieten, die auf ganz konkrete Hilfestellungen ausgerichtet waren und die Adressatinnen vor dem Hintergrund ihrer spezifischen Problemlagen eine direkte Unterstützung anboten, eine Tendenz, die sich zum Zeitpunkt der Ersterhebung noch nicht abzeichnete.

Besonders für die Gruppe der (älteren) Aussiedlerinnen ist zu konstatieren, daß diese fast ausschließlich Angebote der Projekte wahrgenommen haben, die einen direkten Verwertungsnutzen hatten:

SPI: Und welche Mädchen waren mit welchen Angeboten schlecht zu erreichen?

Also die Rußlanddeutschen, würde ich sagen, waren mit dem offenen Mädchen-nachmittag weniger erreichbar. Also das war immer wieder vereinzelt, da auch welche mit dabei, aber die waren dann eher mit, ja, mit Angeboten wie Berufso-rientierung, Quali (Vorbereitungen auf den qualifizierten Hauptschulabschluß D. M.), also einfach wo diese Angebote klar sind, und nicht so offen sich treffen oder was zusammen machen, das machen die nicht so gerne mit anderen. (053973/986)

Wie bereits unter dem Punkt (3.2) erörtert wurde, waren die Aussiedlerinnen sehr schwer und nur sporadisch mit bestimmten Angeboten zu erreichen, die für sie einen direkten Nutzen hatten. Es kann behauptet werden, daß diese Adressa-tinnen im Rahmen der Bundesmodellprojekte mit freizeitpädagogischen Ange-boten, die in diesen Projekten durchgeführt wurden, nicht zu erreichen waren. Fragt man nach den Gründen dafür, so wurde von den Mitarbeiterinnen – auch in diesen Projekten – ins Feld geführt, daß die Aussiedlerinnen für freizeitpäd-agogische Aktivitäten wenig Zeit hätten, weil sie besonders häuslich leben, sich vielfach im Hause betätigen müssen und auch ansonsten sehr angepaßt wären. Im Rahmen der Auswertung des Bundesmodellprogramms zeigte sich dagegen, daß diese Annahmen der Mitarbeiterinnen vermutlich auf vorhandenen Vorurtei-len über diese Zielgruppe beruhen. Dafür gibt es u. a. zwei signifikante Hinwei-se. Im Rahmen des Modellprojektes „Integrierte mädchenbewußte Jugendhilfe-planung“ des ISS Frankfurt wurde im Rahmen einer sozialräumlichen Beschrei-bung in der Stadt Jena eine Untersuchung durchgeführt, in der sowohl Mitarbei-terInnen in verschiedenen Einrichtungen der Jugendhilfe zu Fragestellungen der schulischen, beruflichen und sozialen Integration junger Aussiedlerinnen befragt wurden als auch in Form eines Gruppeninterviews die Zielgruppe der Aussiedle-rinnen selber. Hierbei zeigten sich signifikant abweichende Vorstellungen da-hingehend, daß die Einschätzungen der Mitarbeiterinnen und die Selbstaussagen der Aussiedlerinnen deutlich differierten. In oben skizzierten Zusammenhang erscheinen die Selbstaussagen der Aussiedlerinnen besonders bedeutsam, da sie in diesen Gruppeninterviews angaben, *viel* Zeit zur Verfügung zu haben, die sie besonders gerne nutzen, um in der Stadt im Sinne eines ‚Sehens und Gesehen-werdens‘ zu flanieren, während sie die Einrichtungen der Jugendhilfe nicht ger-ne besuchen, weil sie sich von deren Angeboten nicht angesprochen fühlen, bzw. dort nur erscheinen, wenn sie ein klares Anliegen, vorrangig einen konkre-ten Beratungsbedarf haben.¹³

Daß die geringe Resonanz, die die freizeitpädagogischen Angebote der Einrich-tungen der Jugendhilfe bei den Aussiedlerinnen fanden, auch im Rahmen der Bundesmodellprojekte offensichtlich mit den *Angebotsformen* zusammenhängt, die nicht den Wünschen und Bedürfnissen dieser Zielgruppe entsprachen, wurde

13 Vgl. Unveröffentlichter Zwischenbericht (ISS-Aktuell 7/2000) des Projektes des ISS Frankfurt e. V. „Inte-grierte mädchenbewußte Jugendhilfeplanung“ Frankfurt 2000, S. 7/8

hinsichtlich eines Angebotes einer anderen kommunalen Einrichtung von einem der beiden Modellprojekte gleichsam positiv bestätigt, obgleich auch die Mitarbeiterinnen dieses Projektes anführten, daß es vor allem die Zeit und die häusliche Belastung sei, aufgrund derer die Aussiedlerinnen den eigenen, freizeitpädagogischen Projektangeboten mehr oder weniger fern blieben. So war signifikant, daß diese Zielgruppe weniger das eigene Projekt aufsuchte, wo sie aber erschien, so wurde von den Projektmitarbeiterinnen berichtet, war in einem Tanzsportverein der umliegenden Gegend. Hier sah sich die Leiterin dieses Tanzsportvereins (ohne daß dieses zielgerichtet ihr Anliegen gewesen wäre) mit Gruppen von Aussiedlerinnen konfrontiert, die alle in diesen Verein drängten. Gleiches galt offensichtlich auch für ein anderes kommunales Jugendhilfeprojekt, das Aussiedlerinnen als Zielgruppe hatte:

Was auch sehr wichtig ist, was wir nicht so angeboten haben, ist Theater und Tanz. Alles, was mit sich darstellen verbunden ist. Also die nutzen jede Chance aufzutreten, egal wo, wenn man ein Theaterstück über irgendein Thema einstudieren würden, wäre das Thema wahrscheinlich zweitrangig, aber Hauptsache, sie können auftreten.

SPI: Die präsentieren sich gerne?

Ich glaube, das ist ‚angeboren‘. Eine, oder das habe ich auch öfter gehört, und eine hat es ganz intensiv erzählt, daß auch an den Schulen z. B. in Kasachstan ganz viel so kulturelle Arbeit gemacht wird und Präsentation. Vom Kindergarten an schon. Und sie zeigen auch die Fotos, was sie schon alles gemacht haben.

SPI: Daher haben die das.

Die sind einfach auch gewohnt, daß immer irgendwas für sie gemacht wird, angeboten wird, daß solche Veranstaltungen fast ständig stattfinden. Und da ist z. B. auch in K., dieser Tanzsportverein, den es hier gibt, wo ganz viel Aussiedlermädchen mitmachen, der fordert ganz stark Engagement auch von den Erwachsenen, in allem. Ein bißchen finanziell und auch bei Festen mithelfen, anwesend sein, mal wo hin fahren und zurückfahren. Aber auch in der benachbarten Stadt gibt es ein Aussiedlerprojekt, speziell für Aussiedlerinnen, die haben mittlerweile, ich glaube, zehn Tanzgruppen, mit um die hundert Mädchen, das ist ganz klasse, nur die machen sonst nichts. Statt daß sie diese Chance nutzen, machen sie immer noch mehr Tanzgruppen auf und finden das ganz Klasse. (0633048/3130)

Beide Hinweise machen deutlich, daß die Annahme, Aussiedlerinnen hätten aus den oben benannten Gründen grundsätzlich kein Interesse an Freizeitangeboten, nicht aufrecht erhalten werden kann. Offensichtlich wollte diese Zielgruppe ihre Freizeit nur mit *anderen* Aktivitäten verbringen als mit solchen, die die Mitarbeiterinnen der Projekte für attraktiv und sinnvoll erachteten.

Noch ein anderer Tatbestand erwies sich bezüglich der Angebotsstruktur dieser beiden Projekte als bedeutsam. Formen einer KOMM-Struktur haben sich für die Rekrutierung der Zielgruppe der Aussiedlerinnen und Migrantinnen nicht als sinnvoll erwiesen. Im Rahmen der Rekonstruktion der Projektverläufe zeigte sich, daß Migrantinnen wie Aussiedlerinnen mit einer KOMM-Struktur kaum zu erreichen sind. So wurden zu Beginn der jeweiligen Projektlaufzeit, als ein Projekt ausschließlich und das andere Projekt noch schwerpunktmäßig auf diese Struktur setzten, in dem einen Projekt nur wenige einheimische Mädchen und in dem anderen Projekt nur sehr viel jüngere Migrantinnen erreicht, so daß die Mitarbeiterinnen gezwungen waren, die Projektkonzeption zu Gunsten einer mobilen Arbeit zu modifizieren. Besonders in dem Projekt, das ursprünglich ausschließlich in Form einer KOMM-Struktur konzipiert war, wurden mit Unterstützung der wissenschaftlichen Begleitung und in Anlehnung an das andere Projekt, das von Anfang an in Form einer begleitenden Schulkooperation geplant war, die Konzeption modifiziert und Ansätze einer mobilen Arbeit erprobt. So wurden nach einem drohenden Scheitern der Projektarbeit die Orte aufgesucht, wo sich Migrantinnen und Aussiedlerinnen in ihrem Alltag aufhalten. Daß der Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Schulen dabei ein besonders Gewicht zukam, verwundert nicht, ist die Schule doch der institutionelle Ort, wo ein anfänglicher Kontakt zu den Adressatinnen gesucht und hergestellt werden kann, weil dort alle Mädchen anwesend sind.

Bei den sogenannten Querschnittsprojekten, die, von einer Ausnahme abgesehen, alle in den alten Bundesländern tätig waren, gab es dagegen keine gleichermaßen homogene Angebotsstruktur. Ähnlich wie schon für die unterschiedliche Zielgruppenansprache konstatiert wurde, waren die Aktivitäten der Projekte sehr heterogen und abhängig von dem Handlungsfeld, indem sie jeweils tätig waren. Die Aktivitäten dieser Projekte sind also im Einzelfall zu spezifizieren, obwohl als projektübergreifende Gemeinsamkeit ein Bildungs- bzw. Qualifizierungsansatz ausgemacht werden kann, nimmt man das Projekt des Bundesverbandes der Körper- und Mehrfachbehinderten einmal aus, bei dem die Realisation von freizeitpädagogischen Angeboten für behinderte Mädchen und junge Frauen eine große Rolle gespielt hat.

Das Projekt des Verbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte war darauf ausgerichtet, bundesweit die Etablierung von Mädchenarbeit in der Behinderten- wie Jugendhilfe zu forcieren, da es generell zu wenig Angebote für behinderte Jugendliche gibt, und zudem Mädchen mit diesen (wenigen) Angeboten nur begrenzt erreicht wurden. Zwar war die Zielsetzung der Qualifizierung und Stabilisierung der Mitarbeiterinnen in den zehn installierten Projektortsgruppen und die Implementierung eines geschlechtsbezogenen Ansatzes in den Strukturen des Verbandes genauso zentral, aber hinsichtlich der Adressatinnen, der behinderten Mädchen und jungen Frauen, war es bedeutend, Angebote zu etablieren,

die an ihren Wünschen und Bedürfnissen ansetzten. Hinsichtlich der Themenschwerpunkte dieser Aktivitäten, die in diesem Projekt für behinderte Mädchen und junge Frauen durchgeführt wurden, fällt auf, daß diese weitgehend denjenigen im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit entsprachen mit einem deutlichen Schwerpunkt im kreativen Bereich und bei Angeboten zur Selbstverteidigung und Selbstbehauptung. Daneben läßt sich aus der Rekonstruktion der verschiedenen Erhebungsphase aber auch ein signifikanter Bedarf an Aktivitäten ermitteln, der sehr spezifisch die Bedürfnislage behinderter Mädchen und junger Frauen widerspiegelt und in dieser Form in den Angeboten der Projekte im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit nicht gegeben war. So wurde im Zuge des Prozeßverlaufs immer deutlicher, daß seitens der behinderten Adressatinnen Angebote besonders nachgefragt wurden, wo sie Fragen in bezug auf Sexualität und Partnerschaft stellen und erörtern konnten. Gerade hinsichtlich dieser Themen, über die behinderte Mädchen und junge Frauen weder mit ihren Eltern sprechen, noch die in der Schule in angemessener Form zu Sprache kommen, konnte ein entscheidender Bedarf ermittelt werden. Auch die Erkenntnis der Notwendigkeit, verstärkt über diese Themen einen Austausch in geschlechtshomogenen Gruppen anzubieten, wurde erst während der Projektlaufzeit deutlich (vgl. 3.6).

Von dieser Ausnahme abgesehen, die sich spezifisch aus den besonderen Problemlagen behinderter Mädchen und junger Frauen ableiten ließ, bestätigte sich hinsichtlich der freizeitpädagogischen Aktivitäten in diesem Projekt ein Wunsch nach Aktivitäten, der auch derjenigen nicht-behinderter Mädchen entsprach. Auch durch die Aktivitäten, die vom Modellprojekt des Bayerischen Jugendrings umgesetzt wurden, der gleichsam ein eigenes Förderprogramm in einer bayerischen Modellregion installierte, wurde eine ähnliche, gewünschte Angebotsstruktur bestätigt. Hier läßt sich ein Ranking der Themenschwerpunkte der jeweiligen Aktivitäten der Träger nach den ersten vier Punkten wie folgt skizzieren: Selbstbehauptung, Kultur/Musik/Tanz, Abenteuer/Naturerlebnisse, Medien/Computer. Da diese Angebote auf der Basis der Freiwilligkeit der Teilnahme durchgeführt wurden – wie alle Angebote in der Jugendarbeit –, waren diese Themenschwerpunkte, so wurde im zweiten Zwischenbericht dieses Modellprojektes konstatiert, auch ein Ausdruck der freizeitpädagogischen Interessenslage der Mädchen.¹⁴

Weitere Aktivitäten, die von den anderen Projekten in diesem Bereich durchgeführt wurden, haben dagegen einen deutlich ausgewieseneren Bildungscharakter, unabhängig davon ob die jeweiligen Projekte in erster Linie jugendliche AdressatInnen oder erwachsene MultiplikatorInnen als Zielgruppe hatten. Die Schwerpunkte der Aktivitäten, die von den jeweiligen Projekten angeboten wur-

14 Vgl. Unveröffentlichter zweiter Zwischenbericht des Projektes FAMtotal des bayerischen Jugendrings. München 2000, S. 14

den, entsprachen dem jeweiligen Handlungsfeld, in dem sie tätig waren. Das Projekt des Technischen Jugend-, Freizeit- und Bildungsvereins hat Aktivitäten durchgeführt, die auf die technische Qualifizierung der Mädchen besonders hinsichtlich der neuen medialen Berufe ausgerichtet waren, das Jugendamt Essen verfolgte in enger Kooperation und integriert in den Kunstleistungskurs einer Gesamtschule das Ziel, Mädchen hinsichtlich des aktiven und passiven Gebrauch des Medium Video zu qualifizieren. Die beiden Projekte der AKSB, das der Thomas-Morus-Akademie und das der sogenannten Metaprojekte, die unter Leitung des Heinrich-Pesch-Hauses umgesetzt wurden, knüpften dagegen an Formen politischer Bildungsarbeit (und deren Evaluation) an, die auch bisher die Arbeit dieser Bildungsträger bestimmte, während das Projekt des Instituts für regionale Innovationen und Sozialforschung e.V. auf die jugenpädagogische und geschlechtsbezogene Qualifizierung der MitarbeiterInnen in den unterschiedlichen regionalen Einrichtungen und Institutionen der Jugendhilfe ausgerichtet war. Und schließlich das Projekt des ISS Frankfurt „Integrierte mädchenbewußte Jugendhilfeplanung“, das weitgehend um die Schulung der MitarbeiterInnen in der Jugendhilfeplanung an vier verschiedenen ‚exemplarischen‘ Standorten bemüht war und in dem unterschiedliche methodische Bausteine der Jugendhilfeplanung hinsichtlich einer geschlechtsbezogene Differenzierung umgesetzt und evaluiert wurden.

Insgesamt kann man für diesen Bereich der Querschnittsprojekte feststellen, daß die Angebotsstruktur von Beginn an stabil war und im Laufe der jeweiligen Projektlaufzeit ausgebaut werden konnte. Fast alle Projekte aus diesem Bereich konnten die in der Konzeption formulierten Aktivitäten umsetzen. Zielmodifikationen fanden sich während der Projektlaufzeit keine, und auch Schwerpunktveränderungen, wie z. B. in dem ‚Jungenprojekt‘, in dem es die benannte Verschiebung in der Zielgruppenansprache gab (vgl. 3.2), waren nur vereinzelt zu beobachten. Neu konzipierte Aktivitäten im Rahmen einer festen Angebotsstruktur haben sich eher ‚zufällig‘ ergeben. So gelangte etwa das Projekt des Technischen Jugend-, Freizeit- und Bildungsvereins in den Besitz zweier digitaler Kameras, ein Vorgang, der die Möglichkeit bot, während des letzten Jahres der Projektlaufzeit die Medienangebote auszubauen. In Bezug auf dieses Projekt, dem einzigen ausgewiesenen Projekt im Bereich der Berufsorientierung, kann nach einer zu Beginn skizzierten schwierigeren Anfangsphase (vgl. 3.1), die dadurch bestimmt war, daß die Mitarbeiterinnen ein vorhandenes ‚fremd eingekauftes‘ Konzept zu adaptieren und nach Möglichkeiten der Umsetzung bei dem eigenen Träger zu suchen hatten, konstatiert werden, daß es im Zuge der Projektlaufzeit möglich wurde, die ambitionierte Zielsetzung der Konzeption, d. h. die Vermittlung sogenannter (technischer) Schlüsselqualifikationen in den unterschiedlichen berufsorientierende Angeboten des Projektes weitgehend zu realisieren. Auch gelang es dem Projekt nach dem ersten Jahr seiner Laufzeit, ältere Mädchen zu erreichen und sich als qualifiziertes, berufsorientierendes Be-

ratungszentrum für Mädchen zu profilieren, als das es dann später in die Landesförderung übergehen sollte.

Da sich bezogen auf den Bereich der Querschnittsprojekte projektübergreifend nur vereinzelt thematische Gemeinsamkeiten herstellen lassen, sollen die Aktivitäten der Projekte exemplarisch spezifiziert werden. An dieser Stelle soll die Spezifizierung der Aktivitäten bezogen auf das Videoprojekt des Jugendamtes Essen und hinsichtlich der Projekte aus dem Bereich der politischen Bildung geschehen.

Das Videoprojekt des Jugendamtes Essen „Medienkompetenz für Mädchen – über den aktiven und passiven Umgang mit Video“, das im Gegensatz zu den anderen Projekten nur eine Laufzeit von einem Jahr hatte, wurde in dem Bereich der kulturellen Bildung verortet. Dieses Projekt wies allerdings im Vergleich zu ähnlichen Vorhaben im Bereich der kulturellen Bildung zwei Besonderheiten auf. Es fand integriert in den koedukativen Kunstleistungskurs¹⁵ einer Gesamtschule statt, war also nicht primär geschlechtshomogen ausgerichtet, und es wurde in diesem Projekt unter der Leitung einer ausgebildeten Medienpädagogin mit Professionellen aus dem Filmbereich (Kamera, Schnitt, Drehbucherstellung) gearbeitet und nicht mit PädagogInnen, die die eine oder andere Fortbildung in diesem Bereich gemacht hatten. Beide Besonderheiten gaben dem Projekt ein besonderes Profil, das sich nach zwei Seiten hin bestimmen ließ: Während die Struktur des Kunstleistungskurses die Möglichkeiten der Durchführung dieses Projektes begrenzte, eröffnete die Mitarbeit der Professionellen den Mädchen (und wenigen Jungen) ungewohnte Einsichten in den Filmbereich, die weit über die gewöhnlichen Erfahrungen im üblichen schulischen Unterricht hinausgehen.

Die Begrenzung des Projektes durch die Struktur des schulischen Unterrichts zeigte sich signifikant in den vorhandenen Produktionsbedingungen, vor allem in bezug auf das angesetzte Zeitkontingent:

Und hier geht es jetzt in die praktische Phase hinein, die im JIZ stattfindet, weil da das Studio ist. Das heißt also, am letzten Dienstag war die Drehbuchgruppe da und hat das erste Drehbuch entwickelt. Parallel dazu kamen die Kameraleute und haben die Kameraeinführung gemacht. Am nächsten Dienstag geht das Drehbuch in die zweite Planung, entwickeln die praktisch das zweite Drehbuch. Das Drehbuch wird weitergegeben an die Kameragruppe, an die SchauspielerInnen. Das ist der erste Drehtermin. Die Schnittleute haben ihre Schnittleinführung. So, dann geht das Drehbuch in die dritte Phase, das dritte Drehbuch wird entwickelt. SchauspielerInnen und Kamerafrauen sind das zweite Mal aktiv dran. Der erste Schnitt wird gemacht, an dem Tag ist also die erste Sendung ab-

15 Es war damit auch der Struktur und der zeitlichen Planung und Durchführung des Unterrichts unterworfen.

gedreht. So, dann fällt langsam die Drehbuchgruppe heraus, da findet der dritte Drehtermin statt, der zweite Schnitt. Da haben wir nur in der darauffolgenden Woche den dritten Schnitt. Dann haben wir aber für alle anderen Gruppen noch mal einen Termin, den sie nutzen können, falls jetzt das mit dem Kameradreh nicht hingehauen hat, falls die Mädchen noch etwas an der Kamera üben wollen. Damit ist diese praktische Phase da abgeschlossen.

Realisiert wurde von diesem Videoprojekt eine Reihe von ca. fünfminütigen Sitcoms mit dem Titel „Das etwas andere Programm“, von denen zwei zur Vorführung gelangten. Im Mittelpunkt dieser filmischen Realisation stand die technische Professionalisierung der Mädchen. Sie sollten einen Einblick bekommen, wie Filme hergestellt und ‚gemacht‘ werden, wie mit diesem Medium Frauen- und Männerbilder erzeugt werden. Als Ziel dieser Videoarbeit wurde die Herstellung eines sendefähigen Produktes angegeben, die ohne eine technische Professionalisierung unmöglich wäre. Das heißt, die Mädchen mußten im Rahmen der Projektarbeit ein konkretes Wissen um die verschiedenen Schritte und Details einer konkreten filmischen Realisation erlangen, um die Erstellung dieses Produkt überhaupt möglich zu machen:

SPI: Sie wollen ein sendefähiges Produkt herstellen. Was müssen denn Mädchen wirklich lernen, damit ein Produkt sendefähig ist?

Das Wichtigste, das sie lernen müssen für die Sendefähigkeit eines Produktes, ist wirklich die gute Kameraaufnahme, also die Kameraeinstellungen müssen technisch da sein, d. h. ich muß mit einem Stativ arbeiten, ohne das geht es einfach nicht. Ohne Stativ ist alles nicht professionell. Sie müssen lernen, daß Kameraschwenks auch langsam gemacht werden müssen und nicht so einfach in der Gegend rumrühren. Sie müssen die Kameragrößen kennen, also Totale, Halbnah, Nah. Sie müssen wissen, wie verknüpfe ich hinterher im Schnitt diese Sachen. Kann ich von der Totale auf eine Nahe gehen, ist das logisch? Nein kann ich nicht. Es funktioniert nicht. Sie müssen wissen, manchmal wenn ich zwei Schnitte ansetze, brauche ich einen Zwischenschnitt. Also diese ganze technische Palette von Schnitt und Kameraführung, die ist ungemein wichtig. Und natürlich auf der anderen Seite auch die Logik der Drehbuchentwicklung. Sie müssen halt wissen, wie kann ich szenisch einen Stoff transportieren, so daß er beim Zuschauer ankommt und nicht langweilig wirkt. Inwieweit muß ich bei dieser Entwicklung auf eigene Erlebnisse, eigene Erfahrungen zurückgreifen, um den ganzen Geschichten eine Dreidimensionalität zu geben, damit es nicht platt wirkt. Sie müssen ihre innersten Gefühle, Werte, Bilder, was weiß ich, versuchen in den Film zu transportieren, ohne sich selbst zu spielen. Das ist ganz, ganz wichtig. All diese Techniken, die sind wichtig, um zu einem sendefähigen Produkt zu kommen.

Dieses Projekt bot den Mädchen eine sehr spezifische Auseinandersetzung mit dem Medium Video. Es ging damit, bedingt durch die Einbindung in den schulischen Kontext, auch weit über die Verwendung des Mediums Video in manchen freizeitpädagogischen Angeboten hinaus. Die Mädchen haben durch die Zusammenarbeit mit Professionellen aus dem Filmbereich einen konkreten Einblick in die professionelle Videoarbeit erhalten. Gleichzeitig erschienen die Aktivitäten dieses Projektes durch die oben genannte Integration in den Kunstleistungskurs der Gesamtschule auch begrenzt, was im Blick auf die Produktionsbedingungen besonders deutlich wurde. Diese entsprachen zwar hinsichtlich des angesetzten Zeitkontingents den professionellen Bedingungen der Filmbranche, erschienen aber für eine gleiche Arbeit mit Laien, zumindest wenn ein professioneller Anspruch an die Arbeit angelegt wird, eher ungünstig. So diente dieses Projekt – vernachlässigt man einmal die Ebene der direkten AdressatInnen – vor allem auch der Qualifizierung und Profilierung der Essener Gesamtschule, die sich als Medienoberschule profilieren wollte. Ein Jugendhilfeprojekt, für das die Einbindung in einen anderen Kontext notwendig wäre, könnte dahingehend mit anderen Zeitressourcen operieren, was sich insgesamt auf die Qualität eines zu erstellenden Produktes positiv auswirken würde, ohne an dieser Stelle die Erfolge dieses Projektes mindern zu wollen.

Das Projekt „Merhaba“ der Thomas-Morus-Akademie, das im Handlungsfeld der politischen Bildungsarbeit engagiert war, hat unter starker Partizipation einer Arbeitsgruppe türkischer Oberstufenschülerinnen und Studentinnen ein kontinuierliches Winter- und Sommersemesterprogramm für die benannte Zielgruppe entworfen und umgesetzt. Dieses Seminarprogramm wurde anfangs ausschließlich in klassischer Seminarform an der Akademie Bensberg durchgeführt, während man im weiteren Projektverlauf auch außerhalb von Bensberg eintägige Seminare und Informationsveranstaltungen durchgeführt hat, um offensiver auf die Adressatinnen zugehen zu können. In diesen Seminare wurde – unter der Bedingung freier Ausschreibungen – eine Angebotsstruktur realisiert, die weitgehend von einer das Projekt begleitenden Arbeitsgruppe türkischer Oberstufenschülerinnen und Studentinnen selbst entwickelt wurde und die unter thematischen Gesichtspunkten die Schwerpunkte biographische Seminare, ‚wirtschaftsbezogene‘ Seminare, politische Seminare und kulturell-religiöse Seminare aufwies. Diese Seminarangebote wurden bis auf wenige Ausnahmen gut angenommen, wobei sich während des Projektverlaufs bei der Konzipierung der Seminare eine verschärfte Diskussion dahingehend abzeichnete, ‚welche Angebote noch zur politischen Bildung zählen und welche nicht‘, eine Diskussion der ‚Bereichsentsgrenzung‘, die in der politischen Bildung nicht neu ist und sich nur unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen jeweils neu konturiert. Diese Diskussion, so wurde auch in dem anderen Projekt der AKSB deutlich, das im Bundesmodellprogramm als sogenanntes Metaprojekt firmierte, wurde dadurch bestimmt, wie weit diese Angebote in Richtung beruflicher Orientierung und

Karriereplanung gehen dürfen, die, ohne daß dies zu Beginn der Projektlaufzeit absehbar war, auch in diesem Projekt eine hohe Relevanz hatten. Während die Adressatinnen hier indirekt eine deutliche ‚Schwerpunktverlagerung‘ forderten, insofern diese Seminar extrem gut besucht waren, manche Seminare aufgrund der hohen Nachfrage sogar wiederholt werden mußten, zeigte sich zunächst bei den ProjektleiterInnen ein starkes Bestreben (auch aufgrund vorhandener Förderrichtlinien in der politischen Bildungsarbeit), diese Tendenzen zu relativieren und auf den originär politischen Auftrag ihrer Arbeit zu verweisen:

SPI: Kann man sagen, daß das für Ihr Projekt hinsichtlich der Angebotsstruktur auch eine Schwerpunktveränderung war, weil – wenn ich das recht in Erinnerung habe – stand dieser Fokus auf Berufsberatung und Karriereplanung, wie immer man das auch benennen will, nicht so im Mittelpunkt?

Also es ist ganz offensichtlich, daß diese Seminare, die sich so um Karriere usw. ranken, daß die sehr stark nachgefragt werden. Aber, also trotzdem oder gerade deswegen sollten wir auch die anderen Bereiche meiner Meinung nach keineswegs vernachlässigen, weil, also ich denke, daß das sehr wichtig ist und daß wir da nicht nur Ergänzung von irgendwelchen schon bereits vorhandenen Arbeitsamtstellen oder so, daß wir da nicht einspringen sollten und das dann also in der türkischen Version präsentieren, sondern daß wir auch für andere Sachen da sind, auch soziale Sachen, auch so Künstlerisches und Religiöses. Wir haben ja eine ziemlich große Bandbreite an Themen und die sollten wir auch schon ausschöpfen, und hier ist es, es ist sehr schön, daß die Teilnehmerinnen da besonders interessiert sind und sich da, da zeigt sich auch einiges, also daß sie den Mut haben und Selbstbewußtsein und wirklich auch willig sind, da ihre Karriere ein bißchen zu forcieren. Aber das kann nicht unser Job sein, da nur irgendwie, halt nur in diese Richtung zu gehen, also das ist es nicht. (08272/124)

Die Thematik der Berufsorientierung und Lebensplanung – so verdeutlichten die Erkenntnisse aus dem Projekt der Thomas-Morus-Akademie als auch diejenigen aus der Trägerevaluation des AKSB-Projektes am Heinrich-Pesch-Haus – ‚drängt‘ in die politische Bildungsarbeit. In diesem Zusammenhang zeigte sich, daß auch der Besuch von Angeboten im Bereich der politischen Bildung heute unter dem Gesichtspunkt eines direkten ‚Verwertungsnutzen‘ erfolgt. Es wurden von Adressatinnen in diesem Kontext besonders die Angebote frequentiert, die der direkten individuellen Lebenssituation nützlich sind, obwohl vorgelagerte Befragungen der Zielgruppe hinsichtlich ihrer Wünsche oft deutlich anders gelagert waren, d. h., auch wenn in Bedarfsbefragungen von der potentiellen Zielgruppe ein z. B. hoher Bedarf an Seminaren mit persönlichem Themenhintergrund gefordert wurde, so ließ eine solche Angabe keinen Rückschluß auf die Frequentierung dieser Angebote zu. Oder anders formuliert: Auch wenn manche Themen in der politischen Bildungsarbeit bei durchgeführten Zielgruppenbefragungen besonders genannt wurden, so hieß das keinesfalls, daß die Zielgruppe

auch tatsächlich Seminare mit diesen Themenhintergründen wahrgenommen hat, weil die Adressaten bei der tatsächlichen Wahrnehmung von Seminarangeboten offensichtlich zwischen Aufwand und Nutzen bilanzierten.

Andererseits – und das betrifft die Ausrichtung und das Profil politischer Bildungsarbeit insgesamt – signalisiert die Nachfrage nach Angeboten zur Berufsorientierung und Karriereplanung auch eine Verschiebung dessen, was Jugendliche und junge Erwachsene selber als politisch definieren. Da die Krise auf dem Arbeitsmarkt und die gegenwärtige Transformation der Arbeitsgesellschaft und des Umbau des Sozialstaats etc. Problematiken hervorrufen, die verschärft die Lebenslagen der Heranwachsenden tangieren oder tangieren werden, verwundert es nicht, daß – wie auch in der Shellstudie 97 (Jugendwerk der deutschen Shell 1997) dokumentiert – Jugendliche und junge Erwachsenen vor allem diese Dynamiken als politisch begreifen und damit auch als Thematik einer politischen Bildungsarbeit berücksichtigen wissen wollen. Darüber hinaus läßt sich fragen, ob nicht der Wunsch der Adressatinnen nach sogenannten Karriereseminaren und Angeboten zur Lebensplanung, der in beiden Modellprojekten deutlich wurde und der sich in einer hohen Nachfrage dokumentieren ließ, insgesamt auf eine gesellschaftliche Leerstelle hinsichtlich der Angebote für Jugendliche insgesamt verweist. So kann vermutet werden, daß, weil es in bezug auf die berufliche Orientierung und Lebensplanung generell zu wenig qualifizierte und individuelle Angebote auch für die scheinbar ‚qualifizierten‘ Jugendlichen gibt, diese Anliegen in die politische Bildungsarbeit hineingetragen werden.

3.4 Effekte der Aktivitäten

Bei der Rekonstruktion der Effekte der Aktivitäten dieses Programms lassen sich verschiedene Ebenen bestimmen, die jeweils analysiert werden können. Dabei sollen an dieser Stelle nur die Effekte benannt und diskutiert werden, die sich aus der Arbeit der Projekte rekonstruieren lassen, d. h., die direkt oder indirekt auf die Arbeit der Projekte zurückgeführt werden können. Vernachlässigt werden an dieser Stelle die Effekte des Programms, die an die Aktivitäten der Evaluatorin gebunden waren und die insgesamt das Bundesmodellprogramm „Mädchen in der Jugendhilfe“ zu einer bundesweiten Bedeutung erhoben haben. Diese Aktivitäten und ihre Effekte wurden bereits im Teil I, der Analyse der Programmwirkung thematisiert.

Die zu dokumentierenden Effekte der Aktivitäten der Projekte beziehen sich im allgemeinen auf die Zielsetzungen des Programms und belegen dessen Wirksamkeit. Ihre Rekonstruktion ließ sich sowohl projektspezifisch als auch projektübergreifend, also programmspezifisch dokumentieren, d. h. es ließen sich sowohl Effekte bezogen auf die Realisation der projektspezifischen Zielsetzungen als auch hinsichtlich der übergreifenden, vom Auftraggeber vorgegebenen

Zielsetzungen des gesamten Programms benennen, die eher allgemein und abstrakt gehalten waren und den übergreifenden Rahmen skizzierten, unter denen sich die einzelnen Projekte subsumieren ließen.

Während der unterschiedlichen Erhebungsphasen wurden die Effekte der Aktivitäten der jeweiligen Projekte auf zwei verschiedenen Ebenen überprüft. In einen ersten Schritt wurden die Zielsetzungen der Projekte, die von diesen selber benannt wurden, jeweils projektspezifisch präzisiert und hinsichtlich ihrer unterschiedlichen AdressatInnen (Mädchen, MultiplikatorInnen, Institutionen der Jugendhilfe etc.) ausdifferenziert. Daran anschließend wurden Indikatoren erhoben, anhand derer ihre Realisation beglaubigt werden konnte, d. h. die unterschiedlichen projektspezifischen Ziele wurden in den einzelnen Projekten adressatInnenbezogen operationalisiert. Diese Form der Rekonstruktion der Effekte der Aktivitäten war gleichsam auf die immanente Ebene der Projektarbeit bezogen. In einen weiteren Schritt wurden die MitarbeiterInnen auf einer Metaebene sowohl indirekt, durch zirkuläre Fragetechniken als auch direkt nach den übergreifenden Effekten der Arbeit befragt. Sie wurden im Rahmen der unterschiedlichen Erhebungsphasen sowohl indirekt als auch direkt aufgefordert, die größten Erfolge und andersherum gewendet die größten Schwierigkeiten der Projektarbeit zu benennen. Auf diesem Wege war gewährleistet, daß die Wirkungen der Projektaktivitäten, die die direkte Ebene der AdressatInnen überschritten, gleichfalls festgehalten und zu der ersten Ebene in Beziehung gesetzt werden konnten.

An dieser Stelle soll zunächst – projektübergreifend – eine Differenzierung hinsichtlich der unterschiedlichen AdressatInnen der Projektarbeit vorgenommen werden, d. h. die Effekte der Projektaktivitäten sollen adressatInnenspezifisch, unabhängig von ihrer projektbezogenen, unterschiedlichen Gewichtung ausdifferenziert werden. Danach sollen die Kooperationserfahrungen der Modellprojekte analysiert und am Ende dieser Ausdifferenzierung soll auf der Grundlage dieser Analyse in zwei weiteren Kapiteln ein genauerer Blick auf die konzeptionellen wie institutionellen Innovationen geworfen werden, die durch dieses Programm evoziert wurden.

Um die Effekte der unterschiedlichen Projektaktivitäten adressatInnenspezifisch zu dokumentieren, mußten im Verlauf der unterschiedlichen Erhebungsphasen die jeweiligen Zielvorstellungen adressatInnenspezifisch präzisiert und operationalisiert werden, d. h. die Zielvorstellungen der Projekte wurden im Blick auf ihre jeweiligen unterschiedlichen AdressatInnen spezifiziert und ihre Realisation anhand von Indikatoren nachvollziehbar dokumentiert und beglaubigt. Für die Aufgabe der Evaluatorinnen bedeutete dies, daß adressatInnenspezifisch erfragt werden mußte, woran zu erkennen ist, daß sich die Ziele des Projektes realisieren ließen und wie, auf welchem Wege und mit welchen Methoden dies von den MitarbeiterInnen erreicht wurde. Es mußte also der gesamte Kontext der einzel-

nen Ziele im Blick auf die jeweiligen AdressatInnen detailliert projektspezifisch erhoben werden, um zu validen Aussagen zu kommen. Daran anschließend wurden projektübergreifend die jeweiligen realisierten Zielsetzungen hinsichtlich ihrer unterschiedlichen AdressatInnen auf das ganze Programm bezogen kategorisiert und ihnen die benannten Indikatoren zugeordnet. Auf diese Art und Weise konnte sowohl die Realisation solcher Zielsetzungen dokumentiert werden, die ‚exklusiv‘ einzelne Projekte betrafen, als auch die jener Zielsetzungen, die projektübergreifend genannt wurden.

Die Dokumentation der Effekte von Projektaktivitäten ist eine der schwierigsten Aufgaben in der Evaluation sozialer Projekte im allgemeinen und von Projekten, die im Feld der Jugendarbeit angesiedelt sind, im besonderen, da Jugendarbeit ihre AdressatInnen auf der Basis der Freiwilligkeit rekrutiert. Diese Schwierigkeit betrifft vor allen die Ebene der Zielrealisation und den diesbezüglichen Nachweis, daß die vorab formulierten Ziele, die mit dem Projekt adressatInnen-spezifisch realisiert werden sollten, tatsächlich erreicht wurden. Da unter objektiven Gesichtspunkten nachgewiesen werden müßte, daß die erzielten Effekte auf die Interventionen des Projektes zurückgeführt werden können, ist die Aufgabe der Dokumentation der Zielrealisation nicht unproblematisch. Sie gestaltet sich um so schwieriger, je weniger ein Projekt Ziele verfolgt, die eher ‚produktorientiert‘ sind, und je mehr es in Richtung ‚Beziehungsarbeit‘ ausgerichtet ist und in diesem Kontext seine Zielvorstellungen bestimmt. So wird unmittelbar deutlich, daß die Realisation von Teilzielen, wie etwa die Qualifizierung der Mädchen am PC, relativ einfach dahingehend überprüfbar war, inwiefern – um bei diesem Beispiel zu bleiben – die Mädchen Kenntnisse in der Verwendung von Textverarbeitungsverfahren als Ergebnis eines durchgeführten Kurses etc. erlangt haben, während hinsichtlich solcher Ziele, wie etwa der Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens der Mädchen, eine grundsätzliche ‚Unschärferelation‘ gegeben ist. Zwar lassen sich auch für die Realisation der letzteren Zielangabe Indikatoren dokumentieren, aber es läßt sich kaum in Form eines kausalen Zusammenhangs belegen, daß sie ursächlich auf die durchgeführten Projektaktivitäten zurückgeführt werden können, d. h. es können zwar Indikatoren dokumentiert werden, die von den ProjektmitarbeiterInnen durchaus glaubhaft benannt wurden und die belegen, daß die Projekte ihre Ziele erreicht haben, aber es kann wesentlich weniger als im oberen dargestellten Beispiel nachweisen werden, daß dieser erfreuliche Tatbestand auf die Arbeit des Projektes zurückzuführen ist und sich nicht eventuell einfach dadurch ergeben hat, daß die Mädchen im Laufe der Projektarbeit ein Jahr älter geworden sind oder dieser Tatbestand durch andere unbekannte Umstände evoziert wurde. Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten können solche Effekte, die sich auf die Beziehungsebene sozialpädagogischen Handelns beziehen, und die sind im Feld der sozialen Arbeit wesentlich, nicht wirklich objektiviert werden, weil sie sich einer kausalen Bestimmung entziehen. Sie können nur in Form einer Rekonstruk-

tion, d. h. in Rückblick auf eine bestimmte Ausgangssituation und die vorfindbaren Veränderungen, die auf dem Weg der Zielrealisation nachweisbar sind, dokumentiert werden. Das vermeintliche Manko einer fehlenden Objektivität, d. h. eines objektiven Nachweises, infolge dessen Effekte in Form eines Ursache-Wirkungs-Zusammenhangs belegbar wären, liegt im Wesen der sozialen Arbeit begründet. Es ist keine Manko, das etwa die inhaltlichen Ausführungen der MitarbeiterInnen in den Projekten beträfe, auch wenn die MitarbeiterInnen in dem einen oder anderem Projekt durchaus Schwierigkeiten hatten, die Zielvorstellungen ihrer Arbeit zu konkretisieren und ihre Realisation im Laufe der verschiedenen Erhebungsphasen in Form von nachweisbaren Indikatoren zu be- glaubigen.

Im folgenden sollen die Effekte der Aktivitäten der Projekte adressatInnenspezifisch benannt und diskutiert werden. Hierbei sollen in einem ersten Schritt die Effekte jener Projektaktivitäten in den Blick genommen werden, die die Zielgruppe Mädchen (bzw. Jungen) als AdressatInnen auswiesen. In einem zweiten Schritt soll danach auf die Ebene der MultiplikatorInnen der Arbeit eingegangen werden, während die Effekte auf der Ebene der Jugendhilfe in dem nachfolgenden Kapitel der institutionellen Innovationen thematisiert werden.

3.4.1 Effekte der Aktivitäten: Mädchen und junge Frauen

In einem ersten Schritt sollen diejenigen Effekte des Programms in den Blick genommen werden, die sich hinsichtlich solcher Zielsetzungen dokumentieren lassen, die sich auf Mädchen und junge Frauen (bzw. Jungen) bezogen. Auffallend und überraschend war, daß trotz der großen Heterogenität der Projektaktivitäten auf der Ebene der mädchenbezogenen Zielsetzungen eine Reihe von projektübergreifenden Gemeinsamkeiten zu verzeichnen war, d. h., obwohl die einzelnen Projekte durchaus eine Anzahl von ‚exklusiven‘ Zielsetzungen aufwiesen, die nur für das eine oder andere Projekt gegeben waren, gab es andererseits eine Reihe von Zielangaben, die mehrere Projekte verbanden. So lassen sich gemeinsame Zielsetzungen der Projekte in einem Ranking ihrer Häufigkeit wie folgt skizzieren:

- Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens
- Entwicklung einer Lebens- und Berufsplanung
- Beförderung des Kontaktes und der Solidarität unter den Mädchen
- Beförderung einer Auseinandersetzung mit der Frauenrolle
- Integration in die deutsche Gesellschaft

Auffällig an dieser Auflistung ist, daß das erstgenannte Item ‚Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens‘ von *allen (!)* Projekten genannt wurde.

Hier handelt es sich offensichtlich um *den* zentralen Begründungsdiskurs von Mädchenarbeit. Interessanterweise wurde diese Zielangabe selbst von dem Projekt des Instituts für regionale Innovation und Sozialforschung übernommen, das als ‚Jungenprojekt‘ in das Mädchenprogramm integriert war. Auch hier wurde die Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens als eine zentrale Zielsetzung in der Arbeit mit Jungen angeführt, die allerdings, anders als dies für die Mädchenprojekte gilt, aus einer gleichsam ideologischen Defensive heraus getroffen wurde:

Ich denke, es ist notwendig, eben eine Perspektive zu haben, die sich eindeutig auf die Geschlechterthemen bezieht, und ich denke, der Unterschied macht aus, daß wir das Geschlechterthema nicht moralisch behandeln wollen. Wo wir den Eindruck haben oder ich den Eindruck habe, daß es vor allem bei ErzieherInnen oder im Kleinkindbereich und in der Grundschule, also da, wo die Kinder am meisten professionell betreut werden, überwiegend über Moral läuft und die Moral heißt Abwertung von traditionellen Männlichkeitskonzepten. Das ist das, was bei denen übrig bleibt. Und ich denke, die Qualifikation liegt darin, eben ein positives Bild auch von Männlichkeit oder ein Gestatten auch von Geschlechtlichkeit im Blick zu haben. Daß ich sage: Es ist auch gut, daß ihr Jungen seid. (0101806/816)

In diesem Beispiel taucht die oben benannte Zielsetzung der Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens in einem thematischen Zusammenhang auf, der scheinbar pädagogisch bestimmt ist, insofern die Zielgruppe der Jungen in den Blick genommen wurde. Beim einem genaueren Hinsehen wird allerdings deutlich, daß sich diese Zielsetzung in erster Linie auf die MitarbeiterInnen und ihre Auseinandersetzung um die Darstellungsformen von Männlichkeit bezieht. So ist nicht anzunehmen, daß die Jungen ein Selbstwertproblem damit haben, daß sie Jungen sind, und aufgrund dieser Tatsache in ihrer geschlechtlichen Existenz Bestätigung erfahren müssen. Es ist vielmehr zu vermuten, daß einerseits die in der Einrichtung arbeitenden Frauen Probleme mit bestimmten, geläufigen Repräsentationsformen von Männlichkeit haben, während ihre männlichen Kollegen andererseits in dieser Abwendung der Frauen eine Abwertung ihrer eigenen Geschlechtlichkeit erfahren und man deshalb in einer ‚gelungenen Übersprungshandlung‘ in diesem Projekt die Zielsetzung präferiert, Jungen in ihrem Selbstwertgefühl und Selbstbewußtsein dahingehend zu stärken, daß sie erfahren, daß es gut ist, daß sie Jungen sind. Offensichtlich wurde hier eine Auseinandersetzung zwischen professionellen, erwachsenen PädagogInnen zu einem Problem der Zielgruppe Jungen gemacht, die in der oben benannten Form dieses Problem überhaupt nicht hat. (Von daher konnten im weiteren Verlauf des Projektes darauf bezogen auch keine Effekte benannt werden.)

Für die Zielgruppe der Mädchen wurde diese Zielsetzung anders eingeführt. Hier handelt es sich um kein angenommenes Manko, das einer vermeintlichen

gesellschaftlichen Abwertung entspringt, sondern diese Zielsetzung schien einer verallgemeinerten Annahme von PädagogInnen zu entsprechen, daß Mädchen grundsätzlich qua Geschlecht in ihrem Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen zu stärken seien. Unabhängig von der jeweiligen Art und dem Alter der jeweiligen Zielgruppe Mädchen, scheint sich in dieser Angabe *der* zentrale Ansatz der Mädchenarbeit zu vermitteln. Wie diese Zielsetzung realisiert werden sollte, wurde dabei durchaus unterschiedlich bewertet und war abhängig von dem jeweiligen Einsatzfeld und den beruflichen Qualifikationen der MitarbeiterInnen. Da die Zielsetzung der ‚Stärkung des Selbstbewußtseins und des Selbstvertrauens‘ auch in diesem Bundesmodellprogramm eine *dominierende* Bedeutung hatte, soll an dieser Stelle ein genauer Blick auf diese Zielsetzung von Mädchenarbeit geworfen werden, d. h. es soll aufgezeigt werden wie diese Zielangabe in bezug auf das Handlungsfeld Mädchenarbeit jeweils definiert und in welchem inhaltlichen Kontext sie jeweils eingeführt wurde. Unabhängig von der spezifischen Ausrichtung der einzelnen Projekte soll damit auch der Begründungszusammenhang dieser Zielsetzung hinsichtlich der jeweiligen Projektaktivitäten untersucht werden.

In einem Projekt sollte die Zielvorstellung der ‚Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens‘ über die Etablierung einer Mädchengruppe und die Entwicklung einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Mitarbeiterinnen und Mädchen erreicht werden:

Mir ist auch wichtig, daß eben wirklich die Mädchen in einer bestehenden Gruppe in ihren Stärken, die sie haben, aber vielleicht gar nicht erkennen, bestärkt werden. Daß man selber da so ein bißchen, ohne wie ein Lehrer zu wirken, aber Vermittlung spielt. Daß das Mädchen jetzt auch das Gefühl hat, mit einem Anstoß von mir versucht sie sich dann ein bißchen mehr in den Vordergrund zu spielen. Weil sie die Hilfestellung ein- oder zweimal hatte, vielleicht das nächste Mal sich traut, selber was zu sagen. Das halte ich auch für entscheidend und das ist für mich auch geschlechtsspezifisch. (0111265/1277)

In einem anderen Fall sollte das Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen der Mädchen durch die Teilhabe am politischen Engagement gestärkt werden, indem sie von den Mitarbeiterinnen angeleitet werden, in politischen Gremien aktiv zu werden oder in der Öffentlichkeit zu diskutieren, während in einem weiteren Projekt diese Zielsetzung darüber eingelöst werden sollte, daß sich die Mädchen in typisch männliche Handlungsfelder wagen:

Ich denke mal, das ist auch mit Hintergrund ist eigentlich auch, daß sie mehr Selbstbewußtsein kriegen dadurch, daß sie jetzt eben sehen, Mensch, ich kann ja sogar was machen, was ich nur Männern zugetraut hätte. Ich meine, dadurch habe ich auch diesen Job hier gekriegt, weil ich ja als Frau einen eigentlich typischen Männerberuf gelernt habe und damit irgendwo den Mäd-

chen jetzt in meiner Person selber zeigen kann, Frauen können das auch. Also, es gibt ja auch schon Frauen, die Kfz-Mechaniker lernen, die da irgendwo eine Möglichkeit finden, und da haben wir auch irgendwann mal geplant eine Mädchentechnikwoche, wo wir so was dann auch mit vorführen. Und daß die eben sehen, es ist wirklich möglich, als Frau auch Männerberufe zu erlernen. Und daß sie anhand der Arbeiten, die sie hier machen, eben vielleicht auch auf die Idee kommen, so einen Männerberuf zu ergreifen und dadurch vielleicht auch ihr Selbstbewußtsein stärken. Weil sie jetzt eben sehen, na ja, ich muß nicht nur Friseurin werden, sondern ich kann auch wirklich das, was auch Männer machen. (031716/736)

In einem anderen Projekt wurde dieses Ziel darüber verfolgt, indem sogenannte kreative Aktivitäten initiiert wurden, bei denen Mädchen ihre Persönlichkeit entwickeln konnten und wo auch Produkte hergestellt wurden, über die sie sich darstellen konnten:

SPI: Es soll also nicht bei so einer freizeitpädagogischen Beschäftigung bleiben, sondern es geht darüber hinaus?

Weil ich denke, wenn sie auch Seidenmalerei machen wollen, dann sollen sie es einfach machen. Und wenn sie Seidenmalerei für sich oder ihren Freund machen und der trägt meinetwegen eine Krawatte, die das Mädchen gemacht hat, hat es einen anderen Wert. Und bedeutet ja auch, das eigene Selbstwertgefühl zu stärken und eine eigene Persönlichkeitsentwicklung voranzutreiben. Und das ist ja auch wieder das Ziel, was wir verfolgen, ist es ja so, daß die Mädchen ja auch ihren Typ dann dadurch kennenlernen. Und auch selbst für sich chic machen können. Also es hat schon was mit Selbstwertgefühl zu tun, wenn es auch typische Mädchensachen sind. Aber es hat eine andere Art, weil wir wirken ja auch darauf ein, wie kann ich mich mal fit machen für eine Disco, ohne viel Geld. Und auf der anderen Seite ist es auch eine Typenberatung mit drin, wie sehe ich mich im Spiegel. Also ich denke, dieses Spiegelding ist immer mit drin, auch in diesen Veranstaltungsangeboten, die mädchentypisch sind. Und wenn ich z. B. aus einem alten T-Shirt ein neues mache, dann ist das für mich wieder eine Vermarktung. Weil das Mädchen geht auf die Straße, geht zur Freundin und sagt: Guck mal, das habe ich allein gemacht. Was die nicht kann. Und das hat auch wieder was mit mir zu tun und mit meinem Typ und mit meinem Selbstwertgefühl. (021813/853)

Daneben gab es auch Versuche seitens der Projekte, die Stärkung des Selbstvertrauens und Selbstbewußtseins der Mädchen über die Lösung technischer Aufgaben zu vermitteln, insofern eine solche Arbeit von den Projektmitarbeiterinnen in den Rang einer Angst überwindenden Grunderfahrung erhoben wurde:

Ein Weg zu diesen Zielen ist es ja, daß wir praktisch Mädchen im Grundschulalter darauf vorbereiten oder sie vertraut machen mit dieser Technik. Nicht nur mit dieser Technik des Computers und Videos, sondern auch mit Bildübungen, um überhaupt ihnen aufzuzeigen, daß sie in der Lage sind, so was zu können. Denn oft kommen sie mit Ängsten hierher und sagen: Ach, ich hatte so eine Angst vor einem Lötkolben, ich weiß gar nicht, was das ist. Das wurde mir gesagt letzts. Und jetzt, ich habe keine Angst mehr damit, das ist ja toll, das macht mir ja richtigen Spaß. Und das ist schon Wecken von Interesse für irgendwas Technisches. Vor allem Mädchen aufzuzeigen, sie können das auch. Und manchmal besser als ein Junge. Das haben wir hier schon erlebt, daß die Mädchengruppen besser waren als die Jungengruppen und schneller. Also sie können es. Sie haben wenig Selbstvertrauen oft auch und das muß man auch stärken dann. Gerade Ängste abbauen ist ja auch ein Verfahren, das man für das Leben entwickelt. Hier war es jetzt das Beispiel der Angst vor dem Lötkolben, aber eben sie zu überwinden, indem man etwas tut, ist die wesentliche Grunderfahrung, die darunter liegt. Und da können wir immer eins zum anderen packen, und so wird auch künftig dann so ein Mädchen, das diese Erfahrung mehrfach gemacht hat, eher sagen: Ich habe jetzt zwar Angst, aber ich gehe los. Ich tu was. Und ich lasse mich nicht von dieser Angst fertigmachen. (0121981/1006)

In anderen Projekten erfuhr diese dominierende Zielangabe eine Gewichtung, die vorrangig auf die schwierigen Zukunftsperspektiven angelegt war. So wurde in einigen Projekten eine Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens der Mädchen durch die Aktivitäten der Projekte direkt auf die (spätere) Durchsetzung auf den Arbeitsmarkt und die Einübung in die ‚Gesetze der Männerwelt‘ bezogen:

Also, wie gesagt, mir geht es also ganz oben dran geht es mir darum, das Selbstbewußtsein zu stärken, um sie zu befähigen, also ihre Lebens- und Zukunftsplanung so zu machen, daß auch etwas dabei herauskommt. Denn es ist ja immer wirklich so, daß sie auf dem Arbeitsmarkt sehr benachteiligt sind, da müssen sie sich durchsetzen können und müssen Kritik ertragen, sie müssen Konkurrenz ertragen, alles das, was nicht so, sagen wir mal, ist, natürlich in den letzten Jahren besser, aber auch nicht so typisch weiblich ist. Und wenn sie aber wissen, sie können was, setzen sie sich ganz anders durch. Also für mich ist das oberste Priorität, sich da einzusetzen für die Mädchen. Also mir ist eigentlich auch wichtig, darum mache ich dieses Berufsorientierungsprojekt, weil ich im Erstberuf Elektromonteurin bin, weil ich dann auch gespürt habe, wie man behandelt wird, wie das entsteht, wie bekommt man die Lehrstelle eines Jungen. Und dann halt eben, daß man sich durchsetzen kann als Mädchen in einer Männerwelt, in diesen Hierarchiestrukturen und -stufen etc.. Daß man sich einfach

auch versucht durchzusetzen als Frau. Man ist ja dann eigentlich gleichwertig, auf einer Ebene sich zu sehen. (0411175/1197)

Im Zuge der unterschiedlichen Erhebungsphasen während der Projektlaufzeit wurde die Realisation der Zielsetzung Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens systematisch projektspezifisch abgefragt und überprüft. Dabei wurde von allen Projekten die Realisation dieser Zielsetzung bejaht, und es wurden von den ProjektmitarbeiterInnen wesentliche Indikatoren angeführt, die diesen Tatbestand beglaubigen sollten. Die weiterführende Analyse der Evaluatorin hinsichtlich der Relationen zwischen Zielsetzungen und ihrer Indikatoren bezieht sich in diesem Zusammenhang – und das betrifft die gesamte Anlage der Evaluation – fast ausschließlich auf die Darstellungen der MitarbeiterInnen in den Projekten. Diese konnten ihrerseits nicht durch direkte AdressatInnenbefragungen, die den zeitlichen und personellen Rahmen dieser Evaluation gesprengt hätten, überprüft werden, d. h. bei der Analyse dieses Vorgangs, der Beglaubigung der angegebenen Zielvorstellung durch belegbare Indikatoren war die wissenschaftliche Begleitung in erster Linie auf die direkten Äußerungen der MitarbeiterInnen verwiesen, auch wenn diese darüber hinaus die eine oder andere Fremdeinschätzung referieren konnten, d. h., in einigen Fällen wurden Rückmeldungen von MultiplikatorInnen z. B. LehrerInnen wiedergegeben, die die Einschätzungen der MitarbeiterInnen bestätigen sollten.

Für die Zielsetzung der Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens der Mädchen und jungen Frauen, die von allen Projekten benannt wurde, zeigt sich eine besondere Relation zwischen der dargestellten Realisation der Zielsetzung und ihrer Indikatoren. Beachtet man das geringe Alter der Mädchen in den meisten Projekten, so verwundert es nicht, daß diese Zielvorstellung vor allen an Phänomenen der Darstellung bzw. Präsentation und an den Fähigkeiten der Kommunikation mit den MitarbeiterInnen und den anderen AdressatInnen bzw. insgesamt an dem Auftreten der Mädchen festgemacht wurde. So wurde in vielen Fällen darüber berichtet, daß Mädchen sich in den unterschiedlichen kreativen Angeboten mehr zutrauten, teilweise überhaupt die Angst verloren hätten, sich zu präsentieren, daß sie sich im Laufe des Projektes offensiver darstellten und auch keine Scheu mehr zeigten, ein scheinbares Manko, wie z. B. Übergewicht zur Schau zu stellen. Über das Präsentieren im Rahmen kultureller Angebote wie Tanz und Theater wurde in allen Projekten, die solche Angebote durchgeführt haben, eine Realisation der benannten Zielsetzung erkannt:

Davon abgesehen, selbstbewußter sind die Mädchen geworden. Also sie sind lauter geworden, die Mädels, also im allgemeinen, und in den Projekten, gerade im Tanzprojekt sieht man es ja wunder bar, die haben sich am Anfang nie sonst bewegt, und dann das Körperbewußtsein, also das merkt man, daß das dann entwickelt wird. Und wenn ein Körperbewußtsein entwickelt wird, wird ja auch ein Selbstbewußtsein entwickelt. Wenn ich mit mir im Reinen bin, dann stimmt

das Auftreten. Und das klappt also, gerade beim Tanzworkshop haben wir das sehr gemerkt. Und bei der Phantasia. Also man hat es gemerkt, gerade unsere Mädels waren bei dem Tanzworkshop dabei. Und die haben dann zum Schluß eine Aufführung gemacht. Und da waren sie auch ganz stolz, weil das war auch, das war schon profihaft. (0423200/3223)

In einem anderen Projekt, das behinderte Mädchen als Zielgruppe hatte, wurde die Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens an veränderten Formen des Auftretens und der Fähigkeit zur der Artikulation festgemacht:

Die Konferenz insgesamt ist gut aufgenommen worden. Die Rückmeldungen, die uns von den Begleiterinnen/Betreuerinnen erreichten, waren also dahingehende, daß bei den Mädchen zumindest kurzfristig totale Verhaltensänderungen zu spüren waren, die am Montag in der Schule einfach erzählt haben, was an dem Wochenende los war. Mädchen, die sonst eigentlich auf Ansprache hin vielleicht nur einen Satz von sich geben oder nur ja oder nein sagen, die von selbst in der Schule erzählt haben, was so alles passiert ist, was sie gemacht haben, also richtig so eine Verhaltensänderung, daß andere Kollegen und Kolleginnen gefragt haben, was denn überhaupt am Wochenende passiert ist. Was das bewirkt hat. Ja, das war sehr schön.

SPI: Also das würde heißen, die treten anders auf. Kann man das so sagen?

Die treten einfach anders auf. Es ist z. B. in Frankfurt in der Gruppe an der Schule, es gibt da eine Schüler/Schülerinnenvertretung, in der eigentlich über Jahre immer nur Jungs gesessen haben und gewählt wurden oder sich auch nur zur Wahl zur Verfügung gestellt haben. Mittlerweile gibt es auch Mädchen in der Schülervvertretung. Es ist einfach nur so, daß die Mädchen sich zur Verfügung stellen, sich das zutrauen. In Frankfurt war ich bei einem Besuch. Die haben ein Sommerfest organisiert, diese Mädchengruppe, weil ein Teil der Mädchen, die die Gruppe ursprünglich mit begründet haben, jetzt entlassen wurde. Und die haben zum Schuljahresschluß ein Sommerfest für die ganze Schule organisiert, wo sie praktisch Techniken aus ihrem Selbstverteidigungskurs vorgeführt haben. Die Mädchen haben das alles selber erarbeitet und haben auch selber durch die Veranstaltung geführt. Und das wurde mir von verschiedenen Frauen und Männern berichtet, daß das bei diesen Mädchen früher nicht möglich gewesen wäre, sich so zu artikulieren und sich auch, das waren 150 Zuhörerinnen und Zuhörer, und sich da hinzustellen und durch die Veranstaltung eine halbe Stunde lang zu erzählen, was da gemacht wird und was sie insgesamt in dieser Gruppe machen – ich denke, das ist schon ein Erfolg dieser Arbeit. (09264/815)

Die Ebenen der Präsentation und des Auftretens waren in allen Projekten dominierend, wenn es um die Beglaubigung einer vorfindbaren Stärkung des Selbst-

vertrauens und Selbstbewußtseins ging. Darüber hinaus wurde von einigen Projekten berichtet, daß sie die Realisation dieser Zielsetzung in direktem Bezug zu den entwickelten Fähigkeiten der Mädchen sehen, welche durch ihre Angebote hervorgerufen wurden, d. h. die Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens wurde im Rahmen eines ‚Objektbezuges‘, durch Aneignung und Entwicklung bestimmter Fähigkeiten erreicht:

SPI: Wie merken Sie das, daß die Mädchen hier selbstbewußter rausgehen, als sie reingegangen sind in dieses Projekt?

Man merkt es an der Art ihrer Selbstdarstellung. Also, sie verbuchen den Erfolg für sich selber. Das hängt wieder mit der Struktur zusammen, denke ich, die wir in den Angeboten haben. Das ist nicht der Erfolg von mir oder von R. oder von dem Betreuer oder vom Lehrer, sondern es ist ihr eigener Erfolg. Sie haben das geschafft. Und wir begleiten ja eher auch wirklich nur. Wir geben nicht so Schritt für Schritt eine Anleitung zum Handeln und alle machen das gleiche und auf dem gleichen Weg. Sondern sie sind, sie haben die Möglichkeit, es nach ihren eigenen Vorstellungen umzusetzen. Und wir begleiten diesen Weg nur und gucken, daß sie nicht gar so weit abdriften. Also wir sagen auch, Versuch und Irrtum ist möglich. Aber da muß man natürlich gucken, daß es alles im Zeitrahmen bleibt, aber wir lassen sie einfach auch mal gehen und sie können den Weg dann selber korrigieren. Oder man fragt nur nach: „Wohin gelangst Du denn, wenn Du jetzt hier weitermachst?“ Also ich denke schon, in der Präsentation, wie sie ihre Ergebnisse darstellen, sieht man es ganz deutlich. Und der Bericht über Zuhause dann ist ganz wichtig für uns, weil wir kriegen das Feedback „Ich habe das probiert, das ging tatsächlich. Ich habe nach den Cliparts gesucht und die waren tatsächlich drin“. Noch nie dagewesen, jetzt wußte sie, wo sie es finden kann und hat es gesucht und gefunden und konnte es zeigen.

SPI: Sie sagten, man erkennt die Mädchen an der veränderten Selbstdarstellung. An was merken Sie das?

Na ja, man könnte sagen, sie lassen sich nicht mehr ein X für ein U vormachen. Also wenn sie dann der Meinung sind, irgendeiner erzählt jetzt Schwachsinn, sie hätten es anders erlebt, ich denke, daß sie dann in so einer Situation widersprechen. Ich war jetzt in keiner Situation, um das belegen zu können, das ist etwas, was ich vermute, daß es so ist. Der Selbstwert steigt und damit auch daß, wenn ich glaube, es besser zu wissen, daß ich es dann einfach so auch verkaufe. (01121459/1625)

Interessanterweise hat die in diesem Modellprogramm dominierende Zielsetzung der Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens der Mädchen im Laufe der Programmphase eine deutliche Relativierung erfahren. So wurde zwar nach wie vor weiter auf die Realisation dieser Zielsetzung insistiert, gleichzeitig

wurde aber dokumentiert, daß diese Zielsetzung mit den Adressatinnen nicht unbedingt übereinstimmt. So wurde in vielen Projekten während des Projektverlaufes erkannt, daß die Mädchen in den meisten Fällen schon ziemlich selbstbewußt sind und daß nicht unbedingt die Mehrheit der Mädchen als scheu bezeichnet werden kann. Es schien im Gegenteil von den Mädchen ein Selbstbewußtsein an den Tag gelegt zu werden, das man „erst mal ein bißchen stoppen muß“ (0321575). In anderen Fällen wurde von den ProjektmitarbeiterInnen darauf verwiesen, daß die anwesenden Mädchen ihre eigenen Fähigkeiten weit überschätzen und daß es für sie schwierig war, mit diesem Tatbestand umzugehen:

Das einzige ist, man muß halt schauen, daß man halt die Mädchen richtig berät an der Stelle. D. h. diese Berufe sind natürlich dann doch nicht für alle Mädchen geeignet. Also ich muß, und das ist dann ja auch der Anteil, den ich leisten kann, zu sagen: „Also Du mußt besonders kreativ sein, und dann mußt Du also auch noch diese technische Geschichte bringen. Und daran kannst Du üben, das kannst Du lernen. Das ist also nichts, was man nicht beherrschen lernen kann.“ Kreativität ist eher ein Prozeß, der ist schwer zu lernen. Entweder ich habe ein Gefühl für Formen, Farben und visuelle Geschichten und kann gestalten, manchen Menschen geht es halt ab. Und die sind dann eher ungeeignet in dem Beruf. Die muß man dann wieder mit der Elektrotechnik, Elektronik vertraut machen und sagen: „Da ist ein weiteres Berufsfeld, hast Du schon mal überlegt ...“ Oder Medienoperating hat dann eher mit dem kreativen Teil nichts mehr zu tun. Also daß man diese Strukturen in den Berufsfeldern auch kennt und sagt: „Wenn dich die Sache insgesamt interessiert, aber Du bist eher nicht der gestalterische Typ, dann gibt es in dem Feld eben nach dem zweiten Jahr eine Spezialisierung, wo Du Dir aussuchen kannst, was Du gerne machen willst.“ Und man ist trotzdem in dem Bereich tätig. Also es ist ein Bedarf da bei den jungen Mädchen. Sie sind nicht genug vorbereitet, sie haben auch oft falsche Vorstellungen von diesen Berufen und überschätzen sich auch oft selbst. Die Anforderungen sind ja ganz schön hoch, und man muß ihnen das klar machen, was da auf sie zukommt. (0112663/723)

Es wurde also im Laufe der unterschiedlichen Erhebungsphasen deutlich, daß die vorgegebene Zielsetzung der Stärkung des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens von Mädchen in vielen Fällen mit den Lebensrealitäten der realiter anwesenden Mädchen in den Projekten nicht übereinstimmte. Dennoch blieb diese, einmal angenommene und konzeptionell festgelegte Zielsetzung davon anscheinend völlig unberührt, d. h., es wurde von keinem Projekt eine gleichsam rückblickende Korrektur dieser Zielsetzung vorgenommen und sie wurde auch nicht durch die gewonnenen gegenteiligen Erfahrungen problematisiert. Anscheinend hat sich, so kann man anhand der Erkenntnisse dieses Bundesmodellprogramms konstatieren, mit der allgemeinen Zielsetzung der Stärkung des Selbstbewußt-

seins und Selbstvertrauens ein Begründungsritual in die Mädchenarbeit eingeschlichen, das zum Selbstläufer avanciert ist. Worin die Gründe hierfür liegen, kann an dieser Stelle nicht eindeutig geklärt werden. So ist einerseits zu vermuten, daß diese zum Klischee geronnene Zielsetzung vielleicht eine abrufbare Chiffre ist, die in der Mädchenarbeit als Begründungsmodus eingesetzt wird, um als finanzierungswürdig zu gelten, andererseits könnte man in der Beharrlichkeit dieser Zielsetzung auch eine andere Problematik erblicken. Mit aller Vorsicht, die bei solchen Annahmen geboten ist, könnte auch vermutet werden, daß hier gleichfalls eine, wenn auch andere Form der Verschiebung vorliegt, wie sie für das ‚Jungenprojekt‘ am Anfang konstatiert wurde: Vielleicht bezieht sich diese Zielsetzung eher auf die Mitarbeiterinnen selber, die ihren Platz in einem Handlungsfeld, d. h. der Sozialarbeit und darin integriert der Mädchenarbeit behaupten müssen, dem die gesellschaftliche Reputation in den letzten Jahrzehnten verlorengegangen ist und das heute kaum noch gesellschaftliche Anerkennung genießt.

Für das Handlungsfeld der Mädchenarbeit ist es aber um so bedeutender, daß über die Zielsetzung der Stärkung des Selbstvertrauens und des Selbstbewußtseins nicht nur deshalb reflektiert wird, weil sie als ein gewissermaßen klischeeangereichertes Begründungsritual zu klassifizieren ist, sondern auch deshalb, weil eine solche Zielsetzung Rückwirkungen auf die Adressatinnen hat und in diesem Zusammenhang zukünftig Auswirkungen dahingehend haben könnte, ob Mädchen sich überhaupt noch von den Angeboten der Mädchenarbeit angesprochen fühlen. Setzt man nämlich weiter einen Schwerpunkt auf diese so deklarierte Zielsetzung, dann bleibt eine Defizitunterstellung weiterhin virulent, d. h., es wird eine Zielvorstellung auf ein vermeintlich angenommenes Defizit bezogen, das Mädchen qua Geschlecht unterstellt wird und das man mit sozialpädagogischen Interventionen abbauen möchte. Daß eine solche Herangehensweise an den Befindlichkeiten der Mädchen vorbeigeht, sich als Hemmnis erweist und vielleicht auch ein allgemeiner Grund dafür ist, warum viele Mädchen mit Formen der Mädchenarbeit überhaupt nicht erreicht werden (Rose 2000, S. 241) bzw. sich von ihren Angeboten abwenden, darüber kann dieser Stelle nur spekuliert werden.

Eine weitere dominierende Zielvorstellung, die von den meisten Projekten avisiert war, war die Stärkung der beruflichen Orientierung und Lebensplanungskompetenz der Mädchen. Diese Zielsetzung war zum einen allgemein auf die zukünftigen Perspektiven der Mädchen bezogen, zum anderen aber auch ganz konkret gefaßt, indem z. B. für bestimmte Mädchen ein qualifizierter Hauptschulabschluß angestrebt oder eine Ausbildungsstelle gesucht wurde. Welche Tendenz in den jeweiligen Projekten dominierte, war abhängig von der Ausrichtung der jeweiligen Projekte und dem Alter der Zielgruppe, die erreicht wurde. So wird unmittelbar deutlich, daß diese Zielvorstellung in Projekten, die fast ausschließlich im sogenannten Offenen Bereich tätig waren, anders umgesetzt

wurde (vgl. 3.3), als etwa in dem Projekt der AWO-Nürnberg, das als schulisches Kooperationsmodell angelegt war und das zwei Hauptschuljahrgänge über drei Jahre kontinuierlich begleitete, oder in dem Projekt, das sich selbst im Feld der Berufsorientierung plazierte hatte, d. h., das grundsätzlich auf diese Zielsetzung hin angelegt war.

Von diesen Faktoren war gleichfalls abhängig, wie diese Zielvorstellung umgesetzt werden konnte und mit welchen Indikatoren sie beglaubigt wurde. Dennoch verweist besonders diese Zielvorstellung auf eine grundsätzliche Problematik hinsichtlich ihrer Realisation und besonders hinsichtlich der Frage, wie diese belegt werden kann. Da es sozusagen dem Wesen dieser Zielangabe entspricht, das sie auf die Zukunft hin angelegt ist, war ihre Überprüfung und Bestätigung während der Projektlaufzeit nur in solchen konkreten Fällen möglich, in denen z. B. nachweislich Mädchen mit Unterstützung der ProjektmitarbeiterInnen den Hauptschulabschluß geschafft oder einen Ausbildungsplatz erhalten haben. Es konnte aber nicht abgeschätzt werden, ob etwa die durchgeführten berufsorientierenden Angebote und die Beratungstätigkeiten eines Projektes zur Stärkung der beruflichen Orientierung und Lebensplanungskompetenz tatsächliche Auswirkungen auf spätere Berufsentscheidungen der Mädchen hatten oder haben werden. In diesem Sinne war bei dieser Zielsetzung vor allem zu bestimmen, wie sie umgesetzt wurde und auf welche Resonanz Angebote und Maßnahmen in diesem Zusammenhang gestoßen sind, d. h., wenn es stimmt, daß sich Mädchen nach wie vor vorrangig für nur zehn Ausbildungsberufe interessieren, dann ist z. B. zu fragen, was die Projekte dafür getan haben, das Wissen um andere Berufsmöglichkeiten zu vergrößern und das Interessenspektrum insgesamt zu erweitern. Auf dieser Grundlage konnten dann diesbezüglich durchaus Erfolge vermittelt werden, auch wenn diese für die Mädchen in dem einen oder anderen Projekt noch keine realiter gültige Wirksamkeit entfalten konnten. Die Effekte ließen sich also vor allem als in den Prozeßverlauf integrierte Interventionen bestimmen.

Für ein Modellprojekt, dessen Adressatinnen vorrangig im Alter zwischen 8 und 14 Jahren waren, läßt sich konstatieren, daß bezüglich der Zielsetzung der Stärkung der beruflichen Orientierung und Lebensplanungskompetenz Effekte dahingehend zu verzeichnen waren, das immanent, also nicht bezogen auf konkrete Angebote, ein Prozeß des Nachdenkens über zukünftige Möglichkeiten in Gang gesetzt werden konnte, indem Mädchen dazu angeleitet wurden, über zukünftige Berufsvorstellungen zu reflektieren:

SPI: Wann fangen die denn an, ganz konkret sich zu überlegen, was sie werden wollen? Wann setzt das ein?

Also berufsmäßig habe ich festgestellt, ist das bei den Jüngeren also so acht, neun, zehn, gar nicht. Aber was viele schon in dem Alter, was ich erstaunlich

finde, sagen, also ich will mal nicht heiraten. Ich will keine Kinder oder umgedreht. Also, das wissen sie schon ziemlich genau und teilen das mit.

Also, so diese Privatebene, das wird sich sicher noch ändern. Aber diese Privatebene können sie relativ klar definieren. Und beruflich kann ich nur von denen sagen, mit denen ich gesprochen habe. Da ist also nicht, nicht daß sie sagen, sie wollen nicht arbeiten, aber gar nicht. Wäre ja schlimm, also für mich, wenn sich da schon eine Hausfrauenrolle einprägen, eingeprägt hätte. Also es ist gar kein Thema eigentlich. Und die älteren wissen es auch schon ziemlich konkret.

SPI: Das heißt, bei den Älteren kann man erst so in Anfängen einen Lebensplan oder Gedanken darüber feststellen. Ist das richtig?

Ja, also so mit zunehmendem Alter, glaub ich, mehr Thema. Aber das ist ja auch zu erwarten. Also da unterscheiden sie sich, glaube ich, nicht von allen anderen. Also, was ich denke, das hat auch mit den Kindern zu tun, die hierher kommen, daß es nicht so zentrales Thema ist, wie bei anderen Kindern. Aber was ich schon denke, daß in einem anderen sozialen Umfeld das auch mehr Thema ist, so diese Lebenswegeplanung. Weil die Kinder, die hierher kommen, sind einfach auch, kommen auch aus sozial schwachen Familien. Die haben also so Mütter und Väter, die auch zu Hause sind, Sozialhilfeempfänger oder arbeitslos, also so wo einfach die Vorbilder auch nicht ganz so angetan sind, darüber nachzudenken, was man denn aus seinem Leben machen könnte. Also so wo einfach auch so die Orientierung am Tagesgeschehen und am Aktuellen eine Lebenserfahrung ist, die sie hier haben. Ja, wo die das also eher verwundert betrachten, wenn man sie nach solchen Dingen fragt. Daß es für sie auch eine Rolle spielt. Was sie natürlich dann auch hier mitkriegen können. Also so was für uns natürlich auch eine Chance ist, ihnen als eine Variante, als Thema anzubieten und sich das bei den anderen anzuhören und zu gucken und zu sagen: Also so, es gibt viele Sachen. Man kann viele Sachen machen. Also so eben, ja von den Angeboten, die wir hier haben, angefangen eben auch einfach, daß es klar ist, daß es ein Thema ist, sein Leben zu planen und sich was zu überlegen, was man gerne machen will. Das ist so. Bis hin zu sehr konkreten Sachen. Ja, und ich finde auch wichtig, wenn sie etwas sagen, daß man das hier nicht in Frage stellt, sondern abfragt, warum sie sich so entschieden haben, wobei ich auch gemerkt habe, daß sie dann manchmal Dinge einfach nur weitergeben, die sie von anderen gehört haben. Und wenn ich aber nachgefragt habe: Warum willst Du das denn eigentlich, daß sie noch mal darüber nachgedacht haben und entweder es begründen konnten oder es nicht begründen konnten. Und für sich dann auch festgestellt haben, ich habe hier nur was abgenommen von anderen und muß eigentlich mal darüber nachdenken, will ich das überhaupt. Also nicht, dann sofort zu sagen: Das ist aber blöd, daß du das und das willst, sondern nur einfach zu fragen, warum sie es wollen. (012811/868)

In anderen Projekten wurden vor allem Effekte hinsichtlich der Vermittlung von Wissen über zukünftige (berufliche) Möglichkeiten dokumentiert. So wurden sowohl individuell als auch über Formen der Strukturarbeit, in diesem Fall der Vernetzung unterschiedlicher Institutionen, die mit der Zielgruppe des Projektes in Berührung kommen, Maßnahmen durchgeführt, die die Kenntnisse der Mädchen über berufliche Chancen erhöhten und damit zukünftige Entscheidungsmöglichkeiten erweiterten:

Für mich geht es um Information. Wir leben in einer Gesellschaft, in der es um sich informieren geht und indem ich ein Mädchen durch einen Betriebsausflug in eine Firma informiere, daß es diesen Beruf auch gibt und daß sie die Chance hat, diesen Beruf zu erlernen, dann habe ich ihre Lebensplanungskompetenz erhöht, indem ich sie informiert habe, daß es das auch noch gibt, „Du mußt Dich nicht auf das beschränken, was Deine Oma, Deine Mutter gemacht hat, sondern Du hast heutzutage viel mehr Chancen“, indem sie sich übers Internet informieren können und, und, und. Es sind viele kleine Schritte, denke ich. Ich denke, die individuellen Chancen der Mädchen haben sich auf alle Fälle vergrößert, daß die Mädchen mehr Chancen haben, sich irgendwelche Kompetenzen zu erarbeiten, Informationen zu bekommen, aber ob es die Chancen, die ihnen von Schule, von Arbeitsamt, von Betrieben, also ob es diese Chancen vergrößert hat, das ist noch mal eine ganz andere Frage, aber wir sind ja im Moment auch zumindest dran, in der Schule, beim Arbeitsamt, bei den Institutionen, die für uns auch erreichbar sind hier regional, dran zu arbeiten, daß die ein Interesse dran gewinnen und sich auch dafür einsetzen, daß die Chancen dieser Mädchen sich vergrößern werden. Also ich glaube auch, das ist im Moment ein Prozeß, der eigentlich in Gang gesetzt wurde und noch überhaupt nicht abgeschlossen ist. Es gibt da ein paar Indikatoren, daß sich da einiges tun wird, z. B. gab es mit dem Berufsberater des Arbeitsamtes. Der hat tatsächlich doch ein sehr klares Bild davon, was geht, was nicht geht und was er denen zutraut und was ihnen eben nicht zutraut. Gleichzeitig ist aber die Beauftragte für Frauenbelange des Arbeitsamtes bei uns mit im Fachbeirat, verfolgt das sehr interessiert mit, was wir hier äußern, was wir tun und wird mit Sicherheit immer wieder versuchen, auch auf die Berufsberater einzuwirken, sobald sie merkt, wo sind eigentlich tatsächlich die Punkte, wo die geschult werden müssen oder wo man auf die gucken muß. Und der zweite Prozeß, der eben läuft, ist diese Verknüpfung Schule-Jugendhilfe, wo das Arbeitsamt beteiligt ist. Dabei passiert ja auch der Versuch, wirklich deutlich zu machen, wo Chancen eröffnet werden müssen, wo ein breiteres Bild entstehen muß in deren Köpfen. Aber das ist ein Prozeß. Wo es, denke ich, ganz gut klappt, ist auf der Betriebsebene durch die Betriebsbesichtigungen, da sind immer beide sehr gut, die Mädchen erfahren was, die Betriebe bekommen mit, die haben ja Interesse, da muß ich mich vielleicht auch ein bißchen öffnen oder da habe ich ja z. B. auch die Chance, eine Auszubildende zu kriegen, wo ich vorher immer nur an Jungs dachte. (0621033/1616)

In anderen Projekten wurden Berufsorientierungstage u. a. an Schulen oder in Kooperationen mit Betrieben durchgeführt. Hierbei wurde ein besonderer Wert darauf gelegt, daß auch sogenannte typische ‚Männerberufe‘ vorgestellt wurden von Frauen, die sich ihrerseits in diesen Berufen etabliert hatten. Diese Vorgehensweise wurde nicht nur damit begründet, daß sich damit insgesamt das Berufswahlverhalten und damit die Chancen von Mädchen auf dem Arbeitsmarkt verändern und erweitern, sondern daß die Mädchen über das ‚Sichtbarwerden‘ von Frauen in ‚Männerberufen‘ erkennen können, daß es für Frauen machbar ist, in diesen Berufen zu bestehen. In dem einen Modellprojekt war diese Herangehensweise, d. h. der Weg, Mädchen für ‚Männerberufe‘ zu motivieren, auch der regionalen Situation auf dem Arbeitsmarkt geschuldet. Da in der ländlichen Region, in der das Projekt angesiedelt war, der Arbeitsmarkt vor allem aus kleineren Handwerksunternehmen besteht, die typischerweise in erster Linie Ausbildungs- und Arbeitsplätze für Jungen offerieren, war der Versuch, Mädchen für ‚Männerberufe‘ zu interessieren und eine dementsprechende berufliche Orientierung einzuleiten einer regionalen Notwendigkeit geschuldet, um zu verhindern, daß Mädchen aus der Region abwandern.

In einem weiteren Projekt hat die Zielvorstellung der Stärkung der beruflichen Orientierung und Lebensplanungskompetenz eine besondere Gewichtung erhalten. Das ist besonders interessant, weil von den MitarbeiterInnen in diesem Projekt, das im Feld der politischen Bildungsarbeit angesiedelt war (vgl. 3.3), im Rahmen der Ersterhebung diese Zielsetzung überhaupt nicht benannt wurde, d. h. erst durch die Wünsche der Adressatinnen ist die Zielvorstellung immanent in das Projekt integriert worden, was sich damit belegen läßt, daß zahlreiche Effekte diesbezüglich benannt wurden. Da in diesem Projekt eine Arbeitsgruppe der Zielgruppe, die dieses Projekt nicht nur begleitet, sondern selber geplant und umgesetzt hat, auch während der Erhebungsphasen anwesend war, gab es hier die für dieses Modellprogramm einmalige Chance, Effekte des Projektes direkt von den Adressatinnen zu erfahren. So wurden während der Erhebungsphasen von den türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen als wesentlichen Effekte dieses Projektes die Stärkung der beruflichen Orientierung und Lebensplanungskompetenz bezogen, eine Zielsetzung, die gar nicht diesem Maße von den ProjektleiterInnen forciert wurde. In bezug auf die Stärkung der beruflichen Orientierung und Lebensplanungskompetenz wurden von den Teilnehmerinnen der Arbeitsgruppe zahlreiche Angaben gemacht:

SPI: Was war denn für Sie das Wichtigste an diesem Projekt?

1: Also ich z. B. fand, daß diese Animation von den vielen Mädchen, die eigentlich bisher immer ein bißchen passiver waren, die jetzt zu kriegen, aktiv zu werden und ihre ‚Karriere‘ selber in die Hand zu nehmen, das finde ich den größten Erfolg.

2: *Nein, ich habe bei zwei, also bei meiner Schwester habe ich diesen Effekt erlebt, die war sofort sehr angetan, hat auch gesagt: „Oh ja, ich möchte mich auch so weiter ...“, also sie hat jetzt Erzieherin gelernt und wollte jetzt auch weiter darauf aufbauen, das fand ich sehr schön, daß es bei ihr angekommen ist, und ich habe die andere Schülerin, die sagte auch, also sie macht daraufhin auch das Abitur und möchte dann auch ..., also da habe ich mich ja auch gefreut, daß sie also jetzt auch Mut bekommen haben.*

3: *Ja, also für mich selber denke ich, war auch der größte Erfolg der Seminare, die ich bisher besucht habe, daß man ganz neue Perspektiven auch wieder bekommt. Also man hat man ein bestimmtes Weltbild, hat man bestimmte Vorstellungen und während des Studiums geht das dann so ein bißchen verloren, weil man konzentriert sich nur auf das Fachliche, versucht, das Studium irgendwie zu regeln, in bestimmte Bahnen zu lenken, und nebenbei vergißt man eigentlich im Prinzip die weitere Lebensplanung meiner Meinung nach. Man schiebt das beiseite. Durch diese Seminare kommt man wieder dazu, die ganze Lebensplanung noch mal zu überdenken, ganz neue Perspektiven zu sehen, also auch ganz neue Ansätze zu erkennen, wo man anfangen kann nach dem Studium oder auch schon während des Studiums. Das fand ich sehr gut.*

4: *Es waren auch Teilnehmer dabei, die hatten keine Zukunftsvorstellung. Also die waren jetzt an der Schule und sie wußten jetzt nicht, was sie machen sollen. „Soll ich jetzt eine Ausbildung machen oder soll ich jetzt studieren?“ Also, sie kamen da mit so einer Angst dahin, was erwartet mich hier. Und am Anfang hatten wir auch Schwierigkeiten jetzt, wo, bei einem Seminar, wo die Mehrzahl von Oberstufenschülerinnen sehr hoch war, hatten wir Schwierigkeiten, mit denen ins Gespräch zu kommen, am Anfang des Seminars. Wo wir dann angefangen haben, mit Gruppen zu arbeiten, da kamen die schon langsam, wurden sie wach. Und am Nachmittag, da war es schon total anders. Also auf einmal mußten wir schon stoppen. (082993/2491)*

Von den ProjektleiterInnen wurde diese Dimension des Projektes bei der Schlußberhebung noch einmal besonders hervorgehoben. Gleichsam resümeeartig haben sie betont, daß die Effekte des Projektes sich nicht nur individuell an den veränderten Perspektiven der einzelnen Teilnehmerinnen festmachen ließen, die die Aktivitäten des Projektes frequentiert haben, sondern auch der Tatsache zu verdanken waren, daß das Projekt auch die Funktion einer (beruflichen) Vermittlungsplattform übernahm:

Also ich kann aus meinen Erfahrungen erzählen, daß viele Mädchen, die zu uns gekommen sind, Oberstufenschülerinnen oder Studentinnen, die haben sich vorher allein gefühlt. Die wußten mit sich nichts anzufangen. Also die sind in die Schule gegangen, wußten bspw. nicht, was sie nach dem Abitur oder der Ausbildung machen sollten. Das war der erste Punkt, daß sie sich im wirtschaftlichen

Bereich so erweitert haben. Oder daß sie sich nicht allein oder verlassen vorher so gefühlt haben, aber sie haben gemerkt: "Ich bin nicht die einzige. Die Probleme, die ich habe, haben auch meine Mitmenschen, meine türkischen Freunde, meine Kollegen. Die haben dieselben Probleme. Aber gemeinsam können wir das schaffen". Dieses Gefühl ist so aufgekommen. Die sind motiviert worden, die haben ihre Probleme untereinander ausgesprochen seitens der TeilnehmerInnen oder Experten, die wir jetzt eingeladen hatten. Ja, ich denke, die haben nur positive Eindrücke mitgenommen. Und die würden auch weiterhin das weiter verfolgen und mit, was sie genommen haben aus diesen Seminaren oder aus den Gesprächen der Referenten, würden sie auch weiter sagen oder das weiter verwenden. Das hat die motiviert und hat sie weitergebracht, im privaten Bereich, individuell oder in ihrer beruflichen Zukunft.

SPI: Also ich vermute, daß dieses Projekt eine Vielfalt an Orientierung eröffnet hat?

Ja, richtig. Man kann das mit vielen Worten gar nicht erklären. Man sieht auch viel Selbstbewußtsein. Oder zumindest ein Bewußtsein über ihr Selbstbewußtsein. Das waren so viele Aha-Erlebnisse so im Sinne von, also eine sehr starke Bestärkung auch. Und Merhaba ist, das darf man, glaube ich, auch nicht zu gering ansetzen, ist sozusagen informell auch so eine Vermittlungsplattform gewesen. Also ohne daß wir da viel dran machen mußten. Dadurch daß wir das zur Verfügung gestellt haben. Es haben konkret sich sehr, sehr viele Kontakte gefunden untereinander, dann aber auch eben zu Praktika, zu Referenten von Institutionen, die eingeladen wurden, also da ist ungeheuer viel auf dieser Ebene gelaufen. Also ich glaube, daß die Attraktivität von Merhaba auch damit zu tun hat, daß man auch weiß, daß da so eine Plattform ist. (0831218/1269)

Die ‚unerhoffte‘ Bedeutung, die der Realisation der Zielsetzung, berufliche Orientierung und Lebensplanungskompetenz zu stärken, in diesem Projekt zukam, läßt sich sowohl mit dem Alter der Zielgruppe der türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen erklären, die sich biographisch an der sogenannten ersten und zweiten Schwelle des Berufseinstiegs befinden, als auch mit der Art der Zielgruppe. Die Adressatinnen waren Teil einer relativ homogenen, aufstiegsorientierten Generation, die es trotz vermehrter Schwierigkeiten gesellschaftlich schon bis zum Abitur bzw. Studium geschafft hatte und die über diesen Weg des gesellschaftlichen Aufstieges u. a. auch die Zielsetzung der gesellschaftlichen Integration verfolgte.

In diesem Projekt aus der politischen Bildungsarbeit waren neben einer allgemeinen Stärkung der beruflichen Orientierung und Lebensplanungskompetenz der Mädchen und jungen Frauen auch konkrete Effekte zu verzeichnen, die direkt auf die Arbeit des Projektes zurückzuführen sind. So wurden im Rahmen dieses Projektes Praktika, Ausbildungs- und sogar Arbeitsplätze vermittelt. Ähn-

liche konkrete Effekte bezüglich dieser Zielsetzung gelten auch für zwei andere Projekte. So konnten in dem einen Projekt, das Aussiedlerinnen und Migrantinnen als Adressatinnen hatte, konkrete Erfolge hinsichtlich der Erlangung des Qualifizierten Hauptschulabschlusses vermeldet werden, auf dessen Ziel hin u. a. das Projekt die Schülerinnen begleiten wollte, und es haben aufgrund der Unterstützungsmaßnahmen des Projektes sogar drei Mädchen einen renommierten Ausbildungsplatz als Arzthelferin bzw. Rechtsanwaltsgehilfin erhalten. Dieser Effekt war vielleicht quantitativ nicht von herausragender Bedeutung. Er läßt sich aber besonders deswegen hervorheben, weil während der Zweiterhebung selbst die Mitarbeiterinnen des Projektes signalisierten, daß sie diese angestrebte Berufswahl für ihre Zielgruppe für völlig unrealistisch und überzogen hielten. Darüber hinaus ist die Signalwirkung dieses Erfolges insgesamt nicht zu unterschätzen, weil jüngere Aussiedlerinnen und Migrantinnen über die Vorbildwirkung dieser drei Mädchen erfahren konnten, daß es auch für sie eine Möglichkeit gibt, einen anerkannten Ausbildungsplatz zu bekommen.

Von einem anderen Projekt, das im Rahmen eines Kunstleistungskurses einer Gesamtschule mehrere kurze professionelle Videoproduktionen erarbeitet hat, wurde berichtet, daß direkt im Anschluß an die selbstgedrehten Produktionen fünfzig Prozent der Mädchen aus diesem Leistungskurs ihr Schulpraktikum, das in diesem Jahrgang absolviert werden mußte, in der Medien- und Fernsehbranche abgelegt haben. Offensichtlich hat die Projektarbeit für die Mädchen einen großen Anreiz geschaff, nach Erlernen der medialen Techniken ihr Können im professionellem Bereich der Medien- und Fernsehbranche zu erproben.

Nur in einem Projekt wurde dezidiert berichtet, daß die Zielvorstellung der Stärkung der beruflichen Orientierung und Lebensplanungskompetenz nicht erfolgreich umgesetzt werden konnte, obwohl in verschiedenen Formen versucht wurde, gerade diesbezüglich ein Nachdenken zu provozieren. Dieses ‚Scheitern‘ läßt sich aber eher damit begründen, daß die Angebote und Maßnahmen zur Realisation der Zielvorstellung nicht mit dem Alter der 11-13jährigen Mädchen korrelierten. So wurde in bezug auf die Zielsetzungen des Projektes benannt, daß man den Mädchen Möglichkeiten eröffnen bzw. sie dafür gewinnen wollte, eine Beruf im Ausland anzustreben, da ihnen dort andere und bessere berufliche Möglichkeiten offenstehen als in dem regionalen Umfeld des Projektes. Daß diese Zielsetzung für die realiter anwesenden Mädchen zu hoch gegriffen war, mußten die MitarbeiterInnen im Projektverlauf erfahren:

Also dieses Weggehen kann sich die Mehrzahl der Mädchen noch nicht so vorstellen. Vielleicht ist es auch, weil sie noch zu jung sind. Denn es kommen ja auch die Argumente: „Von Mama weg, von Papa weg?“ So. Vielleicht zwei Jahre später mag es ganz anders sein, daß man sagt: „Ja, das ist okay.“ Aber auch ein bißchen Provinz würde ich sagen. Also hier die Möglichkeit haben, wirklich ihren Blick zu öffnen, finde ich ganz wichtig. Weil ansonsten O. doch aus meiner

Erfahrung sehr provinziell ist. Ich denke mal, auch in dieser Region ist man sehr bodenständig. Und diese Bodenständigkeit pflanzt sich natürlich auch in dieser Beziehung zum Elternhaus auf, das geht ja Richtung Norden noch weiter. Gerade im Nordbereich ist ja die Berufsmöglichkeit noch weniger ausgeprägt, und dort ist auch der verstärkte Einfluß über unsere Mädchenarbeit in die Richtung gelenkt, daß sie eben abwandern müssen, um ihr Berufsleben zu gestalten. Und das ist sehr schwierig hier in dieser Region. Aber ich denke, daß wir das einfach als Aufgabe mit sehen, den Mädchen klarzumachen, daß diese Bodenständigkeit zufolge haben kann, daß sie irgendwo im Raum landen, wo dieser Teufelskreis Arbeitslosigkeit bzw. nur Familie und überhaupt keine Möglichkeit, sich den gesellschaftlichen Entwicklungsdingen zu öffnen, als daß das vorprogrammiert ist. Also das ist eigentlich auch so ein bißchen unser Lieblingskind, in der Richtung zu arbeiten. Zu sagen, also wenn es hier keine Möglichkeiten gibt, zu versuchen, nach draußen zu arbeiten und natürlich auch die schulische Arbeit damit zu motivieren, daß wir sagen, also vor allen Dingen Fremdsprachen. Und sich auch leistungsmäßig zu entwickeln, damit dieser Weg offen ist. Und da, denke ich, gerade im Rahmen europäische Entwicklung, also sehr zukunftssträchtig zu arbeiten, sich zu öffnen, ist eigentlich ein Anliegen bei uns mit, das den Mädchen einfach zu vermitteln. (0221691/1737)

Diese gezielte Form der beruflichen Orientierung wurde im folgenden auch aufgegeben. Offensichtlich wurden hier die Probleme erwachsener Frauen in der Region, die tatsächlich erheblich sind, auf eine Zielgruppe von Mädchen projiziert, die diese später vielleicht auch einmal haben werden, die aber zur Zeit nicht für die Lebensrealitäten von Elf- bis Dreizehnjährigen bestimmend waren.

Eine weitere bedeutende Zielvorstellung, die von mehr als der Hälfte der evaluierten Projekte angegeben wurde, war die Beförderung des Kontaktes bzw. der Solidarität unter den Mädchen und jungen Frauen. Diese Zielvorstellung wurde von allen drei Projekten genannt, die türkische und andere Nationalitäten, bzw. Aussiedlerinnen als Adressatinnen hatten, und von drei ostdeutschen Projekten im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit. Daneben spielte diese Zielangabe eine hervorstechende Rolle in dem Projekt des Verbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte. Besonders in diesem Projekt waren alle mädchenbezogenen Aktivitäten, ob es sich um die Mädchenkonferenz, den Gestaltungswettbewerb oder den sich daran anschließenden Aufbau von zehn Ortsgruppen handelte, die über die Bundesrepublik verteilt waren, daran orientiert, daß die Mädchen miteinander Kontakt aufnehmen und sich darüber stärken. Nimmt man die Lebenslagen dieser Mädchen in den Blick, so wird die besondere Bedeutung dieser Zielvorstellung in diesem Projekt verständlich (vgl. 3.6). Da die behinderten Mädchen oft zentral beschult werden mit den dementsprechenden langen Anfahrtszeiten, haben sie nur wenig Kontakt in der häuslichen Umgebung, was Freundschaften sehr schwierig macht, d. h., weil sie aufgrund ihrer Behinderung oft sehr isoliert leben, bedeutet jeder neue Außenkontakt eine Erweiterung ihrer

Möglichkeiten und Handlungsoptionen. Die Zielvorstellung der Beförderung des Kontaktes und der Solidarität unter den Mädchen war in diesem Projekt also sehr zielgruppenspezifisch gewählt. Die Realisation dieser Zielvorstellung wurde in diesem Projekt allein durch die durchgeführten Aktivitäten, aber auch durch andere Tatbestände beglaubigt, die darüber hinaus gehen. Allein dadurch, daß die oben benannten Aktivitäten realisiert wurden, haben sich Kontakte zwischen den behinderten Mädchen ergeben, die ohne dieses Projekt nicht entstanden wären. Daß diese Kontakte im Anschluß an die direkten Projektaktivitäten weiter stabilisiert werden konnten, wurde während der Erhebungsphasen mehrfach benannt:

SPI: Glauben Sie, daß sich die Kontakte für die Mädchen selber, daß die sich erweitert haben über dieses Modellprogramm?

Ja. Also, ich weiß es. Die Mädchengruppen aus Kempten und Königsbrunn haben sich auf der Mädchenkonferenz getroffen. Die Entfernung beträgt ca. 120 km, ist also relativ machbar und daß die eine Kooperation haben. Die Königsbrunner waren in Kempten, und der Gegenbesuch ist geplant. Und ich weiß von einzelnen jungen Frauen, die auf der Mädchenkonferenz waren, es gab ja 6 junge Frauen, die behinderte und nicht-behinderte, also es war ein Teil junger Frauen mit ihrer nicht-behinderten Freundin als Unterstützung, und 6 behinderte Frauen haben ein sogenanntes Sixpack gegründet, die haben sich dort wirklich durch einen Zufall gesucht und gefunden. Mit gleichen Interessen, und ich habe immer noch mit einer einen sehr regen Kontakt, deren größter Wunsch es war, als Schülerin im Rahmen des Schüleraustausch nach Kanada zu gehen, und das hatte sich herauskristallisiert, daß zwei andere Frauen genau diesen Traum auch haben, nach Kanada zu gehen oder auch fremde Sprachen zu lernen, und die haben also auch sehr regen Kontakt noch untereinander. Schönerweise ließ sich das jetzt auch realisieren bei der einen. Die geht Ende August nach Kanada, hat da Familie und Schule gefunden. (092841/866)

Eine ähnliche zielgruppenspezifische Ausdifferenzierung fand diese Zielsetzung auch in dem Projekt, das türkische Oberstufenschülerinnen und Studentinnen als Adressatinnen hatte. Die Beförderung des Kontaktes bzw. der Solidarität unter den Mädchen und jungen Frauen galt in diesem Projekt nicht nur der Etablierung eines Forums, auf dem sie sich als gesellschaftlich wenig bekannte Gruppe politisch artikulieren konnten, sondern in der Herstellung eines Netzwerkes unter den jungen Frauen selbst. Der Aufbau eines Netzwerkes, das weit über die Etablierung singulärer Kontakte hinausgeht, wurde von diesem Projekt während seiner gesamten Laufzeit forciert und war auch ein wesentlicher Grund dafür, das „Merhaba“ nach Ende des Bundesmodellprogramms weiter fortgeführt werden konnte. Gleichzeitig war der Aufbau dieses Netzwerkes an das Ziel gebunden, die türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen als gesellschaftlich relevante Gruppe sichtbar zu machen, d. h., über dieses Netzwerk sollte eine

Gruppe etabliert werden, die in der Öffentlichkeit als gesellschaftlich bedeutsame wahrgenommen werden kann. Die hierin indizierte Außenwirkung, die von Anfang an in dem Projekt angelegt war, war Teil einer Zielvorstellung, die sich in erster Linie auf die deutsche und türkische Öffentlichkeit bezog. Während der Projektlaufzeit stellte sich allerdings heraus, daß diese Zielsetzung auch nach innen eine ungeheure Wirkung entfaltete, die eng an die Etablierung dieses Netzwerkes gebunden war. So wurde den Adressatinnen selbst, also den türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen, erst durch die Arbeit des Projektes klar, daß sie eine große gesellschaftliche Gruppe darstellen. Diese eng an die oben benannte Zielsetzung angelehnte Zielangabe der Sichtbarmachung der türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen zeigte gleichfalls starke Effekte nach innen. Auch den Adressatinnen selbst wurde ihre Existenz als größere gesellschaftliche Gruppe erst durch die Arbeit des Projektes bewußt:

Dazu möchte ich vielleicht auch noch etwas sagen. Und zwar habe ich, also ich habe festgestellt, daß eigentlich auch die türkischen Mädchen und Frauen sich gar nicht so dessen bewußt waren, daß wir eigentlich so eine große Gruppe sind. Und bisher gab es das auch gar nicht, daß sich türkische Frauen untereinander so gut verständigt haben, also so eine Art Netzwerk aufgebaut haben. Also in jeder deutschen Frauenzeitschrift liest man von Netzwerken und allen möglichen Institutionen schon mehr oder weniger, die sich so etabliert haben, aber bei türkischen Frauen, die in Deutschland aufgewachsen sind, gab es das einfach bisher noch nicht, und dieses Projekt ist halt wirklich so verbindend, also z. B. an der Paderborner Uni hat sich das schon herumgesprochen und man tauscht sich dann noch einmal untereinander über die Seminare aus, plant etwas und spricht darüber, also das ist schon etwas ganz Neues, was auch verbindet und was einem auch so bewußt macht, daß man eben doch schon eine ziemlich große Gruppe ist und daß man sich gegenseitig sehr gut helfen kann. Auch außerhalb der Seminare muß ich sagen, also es ist jetzt nicht nur, daß man in die Seminare geht und etwas Gruppendynamisches erfährt über sich und andere und dann sich so wieder weit verbreitet, also verstreut in die Welt. Also das ist schon sehr positiv. (082739/757)

Die Etablierung dieses Netzwerkes hat nicht nur vielfältige Kontaktmöglichkeiten zwischen türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen eröffnet, sondern gleichzeitig die Bildung einer politischen Gruppe evoziert. Weil im Zuge dieser Etablierung sich überhaupt erstmals so etwas wie ein Bewußtsein über die Existenz einer gesellschaftlich relevanten Gruppe hergestellt hat, das die Adressatinnen nicht nur persönlich gestärkt hat, haben sich auch politische Handlungsoptionen dahingehend entwickelt, als Gruppe wirksam zu werden und in der Gesellschaft etwas verändern zu können. Beide Ebenen wurden hinsichtlich der Effekte der Projektarbeit von den Adressatinnen selbst immer wieder benannt:

1: Zentral verändert hat sich auch, daß man immer aufpaßt oder dafür sensibel ist, wenn man von Leuten hört, die einen türkischen Namen haben und die es zu etwas gebracht haben, wie man das so schön nennt. Also daß man dann da gleich aufhorcht und sagt: „Moment mal, die könnte ich vielleicht verwerten für das nächste Seminar, was ansteht.“ Und dann merkt man halt, daß es doch eine große Vielzahl von solchen Menschen gibt. Also daß es also gar nicht mal so wenig ist und dann wiederum der Effekt da ist: „Ach, ich stehe ja doch nicht alleine“, also das ist immer wieder der gleiche Prozeß, sei es in den Seminaren oder sei es dann halt außerhalb dieser Seminare, daß dann immer wieder gesehen wird, „oh, da gibt es den und den, der hat das und das gemacht und die und die, die hat das und das gemacht“, so daß man für sich selbst noch etwas herausziehen kann.

2: Also bei mir war es so, daß ich bei dem ersten Seminar, was ich besucht habe, da bin ich mit einem stärkeren Selbstbewußtsein rausgegangen. Das war wirklich so. Also es hatte nicht nur damit zu tun, daß ich gesehen habe: „Mensch, es gibt ja Leute, die eben etwas geschafft haben, türkische Mitbürger, die eben etwas sind oder in einer höheren Position sind“, nicht deswegen, sondern weil in der Gruppe man sich auch sehr gut verstanden hat und auch eben gemerkt hat, ja, man ist schon so, daß man die gleichen Probleme, die gleichen Sorgen oder auch die gleichen Freuden eben hat und diese teilt. Und das war für mich ein wahnsinnig schönes Gefühl oder Erlebnis. Bei dem danach, wo ich selbst auch mit P. zusammen moderiert habe, da habe ich dann dieses Gefühl, einfach etwas machen zu können, gehabt. Also irgendwie den Leuten, auch wenn das jetzt nicht großartig wahnsinnig viel gewesen ist oder auch wenn die Schülerinnen oder Studentinnen, die da waren jetzt nicht sagen würden: „Mein Gott, Ihr habt mein Leben verändert“, aber ich denke, wir haben einen Teil schon geschafft. Und ich finde das unwahrscheinlich schön, daß man dann sagen kann: „Ich denke, wir sind auf dem Weg, etwas zu verändern, auch in der Gesellschaft, in der türkischen Gesellschaft, oder auch mit der deutschen Kultur und mit der türkischen Kultur zusammen eben, oder so eine Brücke zu schlagen.“ Und das fand ich für mich selbst unwahrscheinlich schön, also einfach das Gefühl zu haben: „Mein Gott, Du tust etwas.“ (0821600/1645)

Alle anderen Modellprojekte, in denen diese Zielvorstellung genannt wurde, waren im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit angesiedelt. In diesen Projekten war diese Zielsetzung weit weniger zielgruppenspezifisch orientiert, sieht man von dem Projekt der AWO-Nürnberg ab, das die Beförderung des Kontaktes bzw. der Solidarität unter den Mädchen als nationalitätenübergreifende Herausforderung thematisiert hat. In allen anderen Projekten schien das Gewicht dieser Zielsetzung davon abhängig zu sein, welches ihr die MitarbeiterInnen zusprachen. Ob z. B. ein besonders Gewicht darauf gelegt wurde, schwierige Mädchen mit psychischen Problemen, behinderte Mädchen oder andere potentielle

Außenseitertypen in die Aktivitäten zu integrieren und darüber ein Gruppenzugehörigkeitsgefühl herzustellen, schien nicht nur abhängig von den Mädchen, die das Projekt aufsuchten, sondern entsprach vor allem den Wünschen der Mitarbeiterinnen, die Wert auf eine ‚warme‘ Atmosphäre legten. In einem Projekt wurde die Möglichkeit der Realisation dieser Zielsetzung direkt darauf zurückgeführt, daß die Mitarbeiterinnen selbst als Team eine Vorbildfunktion einnahmen und über das Handeln der Mitarbeiterinnen die Mädchen dazu angeleitet wurden, Solidaritäten zu anderen Mädchen herzustellen:

Also, ein wichtiger Punkt ist auch wieder die Vorbildwirkung von uns. Das ist mir so aufgefallen. Ich kann ja nicht ein Außenseitermädchen innerhalb einer Stunde integrieren. Das ist ein Prozeß. Und da ist mir aufgefallen, die Mädchen, wenn neue Mädchen z. B. kommen, so A. war von Anfang an hier und eine Außenseiterin aufgrund ihrer Verhaltensauffälligkeiten. Wenn neue Mädchen kommen und von uns wäre keine mit dabei in dem Moment, A. wäre alleine und da kommen neue Mädchen und die merken, mit A. ist etwas, was mit uns nicht ist, würden sie sie vielleicht, obwohl sie ja neu sind, vielleicht ein bißchen nach außen stellen. Aber dadurch, daß die sehen, wie wir mit A. umgehen, daß wir ganz normal mit ihr umgehen oder auch mit anderen Mädchen, die Außenseiter sind, gucken die sich das ab. Ich merke das, von uns hören die nie ein schlechtes Wort. Und mir fällt das auf, hier fallen solche Worte nicht. Ich war mal mit einem Mädchen zum DRK-Jugendzentrum wegen der Faschingsvorbereitungen, da saßen eben Jungen, die haben Skat gespielt, da fielen Worte, da hat man große Augen gekriegt. Also das war unmöglich. Bei uns fallen solche Worte eben nicht und von daher kommen auch von den Mädchen diese Worte nicht. Also das ist schon allein diese Atmosphäre, die dadurch irgendwo gestaltet wird, daß wir uns genau so verhalten und nicht anders. Das fängt an mit diesen Worten, daß die Mädchen sich nicht gegenseitig Worte an den Kopf schmeißen. Wenn ich merke, daß irgendwo Streitigkeiten sind, sage ich nur immer: „Hier ist gewaltfreie Zone, wenn Ihr euch schlagen wollt, geht nach draußen.“ Dann ist es meistens schon geklärt. Also, ich z. B. versuche das immer, ein bißchen auf die lustige Schiene zu bringen. Und dann merken die eben, wenn wir mit Mädchen, die eigentlich Außenseiter sind, ganz normal umgehen und die richtig mit einbeziehen, dann verhalten die sich genauso. Weil sie wollen ja von uns auch Aufmerksamkeit und Beschäftigung oder ein Problem gelöst haben. Und sie merken, daß wir helfen, wenn sie sich eben so verhalten wie es in diesen Räumen nun mal verlangt wird ohne daß es irgendwo geschrieben steht. Das, denke ich mal, sehen sie daran, wie wir uns verhalten. Das ist schon ein wichtiger Teil. (0321824/1872)

In diesem Projekt konnte in vielen Einzelfällen thematisiert werden, wie die Zielvorstellung der Beförderung des Kontaktes bzw. der Solidarität unter den Mädchen, die das Projekt aufsuchten und an dessen Aktivitäten teilnahmen, realisiert und was diesbezüglich von den Mitarbeiterinnen geleistet wurde. Auch in

den beiden anderen Projekten wurde an Hand eines veränderten Umgangs der Mädchen untereinander angeführt, wie die Kontakte sich zwischen den Mädchen verbessert haben und selbst solche Mädchen in die Gruppen integriert werden konnten, die eher ‚nicht gemocht‘ wurden. In dem einen Projekt, das Migrantinnen und Aussiedlerinnen als Zielgruppe hatte, wurde sogar angeführt, daß sich Freundschaften über (schwierige) Nationalitätsgrenzen (z. B. Türkinnen und Kurdinnen) hinweg entwickelt haben, was nicht nur für die Projektarbeit insgesamt ein bedeutsamer Effekt war, sondern auch positive Auswirkungen auf die Arbeit anderer Institutionen hatte. So wird nicht nur berichtet, daß die entwickelte Solidarität unter den Mädchen diesen selbst einen Zuwachs an Lebensqualität eröffnet hat, sondern daß sich gleichfalls durch die Aktivitäten des Projektes ihr Umgang untereinander in der Schule verbessert hätte und somit auch der schulische Kontext stabilisiert wurde:

SPI: Was, glauben Sie, hat sich noch für die Mädchen verändert?

Daß sich einfach für die Schule und dann dementsprechend auch für die Mädchen und für die Schülerinnen und Schüler, die da sind, vieles verändert hat. Also wenn ich einfach sehe, daß die Schülerinnen dann wirklich, also das sind die drei Klassen in der einen Schule und das ist, also am Anfang waren die schon eher verfeindet, also zumindest gerade mit dieser einen Klasse, die aus der Sonderschule kam, und da haben sich einfach wirklich Beziehungen, Freundschaften und Verwicklungen durch MIA sind da entstanden, die sicherlich dann allen Mädchen und allen Schülern zugute kamen. Ja, und den Mädchen selber. Mädchen, die irgendwie außen vor waren oder außerhalb in der Gruppe standen, jetzt integriert sind und einfach auch teilnehmen und auch zu Angeboten eingeladen werden oder Freundschaften gewonnen haben.

SPI: Haben sich da so Freundschaften entwickelt zwischen den unterschiedlichen Kulturen?

Ja. (0531482/1505)

Eine weitere Zielvorstellung, die projektübergreifend von Interesse war, war die der Anleitung zur Reflexion der Frauenrolle. Zwar spielte diese Zielsetzung nur in fünf Projekten eine Rolle, dennoch soll an dieser Stelle darauf eingegangen werden, weil hier eine Zielsetzung angegeben wurde, die unmittelbar dem politischen Anspruch und Bildungsdiskurs (‚Erkennen der gesellschaftlichen Situation‘) entsprang, der für die politische Ausrichtung der Mädchenarbeit – und ihre Einbettung in die Frauenbewegung – seit ihrer Entstehung bestimmend war.

Die Zielsetzung der Anleitung zur Reflexion der Frauenrolle sollte in den Modellprojekten vor allem immanent über provokante Einwürfe seitens der Mitarbeiterinnen realisiert werden, mit denen Mädchen zum Nachdenken gezwungen

werden. Teilweise wollte man dieses Ziel auch dadurch erreichen, indem Mitarbeiterinnen sich selbst als unorthodoxe, d. h. im klassischen Sinne ‚unweibliche‘ Reibungsfläche anboten, wodurch Gespräche mit und unter den Mädchen initiiert wurden. Um diese Zielsetzung zu realisieren, wurden aber auch Formen der Mädchengruppenarbeit eingesetzt:

SPI: Inwieweit ist es Ihrem Projekt gelungen, eine bewußte Auseinandersetzung mit der Rolle der Frau bei Mädchen zu initiieren? Was hat das Projekt dafür getan? Gibt es Beispiele?

Na, und dann wieder die Themen, z. B. Menstruation, z. B. Hexen, wo dann auch wirklich, also gerade bei Hexen habe ich gemerkt, da mußte ich beim ersten Mal z. B. habe ich da ein großes Blatt gemacht, Hexen hingeschrieben, und die sollten sich alles so aufschreiben, was sie dazu gedacht haben. Und wir haben das dann angeguckt, haben das ausgewertet, und haben aber zum Schluß, also durch die Mädels selber ist es aber raus gekommen, daß eine Hexe eigentlich eine weise Frau ist, Kräuterwissen hat und so, obwohl sie alles andere hingeschrieben haben und trotzdem, die wollten keine Hexen sein. Die wollten, ich bin dort nicht, habe ein großes Blatt gemacht, habe Frauen hingeschrieben, weil ich bin da nicht weiter gekommen, und da haben sie wieder, das war wirklich erschreckend, was sie da alles hingeschrieben haben, und wo sie sich aber dann zu einen Schluß, drei was raus suchen mußten, was sie wirklich an Frau, was sie da haben wollen, ...

SPI: Sie haben gesagt, erschreckend. Was ist denn da so erschreckend?

Na, erschreckend, die wollten, daß die Geschmack haben, die wollten wieder dick das ganze Aussehen wurde mit ganz vielen Wörtern und diese ganzen oberflächlichen Dinge kamen dort sehr viel. Und ich habe natürlich manchmal so mit hingeschrieben, Selbstvertrauen, und da kam dann Mut, also ich habe einfach auch mit hingeschrieben. Und dann haben wir geguckt, was das alles so gemacht ist, und die haben sich dann wirklich über dieses Oberflächliche nur unterhalten. Und da habe ich gedacht, scheiße, was machst du denn jetzt. Und da habe ich dann gesagt, so und jetzt tut ihr euch drei was aussuchen, was ihr, wo ihr sagt, das würde ich an Frau gefallen und so würde ich auch selber sein, und da kam das dann, also ich war richtig erleichtert, kam dann Mut, Selbstvertrauen, und was kam denn noch, also wirklich ein gutes Stichwort. Da kam noch was, jetzt fällt es mir nicht ein ... also drei wirklich gute Stichwörter. Wo man dann wirklich so über die Hintertür rein gekommen ist. Aber erst habe ich gedacht, indem man auch Körperbewußtsein macht, man guckt ja auch immer wieder auf Thema weiblich, mal immer wieder hin und man kommt auch in Gesprächen immer wieder rein. Und man bringt immer die Rolle Frau, Weiblichkeit mehr rein. (0424536/4597)

Insgesamt läßt sich für das Bundesmodellprogramm konstatieren, daß die Realisation dieser Zielsetzung nicht besonders erfolgreich war. In der Regel waren die Mädchen für Angebote und Maßnahmen, mit denen die Mädchen zu einer bewußten Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Situation der Frauen angeleitet werden sollte, noch zu jung. Der Wunsch zehnjährige bis vierzehnjährige Mädchen zu Reflexionen über gesellschaftliche Benachteiligungen von Frauen anzuleiten, war nicht besonders adressatinnenadäquat. Obwohl sich die Mitarbeiterinnen darum bemüht hatten, wußten die Mädchen nicht, „*was sie damit anfangen sollen*“ (0322345). In einem bestimmten Projekt gab es auch bestimmte Widerstände seitens der Mitarbeiterinnen selbst, diese Zielvorstellung tatsächlich umzusetzen. Diese Widerstände lagen in deren Sorge begründet, daß eine intensive Auseinandersetzung mit der Rolle und der gesellschaftlichen Situation von Frauen „*zu weit gehen könnte*“ (0322281) und man in Folge dessen spätere mögliche Partnerschaften mit Jungen gefährden könnte.

Auch in dem Projekt, das eine solche Auseinandersetzung über die Reflexion medialer Frauenbilder initiieren wollte, kann man nur bedingt von einem Erfolg sprechen, obwohl die Mädchen bzw. jungen Frauen in diesem Projekt deutlich älter und zugleich Gymnasiastinnen waren. Dies lag projektspezifisch aber eher an dem sehr geringen Zeitkontingent dieses Projektes¹⁶ und an der Vorrangigkeit der Entwicklung praktischer Fähigkeiten bei der Herstellung einer Filmproduktion. Zwar haben die TeilnehmerInnen infolge ihrer praktischen Erfahrungen auch gelernt, ‚Filme zu lesen‘, d. h. zu entziffern, wie sie gemacht werden und was mit ihnen intendiert ist, welches in der anschließenden Klausur deutlich wurde. Dieses ‚Lesen‘ konnte sich aber noch nicht geschlechtsspezifisch ausweisen. Erst über Nachfragen der Projektleiterin im Rahmen einer abschließenden Gruppendiskussion, die mit den Mädchen ein halbes Jahr nach Ende des Projektes durchgeführt wurde, konnte ein Prozeß der Reflexion über mediale Geschlechterkonstruktionen eingeleitet werden, infolge derer den Mädchen auch deutlich wurde, daß sie bei ihren eigenen produzierten Sitcoms „sehr nah am Rollenklischee waren und daraus auch nicht ausgebrochen sind“.¹⁷ Erst in dieser Gruppendiskussion wurde gleichfalls deutlich, daß die Mädchen für eine Auseinandersetzung um die Konstruktion von Frauen- und Männerbildern bzw. hinsichtlich Fragen einer geschlechtsbezogenen Ästhetik von Seiten der Schule überhaupt nicht vorbereitet werden. So konnten alle Schülerinnen auf die Frage der Projektleiterin, ob ihnen im Kunstunterricht auch Künstlerinnen und ihre Werke vorgestellt werden, keine Antwort geben, und es wurde deutlich, daß – selbst in einem Kunstleistungskurs – etwa während der Beschäftigung mit dem Dadaismus nie der Name der Künstlerin Hanna Höch fiel.¹⁸

16 Dieses Projekt hatte letztlich nur eine Laufzeit von einem knappen dreiviertel Jahr, währenddessen die Aktivitäten durchgeführt wurden.

17 Vgl. Unveröffentlichter Endbericht des Projektes des Jugendamtes Essen „Medienkompetenz für Mädchen – über den aktiven und passiven Umgang mit Video“. o. S.

18 Vgl. ebenda, o. S.

Die Zielvorstellung der Auseinandersetzung mit geschlechtsbezogenen Rollen (in diesem Fall mit der Männerrolle) wurde auch von dem jugenpädagogischen Projekt genannt. Hier erhielt diese Auseinandersetzung aber eine andere Wendung als in den Mädchenprojekten. Die Auseinandersetzung, die hier angestrebt wurde, bezog sich weniger auf die gesellschaftliche Situation von Männern oder gar auf eine Auseinandersetzung mit dem Machismo, sondern war an der Vermittlung und der anschließenden Reflexion eines positiven Männerbildes orientiert. Diese Vermittlung geschah in diesem Projekt aber nicht abstrakt, etwa indem Kategorien eines positiven Männerbildes entwickelt würden, sondern war in den Prozeß der pädagogischen Arbeit integriert:

SPI: Ich würde in dem Zusammenhang fragen wollen, was ist denn ein positives Männerbild? Was kann ich mir denn darunter vorstellen?

Ich denke, so vom Blickwinkel auf Jungen, daß ich nicht versuche, eben diese problematische Seite zu betonen oder den Jungen eben alles Schlechte dieser patriarchalen Welt aufzulasten und das in diese Arbeit mit einfließen zu lassen, sondern daß ich zunächst einmal die Sachen betrachte, die sie denn können, die sie gut können, wo sie vielleicht noch ein bißchen zulegen sollten, vielleicht eben diese Reflexionsebene, das ist für mich ein positives Bild im Herangehen in der konkreten Situation mit Jungen. Aber was das eben dann im Einzelnen ausmacht, das muß individuell bestimmt werden. Da wäre es für mich halt schwierig, dann wirklich zu sagen, ja, Jungen müssen so und so und so sein, die Form und das, das will ich nicht. Das will auch der Junge auch ganz sicher nicht.

Wir arbeiten da ja, ich weiß nicht, ob wir das damals auch erzählt haben, mit diesem Balancemodell, mit dem variablen Modell von balanciertes Junge-Sein, und das ist schon so etwas, wo ich sagen würde, das ist so ein Hintergrundmodell, das ist nicht ein Typ, da lassen sich nicht Typen ableiten, wie ein Junge sein soll, aber es läßt sich gut pädagogisch damit arbeiten in mehrfacher Hinsicht. Zum einen, daß man sich selber Bilder entwickelt, wie eigentlich die Jungen aussehen, die wir okay finden, also um das auch mehr registrieren zu können überhaupt, wo denn die Stärken oder die angenehmen und die schönen Seiten von Jungen sind, also das so zum einen. Oder auch als Umbewertung, daß Sachen, die oft in der Praxis als problematisch stigmatisiert werden, auch wenn sie problematisch sind, aber auch als eine Stärke gesehen werden können, z. B. Stärke der Präsentation, also was meist in der Praxis der offenen Jungenarbeit immer als problematisch definiert wird. Dann heißt es immer: „die Jungen“, auch wenn es nur ein Teil ist, „die Jungen sind immer so laut und wenn einer herein kommt, dann knallt er sich so in den Raum, daß jeder nur noch gucken muß“, und solche Sachen, aber da praktisch auch eine Qualität und eine Stärke drin zu sehen und zu sagen, ja, der kann sich präsentieren, wenn jeder hinguckt, wenn der hereinkommt, dann ist der wirklich da. Ist eine Stärke. Das ist so das eine, als analytisches und diagnostisches Instrument. Und auf der anderen Seite

aber auch, wo es dann pädagogisch wird, zu überlegen, was braucht der, wo kann ich ihm etwas anbieten, wo es noch mal andere Seiten zu entwickeln gibt oder Aspekte, Seiten ist vielleicht noch schwierig. Es geht nicht um Eigenschaften, auch nicht um Seiten, sondern um Aspekte zu entwickeln, wo er vielleicht einfach noch ein bißchen wenig Möglichkeiten hatte. Und also mein Menschenbild wäre da eben, daß diejenigen Jungen tatsächlich dann auch nicht gewalttätig und nicht übergriffig und nicht so arg sexistisch sind, die einigermaßen da in einer Balance, wo die anderen Aspekte eben auch entwickelt werden. Und da geht es nicht um männliche Eigenschaften oder weibliche Eigenschaften, sondern es geht um so Aspekte. (01022472/2590)

Da diese Zielsetzung einerseits sehr allgemein gehalten und andererseits sehr entwicklungsorientiert war, konnten tatsächliche Indikatoren, die die Realisation der Zielsetzungen beglaubigen, kaum ermittelt werden. Zwar wurden bei dem ein oder anderen Jungen Verhaltensänderungen entdeckt, aber genauso wurde gesagt, daß die Jungen „*eigentlich schon in Balance seien*“ (01022772). So wurde konstatiert, daß die Jungen deutlich zwischen ihren (medialen) Vorbildern und ihrer eigenen Person unterscheiden können und man ihnen gar kein positives Männerbild vermitteln müßte, da sie vor allem den Wunsch hegten, ‚normal zu sein‘. Eine (gesellschaftliche) Auseinandersetzung um Männlichkeitsbilder und Männlichkeitsvorstellungen wurde in diesem Projekt demzufolge nicht geführt.

Eine weitere, letzte Zielvorstellung, auf die an dieser Stelle eingegangen werden soll, betraf nur drei Projekte, da sie sich auf die Arbeit mit Migrantinnen bzw. Aussiedlerinnen bezog. Da diese Zielvorstellung aber in Hinblick auf diese Zielgruppe von herausragender Bedeutung ist, soll sie hinsichtlich ihrer Realisation überprüft werden, auch wenn sie unter projektübergreifenden Gesichtspunkten nur eine Zielsetzung u. a. zu sein scheint. Alle drei Projekte bezogen sich in ihrer Arbeit auf die Zielvorstellung der Integration, eine Zielsetzung, die das zentrale Codewort in der Arbeit mit Migrantinnen, Aussiedlerinnen oder anderen nicht-deutschen Nationalitäten zu sein scheint. (Insgesamt gewinnt man zunehmend den Eindruck, daß die Zielsetzung der Integration zu *der* originären Aufgabe sozialpädagogischen Handelns hinsichtlich dieser Bevölkerungsgruppen avanciert ist und das ein zunächst allgemein gesellschaftlicher Auftrag an das Handlungsfeld der Sozialpädagogik delegiert wird). Die Begrifflichkeit der Integration ist bekannterweise ein politisches Reizwort von inkonsistenter Bedeutung. Was also jeweils unter dieser Zielvorstellung genau verstanden wurde, und auf welchem Wege diese Zielsetzung eingelöst werden sollte, war deshalb von besonderer Relevanz.

Für die drei Projekte in diesem Bundesmodellprogramm spielte dabei eine Rolle, daß eines davon im Rahmen der politischen Bildungsarbeit operierte, während die beiden anderen Projekte im Feld der Mädchensozialarbeit angesiedelt

waren. Damit geht einher, daß über die Angebote der Projekte unterschiedliche Zielgruppen der oben benannten Bevölkerungsgruppen angesprochen wurden. Allein dieser Umstand war von *signifikanter* Relevanz. Die Arbeit mit Migrantinnen, Aussiedlerinnen oder anderen nicht-deutschen Nationalitäten war im Kontext der Jugendhilfe bisher immer gleichbedeutend mit Formen sozialpädagogischer Arbeit mit Marginalisierten. Ein Projekt, das darauf ausgerichtet war, ein Angebot für türkische Oberstufenschülerinnen und Studentinnen zu installieren, verwies deshalb allein durch seine Existenz auf eine gewichtige Differenz. Es veränderte eine in der Sozialpädagogik und Politik verfestigte Wahrnehmung, die die türkische Bevölkerung allgemein als marginalisiert und mit vielschichtigen wirtschaftlichen und sozialen Problemen konfrontiert und beladen sieht. Allein durch die Tatsache, daß es über dieses Projekt der politischen Bildungsarbeit gelungen ist, die wachsende gesellschaftliche Gruppe der türkischen AkademikerInnen in der deutschen und türkischen Öffentlichkeit sichtbar zu machen, konnte ein Effekt dahingehend erzielt werden, der Wahrnehmung der türkischen Kultur als ‚Gettokultur‘, die in gesellschaftlich abgegrenzten Bereichen existiert, entgegenzuwirken und statt dessen einen Blick auf eine heterogene und vielschichtige türkische Gesellschaft in Deutschland zu eröffnen. Auf der Ebene der Jugendhilfe wurde damit eine neue Zielgruppe erreicht, die bisher in deren Handlungsfeldern nicht bekannt war. (So berichteten etwa Mitarbeiterinnen der Thomas-Morus-Akademie, daß Kolleginnen aus der sozialpädagogischen Migrantinnenarbeit, die die Tagungen des Projektes besucht hatten, immer wieder ganz erstaunt waren, daß es die Zielgruppe der türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen überhaupt gibt).

Für die Zielvorstellung der Integration, die alle drei Bundesmodellprojekte verband, war daneben weiter von Bedeutung, daß in dem Projekt der politischen Bildungsarbeit, dem Projekt „Merhaba“, infolge der direkten Partizipation der Zielgruppe die Definition des Integrationsbegriffes von der Zielgruppe selbst vorgenommen wurde, während sie in den beiden anderen Projekte als Zielvorstellung der Mitarbeiterinnen in Blick auf ihre Adressatinnen angegeben wurde. Besonders für das erste Projekt kann man deshalb behaupten, daß hier Erkenntnisse dokumentiert werden können, die sich auf Vorstellungen der Integration beziehen, wie sie von den Adressatinnen selber formuliert wurden. Die Definition dessen, was in diesem Projekt unter der Zielsetzung der Integration begriffen wurde und wie diese im Zuge des Projektverlaufes eingelöst werden konnte, ist deshalb von besonderer Relevanz. Für das Projekt „Merhaba“ bildete die Zielvorstellung der Integration die Metaebene, unter die sich verschiedene Teilziele subsumieren ließen, oder anderes formuliert, um dem übergeordneten Ziel der Integration gerecht werden zu können, sollten zunächst Teilziele – so läßt sich aus den Erhebungen rekonstruieren – realisiert werden, die alle einen Schritt auf den Weg der Integration sind. Über Formen der (politischen) Bildungsarbeit als

gesellschaftlich bedeutsames Handlungsfeld können – so wird von der Zielgruppe konstatiert – diese eingelöst werden:

Nach meiner Meinung ist die Bildung auch ein Weg zur Integration. Und wenn wir uns bilden, denke ich mir, kommen wir uns näher, also gegenseitig, die deutsche Gesellschaft an die türkische oder umgekehrt. Und ich finde, wir wollen ja auch unsere Zukunft zusammen gestalten. Und dieses Projekt „Merhaba“ ist auch so ein Ziel dorthin. Was wir seit 35 Jahren nicht geschafft haben, möchten wir jetzt selbst in die Hand nehmen. (081485/492)

Dabei wurde ein besonderer Wert darauf gelegt, daß diese Form der Bildung sehr stark darauf zielt, eine ‚Lücke‘ in der Identität zu bearbeiten, weil eine gelungene Integration erst von Personen erreicht werden könnte – so wurde konstatiert – die sich ihrer selbst und ihrer Geschichte bewußt sind. Erst danach, wenn dieses Ziel erreicht wäre, könnte in einem weiteren Schritt auf die deutsche Gesellschaft zugegangen werden:

Ich denke auch einfach, daß Integration nicht bedeutet, daß man sich oder seine eigene Kultur total verleugnet oder mit der Zeit aufgibt, sondern einfach dazu steht. Und in der Weise sich mit der deutschen Gesellschaft einfach in einen Austausch begibt und einfach so miteinander anfängt zu leben und auch versucht, gegenseitig sich zu akzeptieren. Und deswegen finde ich es eben auch wichtig, daß wir uns erst einmal selbst kennenlernen, weil uns fehlen immer noch, okay, wir wurden türkisch aufgezogen, wir haben eine türkische Kultur, das auf jeden Fall. Wir sind auch sehr geprägt von unserer Muttersprache, aber wir haben trotzdem die Bedürfnisse, eben mehr zu wissen über uns auch, über unsere Geschichte, über unsere Kultur und über unser eigenes Land. Und ich denke, daß dieses Projekt eben dazu eine Gelegenheit bietet und wir durch dieses Projekt eine Art Selbstfindung erleben. Und das auch weiterhin ein Schritt zu einer richtigen Integration ist. Und diese Seminare vermitteln ja auch Wissen und halt Kenntnisse auf den Gebieten, in denen wir jetzt nicht so stark sind. Also ich denke, das Wissen an sich halt ein Element ist, uns zu selbstbewußten, na gut, selbstbewußt sind wir schon, aber zu reiferen Persönlichkeiten vielleicht zu bringen. Daß man, die deutsche Seite ist ja schon recht ausgeprägt bei uns, daß uns da vielleicht auf der türkischen Seite noch ein bißchen was fehlt. Und wenn wir das dann versuchen, komplett zu machen, daß man dann halt dieses Wissen auch vermitteln kann. (081493/518)

Diese Beschäftigung mit der eigenen Kultur und der eigenen Herkunft galt aber nicht als Weg einer Reethnisierung, sondern schien den Lebenslagen der dritten Generation zu entsprechen, die (fast) vollständig in Deutschland aufgewachsen ist und in der es starke Bestrebungen gibt, über diesen Rückzug sich ihrer (Herkunfts)-Identität zu vergewissern:

Ich denke, daß das keine Abkapselung ist, wenn man ‚zurück zu den Wurzeln‘ geht. Also ich denke, daß wir einfach unser Selbstbewußtsein stärken, daß wir wissen, wer wir selbst sind, und erst, wenn wir das können, erst wenn wir wissen, wer wir sind und wenn wir untereinander uns klargemacht haben, was wir wollen, können wir dann wiederum an die deutsche Gesellschaft treten und sagen: Wir sind die und die Person und wir möchten, daß Ihr uns so akzeptiert, wie wir sind. Und wenn das dann geschieht, denke ich, dann haben wir das Ideal geschaffen. (081740/748)

Ein besonderer Wert wurde deshalb auch darauf gelegt, daß man sich nicht nur nach ‚innen‘ hin als Gruppe konturiert, sondern auch nach außen, d. h., in der deutschen Öffentlichkeit sichtbar wird, um damit einerseits eine ‚positives Bild‘ von TürkInnen zu zeichnen und andererseits der deutschen Öffentlichkeit deutlich zu machen, daß auch die türkische Gesellschaft in Deutschland kein homogenes Ensemble ist, sondern eine differenzierte und vielschichtige Struktur hat mit ähnlichen gesellschaftlichen ‚Ungleichzeitigkeiten‘, wie sie für die deutsche Kultur maßgebend sind. Auch hierin wurde ein Weg hin zur gesellschaftlichen Integration erblickt:

Ich finde, wir haben noch gar keinen Platz. Also, wir haben schon irgendwo einen Platz, aber der ist noch nicht so akzeptiert von der Öffentlichkeit. Wir sind ja irgendwo türkische Studierende, die eigentlich zwar selbstverständlich im Unibild sind, also wir leben mit den deutschen Studierenden zusammen, aber ich denke, daß das den meisten Deutschen noch nicht bewußt ist, daß es uns gibt. Und unser Platz ist zwar da, aber noch nicht wahrgenommen. Und ich denke, daß wir das noch weiter in den Vordergrund rücken müssen. Und dadurch halt die Integration irgendwo fortbilden. Also daß wir einfach sagen: Uns gibt es auch und wir sind auch da und wir sind weder Problemkinder noch sind wir eingedeutscht. Wir sind halt ganz normale Türkinnen, die in Deutschland leben, die beide Seiten haben, also wie zwei Seiten von einer Münze, und uns kann man nicht trennen. Man kann nicht sagen, wir sind deutsch oder türkisch. Wir sind deutsch-türkisch. Und dann halt uns so akzeptiert. Und um das zu akzeptieren, müssen wir erst mal wahrgenommen werden. (081567/582)

Im Zuge des Projektverlaufes von „Merhaba“ hat sich das ‚Metathema‘ der Integration verschoben zu einen ‚Subthema‘. Die Zielvorstellung der Integration hat sich mehr oder minder verkehrt in einen ‚Untertext‘, d. h. sie lief bei den verschiedensten Aktivitäten und Seminaren des Projektes gleichsam mit. Diese Zielvorstellung schien sich im Verlauf des eigenen Handelns gleichsam einzulösen, oder anders formuliert, die Möglichkeiten des aktiven Handelns produzierte das Ziel als Effekt des eigenen Tuns. Sie wurde damit zur selbstverständlichen Alltäglichkeit und verlor die Dimension eines abstrakten Zieles, ohne daß sie gleich einer sozialpädagogischen Methode ‚runtergebrochen‘ worden wäre auf die Praxis. Im Zusammenhang mit der Zielvorstellung der Integration gewann

der Aspekt der ‚Sichtbarmachung‘ der Zielgruppe sowohl nach innen wie nach außen eine besondere Relevanz, wobei die Bedeutung nach innen im Zuge des Projektverlaufs ein genauso starkes Gewicht erhielt, wie nach außen, d. h. gegenüber der deutschen und türkischen Öffentlichkeit. Bezüglich ihrer Realisation konnten von dem Projekt zahlreiche Effekte benannt werden. Sie haben sowohl auf Seiten der türkischen wie auch der deutschen Öffentlichkeit eine breite Resonanz erfahren. Die türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen konnten sich als türkische Akademikerinnen nicht nur als Gruppe konturieren und damit aus der vorhandenen Vereinzelung heraustreten, sondern sie haben vorrangig über die türkische und deutsche Presse auch eine breite Wirkung in der Öffentlichkeit erzielt, so daß sich zahlreiche Personen für ihr Projekt interessiert zeigten. Die Gruppe ist als gesellschaftliche Gruppe in den Blick gekommen, wie eine Teilnehmerin der begleitenden Arbeitsgruppe konstatierte. Besonders hinsichtlich der türkischen Gesellschaft in Deutschland und ihrer Unterstützungssysteme haben sie eine breite Resonanz erfahren:

Auch seitens der türkischen Gesellschaft, sind die jetzt hellhöriger geworden, also sie kannten diese Gruppe auch noch nicht. Auch seitens der Referenten. Die Referenten, die zu uns kommen, sind ja schon in bestimmten Positionen tätig. Und die wußten auch nicht, daß es überhaupt diese Zielgruppe gibt und wie stark die ist. Dadurch ist das auch entstanden, beispielsweise sind viele Referenten auch beispielsweise in Vereinen und Institutionen tätig und die, dadurch bekommen wir auch sehr viel Unterstützung von anderen, beispielsweise jetzt Herr C. erwähnt, der unterstützt also in dem Sinne, daß er jetzt Presseleute mitbringt, das Projekt auch in den Institutionen oder jetzt bei den Vereinen bekannt macht, bei Konsulaten, richtigen Leuten vermittelt, das ist natürlich auch seitens der Referenten sehr gut angenommen, und die sind auch hellhöriger geworden und sehen auch, daß da so eine Macht dahinter steckt, also die müssen gefördert werden, die jungen Leute, wir dürfen die nicht alleine lassen. Also das war jetzt auch ein positiver Aspekt. (0821829/1843)

Bei diesen Unterstützungsleistungen gegenüber einer aufstrebenden jungen türkischen Generation konnten auch zahlreiche prominente Türken wie z. B. der türkische Chefdesigner von Daimler-Chrysler gewonnen werden, die ein breites Engagement entwickelten, die junge Generation der türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen auf ihrem Weg in die (deutsche) Gesellschaft zu unterstützen. Daß über den Faktor der ‚Sichtbarmachung‘ tatsächlich eine Weg hin zur gesellschaftlichen Integration beschritten werden konnte, wurde gleichsam negativ, durch bestimmte Resonanzen in der deutschen Öffentlichkeit bestätigt. Hier schienen die Effekte des Projektes – was auch von einem Einzelprojekt nicht zu erwarten ist – einen geringeren Niederschlag zu finden:

Ich finde, außerhalb von akademischen Kreisen ist es sehr schwer, darüber zu sprechen, also ich mache das so im Rahmen von so islamischen Vorträgen, und

dann spreche ich also auch dieses Projekt an, also nicht unbedingt, daß ich Werbung dafür mache, aber ich sage: „Ja, da gibt es also auch solche Dinge“, und ich erlebe immer wieder, daß es so ein stereotypes Bild gibt von Muslimen, von Türken in Deutschland. Und das ist auch das, was ich immer in diesen Diskussionen erfahre, daß sie immer sagen: „Ja, die wollen doch gar nicht“ oder „Die Frauen müssen immer hinter den Männern hergehen“ und so diese ganzen Klischees, wo man irgendwie denkt, ja mein Gott, eigentlich das ist doch jetzt, eigentlich sollte man meinen, wenn man mal so ein bißchen interessiert ist, dann ist das überholt, aber das ist keinesfalls überholt, und ich finde es unheimlich schwer, dagegen anzureden, und ich rede und rede und rede und bin am Ende. Und nach so einer Diskussionsrunde, dann gehen sie raus, und dann sagt der Mensch, mit dem ich also lang und breit diskutiert habe, dann murmelt der irgendwie: „Eigentlich sind die ja doch 300 Jahre zurück.“ Und das ist schon relativ schwierig, dieses Bild aufzuweichen und neulich habe ich mal eine andere Erfahrung gemacht, da habe ich in einem anderen Kreis davon erzählt, der so ein bißchen offener war und da sagten die hinterher, da kamen mehrere zu mir an: „Ach, das ist ja ganz interessant und das habe ich gar nicht gewußt, und wo lernt man denn solche Frauen z. B. kennen, die jetzt ganz anders sind, als die, die ich immer so als Putzfrau sehe?“ Ja, weil die haben auch mal gefragt „Was denken die denn?“ Ja, das dürfen Sie mich nicht fragen, was die denken, erstens gibt es nicht „die“, zweitens müssen sie die Leute selber fragen, was, wenn die schon „die“ sagen, was die denken, ja. Sie können mich fragen, was ich denke. „Ja, wo treffe ich die denn?“ „Das weiß ich jetzt auch nicht, wo Sie die treffen.“ Da muß man eben auch gucken, wenn man jemandem mal begegnet, der gar nicht so in dieses Klischee rein paßt, daß man den vielleicht auch mal, also daß man sich bemüht, den näher kennenzulernen. Aber ich denke, es gibt eben so bestimmte Klischees in der deutschen Öffentlichkeit, gegen die man ganz, ganz schwer ankommt. (0822004/2042)

Dieses Beispiel verdeutlicht noch einmal eindringlich die verfestigten Auffassung von *den* TürkInnen in der deutschen Öffentlichkeit und läßt – bezogen auf das Feld der Jugendhilfe und im Zusammenhang des Bundesmodellprogramms – deutlich werden, wie notwendig es war, diese Zielgruppe im Rahmen der politischen Bildungsarbeit zu gewinnen. So wurde allein schon durch die Existenz dieses Projektes ein Weg beschritten, über den die verfestigten Stereotypen von *den* Türkinnen aufgeweicht werden konnten und können.

In den beiden anderen Projekten, die als Zielgruppe Migrantinnen und Aussiedlerinnen hatten, spielte die Zielvorstellung der Integration ebenfalls eine dominierende Rolle. Dabei wurden in diesem Projekten, die beide mit binationalen Teams gearbeitet haben, unterschiedliche Akzente gesetzt. Während in dem einen Projekt ein besonderer Wert darauf gelegt wurde, der Zielgruppe Möglichkeiten zu eröffnen, die einheimische Kultur mit der deutschen zu verbinden, setzte das andere Projekt vorrangig darauf, seiner Zielgruppe ein Gefühl zu ver-

mitteln, daß ‚sie dazu gehört‘ und daß sie ihre Lebenswelten in die deutsche Kultur integrieren kann. In beiden Projekten wurde für eine weitgehende Realisation dieser Zielvorstellung die Bedeutung und Stärkung des kulturellen Hintergrundes der Migrantinnen und Aussiedlerinnen angeführt:

Ich finde auch ganz wichtig, daß diese Bewußtmachung, daß das, was eben diese 13 oder 14 Jahre vorher bisher lief, daß das nicht alles über Bord geschmissen werden muß, sondern daß an beiden Kulturen das Positive einfach gesehen wird oder für sich rausgenommen wird. Also die positiven Seiten beider Kulturen, das ist für mich Integration. Also nicht entweder das oder das.

Ich möchte noch kurz was ergänzen, also was bedeutet für mich Integration. Also ich denke schon, zu bewirken, daß da ein Stück weit ein Selbstbewußtsein auch da ist. Also das finde ich ganz wichtig, daß die Mädchen sich selber nicht so zurücknehmen. Ich bin ja nur eine ‚Türkin‘ oder ich komme halt aus Vietnam, aber ich bin hier ja gar niemand. Also ich finde es schon wichtig, so die eigenen Wurzeln zu betonen. Vielleicht ist es das oder, also um den Mädchen klarzumachen, was jetzt 10 Jahre oder was weiß ich, das ist nicht schlecht und das, was jetzt hier ist, das ist gut oder so, sondern daß sie das einfach für sich verbinden. Also das, denke ich, ist wichtig. Und die Gefahr besteht, ich meine, das weiß ich selber auch aus meiner Erfahrung, daß man sehr schnell das, was war, wegläßt, weil das ja was Minderwertiges war. Und man kommt hierher, und es ist hier eine hochwertige Gesellschaft, und was in Vietnam oder in Rumänien, das ist ja alles irgendwie hinterwäldlerisch. Es ist aber so nicht. Also, ich denke, ich bin froh, daß ich da herkomme. Und das bei den Mädchen zu erreichen, das fände ich toll. (051630/702)

Während bei dem einen Projekt dieser Ansatz mehr nach innen, bezogen auf die individuelle Entwicklung der anwesenden Mädchen vertreten wurde, wurde bei dem anderen Projekt Wert darauf gelegt, die Thematik unterschiedlicher Identitäten in die deutsche Öffentlichkeit zu transferieren, etwa in einem durchgeführten Videoprojekt, um auf diesem Wege eine Wertschätzung für die (anderen) Lebenswelten der Aussiedlerinnen und Migrantinnen zu erzielen. In beiden Projekten konnte während der Projektlaufzeit dokumentiert werden, daß sich die eigene und fremde Wertschätzung der Migrantinnen und Aussiedlerinnen bezogen auf ihren kulturellen Hintergrund erhöht hat, ohne natürlich ihre gesellschaftliche Situation generell verändern zu können. So wurde in dem einen Projekt berichtet, daß ein Schritt der Realisation der Zielvorstellung der Integration über partizipative Formen der öffentlichen Artikulation erzielt wurde, in denen sich die Zielgruppen präsentieren konnten:

Ich habe auch zuerst sehr genau überlegen müssen, gerade bezüglich der Integration. Ich glaube aber, daß es so ist, also ich nehme mal zwei Personengruppen raus, damit man es vielleicht eher festmachen kann, also ich nehme einmal

diese kurdischen Mädchen raus und nehme jetzt tatsächlich mal die älteren Aussiedlermädchen als Gruppe. Bei beiden Gruppen bin ich überzeugt, daß es sich für die Mädchen das Gefühl, hier dazu zu gehören, positiv verändert hat. Und zwar deshalb, weil sie sich ernst genommen fühlen, weil sie mitbekommen haben, es interessiert sich jemand für ihre Situation, weil sie konkrete Möglichkeiten bekamen, sich zu artikulieren und nach außen zu gehen mit ihren Anliegen. In beiden Fällen, vielleicht um es mal zu benennen, woran es festzumachen ist, im Fall der kurdischen Mädchen z. B., indem sie Fora bekamen, wo sie die Situation der Kurdinnen oder überhaupt von Kurdistan aus ihrer Sicht darstellen durften, ‚Stammtisch politisch interessierter Frauen‘ als ein Thema, Jugendeinrichtung als eine Situation, ein anderes Mal in einer Jugendeinrichtung; bei den Aussiedlermädchen ganz gezielt durch das Videoprojekt (das wesentliche Angebot, über das Aussiedlerinnen erreicht werden konnten D. M.), was z. B. auch zur Folge hatte, daß sie als Personengruppe der Aussiedlermädchen zum Sozialbürgermeister hin sind, ein Interview mit ihm geführt haben, was er eigentlich tut in der Stadt für sie. Ich glaube, auf die Idee wären sie ohne uns nie gekommen, sich auch so etwas zu trauen und es war wirklich sehr provokant und sehr gezielt anzugehen. (061809/832)

In dem anderen Projekt wurde die Realisation der Zielsetzung vor allem damit begründet, daß die Mädchen sich insgesamt in Deutschland in der Zwischenzeit wohler fühlten und sie dies auch in ihrem Alltag kundtun:

SPI: Fühlen sich die Mädchen inzwischen anders in diesem Land als vor dem Start des Projektes, jetzt fokussiert auf die Zielsetzung der Integration? Kann man das so sagen, ist da etwas passiert?

Also ich denke, das kommt automatisch mit dieser Entwicklung, daß sie mehr Selbstbewußtsein entwickeln, sich in ihrer Klasse wohler fühlen, ich denke, somit fühlen sie sich jetzt hier auch in diesem Deutschland auch wohler. Ich denke, das ist so Alltägliches, was ihnen das Leben angenehmer macht oder mit dem sie sich schon angefreundet haben.

SPI: Woran machen Sie das jetzt fest, woran merken Sie das?

Die sind wacher und haben Mut zu sagen, was ich will und was ich nicht will. Und ich meine, das macht mir das Leben in einem anderen Land ja auch leichter, wenn ich meine Bedürfnisse mitteile. So würde ich das sagen. Ich denke auch so ein selbstbewußterer Umgang mit ihrer Herkunft, also selbstbewußterer, sicherer Umgang, das ist eigentlich auch ein Schritt zur Integration. (0521132/1155)

Ein wesentlicher Faktor dafür, daß die Mitarbeiterinnen angeben konnten, die Zielvorstellung der Integration in einem ersten Schritt befördert zu haben, hatte seine Gründe darin, daß sowohl in dem einen wie in dem anderen Projekt den

Adressatinnen von den Mitarbeiterinnen eine positive Resonanz auf ihre Person und ihre kulturelle Herkunft vermittelt wurde. Wenn man den Bezug zwischen der angegebenen Zielsetzung und ihrer Realisation genauer analysiert, kommt man zu dem Schluß, daß sich dieses Ziel in dem konkreten Kontakt zwischen den Mitarbeiterinnen und den Mädchen und ihrer Lebensgeschichte im Verlauf einer längeren Beziehungsgeschichte einlöst hat. Das Modellprojekt als Ort und die Mitarbeiterinnen als Personen wurden für die Migrantinnen und Aussiedlerinnen zum Fluchtpunkt von Integrationsbewegungen. In dem Projekt und vermittelt über die anwesenden Mitarbeiterinnen konnten sich auf Seiten der Mädchen Prozesse der Reintegration der eigenen vergangenen und oft verdrängten kulturellen Herkunftsgeschichte abspielen, infolge dessen die eigene Identitätsgeschichte wieder einen positiven Einsatz erhielt. In diesem Zusammenhang kam den Mitarbeiterinnen und ihren Fähigkeiten, einen Kontakt zu den Mädchen herzustellen und ihnen eine Resonanz auf ihre kulturelle Identität zu geben, eine besondere Bedeutung zu. Beide Teams kamen von daher zu der – nicht überraschenden – Aussage, daß ‚interkulturelle Kompetenz‘ ein wesentlicher Faktor in der Arbeit mit Migrantinnen und Aussiedlerinnen sei. Der Faktor der ‚interkulturellen Kompetenz‘ muß an dieser Stelle auch deshalb besonders betont werden, weil die Mitarbeiterinnen in diesen Projekten im Augenschein der benannten Zielgruppen keine ‚individuellen‘ Personen sind, sondern als Mitarbeiterinnen eines Verbandes die deutsche Gesellschaft repräsentieren.

3.4.2 Effekte der Aktivitäten: MultiplikatorInnen

An dieser Stelle sollen die Effekte in den Blick genommen werden, die sich auf die Ebene der MultiplikatorInnen beziehen lassen. Auffällig ist, daß die Ebene der MultiplikatorInnen von zwei Ausnahmen abgesehen deutlich weniger im Mittelpunkt der jeweiligen Projektarbeit stand als die Arbeit mit der Zielgruppe der Mädchen. Dies läßt sich allerdings deutlich mit der Auswahl der Projekte durch den Auftraggeber begründen, die von ihren Zielsetzungen vorrangig praxisorientiert waren und weniger strukturell ausgerichtet. Zwar wird die Aufgabe der MultiplikatorInnenarbeit von allen Projekten bei der Ersterhebung angeführt, im Laufe der Programmlaufzeit zeigte sich aber, und diese Tendenz läßt sich programmübergreifend dokumentieren, daß diese mehr oder minder den Status einer Zusatzaufgabe neben der eigentlichen Arbeit mit der Zielgruppe der Mädchen und jungen Frauen besaß. Um die Effekte dieser Arbeit zu analysieren, sollen zunächst die Projekte in den Blick genommen werden, bei den die MultiplikatorInnenarbeit weniger im Mittelpunkt der eigenen Arbeit stand.

Als zentrale Bezugsgruppe dieser Projekte wurden LehrerInnen als MultiplikatorInnen einer geschlechtsbezogenen Arbeit benannt. Dieser Tatbestand läßt sich dadurch erklären, daß fast alle diese Projekte mehr oder minder intensiv mit der Institution Schule kooperierten, die Lehrerinnen und Lehrer also direkte An-

sprechpartnerInnen der Projekte waren. Die Effekte dieser Form der MultiplikatorInnenarbeit waren allerdings sehr begrenzt. In den positiveren Fällen wurde davon berichtet, daß sich sowohl Lehrer wie Lehrerinnen (bezogen auf das Geschlecht der LehrerInnen ließ sich hinsichtlich des Bundesmodellprogramms *kein* signifikanter Unterschied dokumentieren) überhaupt der Thematik Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit geöffnet hätten:

SPI: Dann würde mich die andere Ebene noch mal interessieren. Sie haben auch viel MultiplikatorInnenarbeit gemacht mit LehrerInnen usw. Können Sie sagen, daß Sie auf der Ebene der MultiplikatorInnenarbeit Erfolge hatten? Gibt es jetzt LehrerInnen, die sagen, wir machen jetzt auch geschlechtsspezifische Arbeit, in irgendeiner Form?

Ja. Doch. In einer gewissen Weise, denke ich, haben wir da bei einigen doch zumindest den Stein des Anstoßes gegeben, daß man darüber nachdenkt, daß gerade auch in der Schule geschlechtsspezifische Arbeit doch wichtig ist. Ich denke, daß unsere Mitarbeit dort entscheidend mit war, um Inhalte mit hinein-zubringen und daß diese Problematik Zusammenarbeit Mädcheneinrichtungen und Schulen eine wichtige ist und auch über die öffentlichen Träger auch weiter transportiert werden muß, weil an bestimmten Stellen ja auch erkannt worden ist, daß also diese koedukative Erziehung natürlich ein wichtiger Aspekt bei der Entwicklung der Pädagogik gewesen ist. Aber daß man jetzt doch stärker auch wieder diese Geschlechterspezifik, also das haben wir herangezogen. Also daß z. B. die Frau L. von mir den Auftrag hat, also wenn sie zu Herrn H. geht, ihm zu sagen, daß dieses Projekt nicht gemacht wurde, um denen ein Vergnügen zu bereiten, sondern ganz spezifisch auch mal festzustellen ist, wie Mädchenarbeit an der Schule funktioniert. Und das hat er ja, das erste Jahr hat er das ja auch gesagt, daß also man mit Mädchen gut arbeiten kann. Und daß Mädchen konzentrierter arbeiten und daß Mädchen effektiver arbeiten und, und. Bloß man muß dann nachher sagen, und deshalb machen wir Mädchenarbeit und deshalb ist es wichtig, daß in den Schulen auch spezielle Mädchen ...

SPI: Aber es wird jetzt nicht weiter in den Schulen gemacht, sondern das war so ein einmaliges Projekt, oder haben die das jetzt aufgegriffen?

Nein, also die Schule, mit der Schule in S. werden wir zukünftig auch wieder, so wir denn die Möglichkeit haben, ein Mädchenprojekt machen.

SPI: Es ist dann so, daß Sie den Eintritt da geschafft haben, um Mädchenarbeit machen zu können.

Ja, den Eintritt wieder mit künstlerischen, mit niedrigschwelligen Sachen, um uns einfach die Tür zu öffnen für gute Inhalte, inhaltliche Arbeit. Aber sicherlich auch, weil der Direktor und die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dort sich geöffnet haben. Und das hat zwei Jahre gedauert. (0221111/1177)

In mehreren Projekten wurde allerdings auch berichtet, daß sie hinsichtlich der ‚Verbreitung‘ eines geschlechtsbezogenen Ansatzes ‚gar nichts‘ erreicht hätten. Zwar seien die LehrerInnen bereit gewesen, mit den MitarbeiterInnen der Projekte zusammenzuarbeiten, weil durch deren Arbeit die LehrerInnen entlastet würden, aber diese Zusammenarbeit erfolgte ohne genauere Zielbestimmung und ohne einer geschlechtsbezogenen Sichtweise eine besondere Bedeutung zuzumessen. Die MultiplikatorInnenarbeit verlief hier eher unter der Prämisse, daß einerseits die ProjektmitarbeiterInnen den Kontext Schule und die LehrerInnen nutzten, um dort und über diesen das Projekt bekannt zu machen und Mädchen zu rekrutieren, während andererseits die LehrerInnen durch die MitarbeiterInnen der Projekte eine direkte Unterstützung erfahren haben, etwa in der Form, daß diese ihnen eine Stunde ‚Sexualkundeunterricht‘ abnahmen. Die angestrebte Qualifizierung der LehrerInnen durch die ProjektmitarbeiterInnen hinsichtlich eines geschlechtsbezogenen Arbeitsansatzes konnte nicht erreicht werden. Teilweise hatten die MitarbeiterInnen der Projekte auch nach drei Jahren Projektlaufzeit noch immer mit erheblichen Widerständen zu kämpfen, etwa indem ihnen von LehrerInnen weiterhin unterstellt wurde, die erreichte Koedukation wieder rückgängig machen zu wollen. In einem anderen Projekt wurde sogar dezidiert von einer Ablehnung der Mädchenarbeit berichtet:

SPI: Was haben Sie bei den MultiplikatorInnen der Mädchenarbeit wie LehrerInnen usw., was haben Sie da erreicht, wenn Sie mal in diese Richtung gucken?

Also ich glaube, da sind die Effekte noch mittelbar, also sehr mittelbar. Unsere Kontakte mit Lehrern und das dann erzählen und darüber reden und die nicht mehr gleich so mit ihrer Ablehnung kommen, aber Ablehnung ist eigentlich das, was uns am meisten entgegenkommt. So: „Ist denn das nötig, muß man das machen?“ Also zumindest ist das meine Erfahrung. Ich weiß nicht, warum man schon immer wieder und wieder das erklären muß.

SPI: Man muß es immer wieder rechtfertigen? Ist das wirklich so?

Ja. Wir haben in der Broschüre explizit die Angebote auch für die Schulklassen drin, und wir können nicht sagen, daß die Lehrer hier reihenweise ankamen und sagten, wir müssen also mal unbedingt ein geschlechtsspezifisches, getrenntes Projekt oder so haben, also wir versuchen das dann schon, aber es ist nicht so, daß die da nun die Tür deswegen einrennen. Lehrer ist da auch ein ganz schwieriges Feld für dieses Thema. Also, in einer Schulklasse, da hatte ich erwähnt, daß halt demnächst im Mädchenraum so ein Workshop wieder stattfindet zu Liebe und Beziehung und so, und da meinte die eine Lehrerin gleich: „Aber für Jungen ist das doch genauso wichtig, wenn nicht gar noch wichtiger.“ (0131884/1517)

Bezogen auf die LehrerInnen als MultiplikatorInnen geschlechtsbezogener Arbeit konnten im Rahmen dieses Bundesmodellprogramms kaum wesentliche Effekte erzielt werden. Dies läßt sich aber wohl weniger mit der Arbeit der jeweiligen Projekte begründen, als vielmehr durch die institutionellen Schwierigkeiten, die einer Vernetzung von Jugendhilfe und Schule generell entgegenstehen (vgl. 3.5) und die von sozialpädagogischen MitarbeiterInnen kaum aus dem Weg geräumt werden können. In diesem Sinne war auch nicht zu erwarten, daß eine Qualifizierung der LehrerInnen hinsichtlich geschlechtsbezogener Arbeitsansätze statusbezogen, gleichsam ‚von unten‘, durch die sozialpädagogischen MitarbeiterInnen in den Bundesmodellprojekten gelingen würde. Da die Rahmenbedingungen für eine Zusammenarbeit von LehrerInnen und SozialpädagogInnen allgemein als schwierig gelten, kann daher konstatiert werden, daß es durchaus als Erfolg gewertet werden kann, daß es den MitarbeiterInnen der Projekte überhaupt möglich war, Kooperationsbezüge mit LehrerInnen aufzubauen und einen geschlechtsbezogenen Arbeitsansatz in der Schule umzusetzen.

Andere MultiplikatorInnen sind in diesen Projekten, in denen die MultiplikatorInnenebene weniger im Mittelpunkt der eigenen Arbeit stand, nur begrenzt angesprochen worden. So wurde von einem Projekt noch die Qualifizierung der männlichen Mitarbeiter des eigenen Trägers als positiver Effekt des Projektes benannt. Während bezogen auf ein weiteres Projekt angeführt werden kann, daß die MitarbeiterInnen des Bundesmodellprojektes mit ihrer Arbeit dazu beigetragen haben, daß MitarbeiterInnen in umgrenzten Jugendeinrichtungen von ihrer Arbeit profitiert haben und hinsichtlich einer geschlechtsbezogenen Sichtweise qualifiziert wurden. Daneben gab es einige Ansätze, ehrenamtliche MitarbeiterInnen, vornehmlich ältere Mädchen für das Projekt zu gewinnen. Dieses ist allerdings vor allem in dem Projekt gelungen, in dem eine Arbeitsgruppe der angesprochenen Zielgruppe das Projektes selbst mit geplant, durchgeführt und begleitet hat (vg. 3.4). In anderen Projekten handelte es sich dabei um einmalige Angebote und Maßnahmen der Projekte, entweder indem ältere Mädchen jüngere Mädchen in bestimmten Kursen, wie ‚Nagelpflege‘ oder Nähkursen, angeleitet haben oder – in etablierterer Form – indem ältere Mädchen als JugendgruppenleiterInnen ausgebildet wurden, um die Betreuung jüngerer Mädchen zu übernehmen. Letzterer Ansatz war bei zwei Projekten erfolgreich, konnte sich – nachdem die ehrenamtlichen Mädchen wegen ihrer Ausbildung die Stadt verlassen hatten – aber nicht projektbezogen etablieren.

Andere, präzisere Aussagen lassen sich für die vier Projekte treffen, für die die MultiplikatorInnenarbeit im Rahmen ihrer jeweiligen Projektarbeit zentral war. In einem dieser Projekte sollte im Blick auf die MultiplikatorInnenarbeit, die eine der drei Säulen der Projektarbeit ausmachte, ein trägerübergreifendes Weiterbildungscurriculum für eine geschlechtsbezogene Jugendarbeit erstellt werden, um den eigenen Träger geschlechtsbezogen zu qualifizieren und darüber hinaus insgesamt dazu beizutragen, Mädchenarbeit wie Jungenarbeit in der länd-

lichen Region zu etablieren und auch zur Qualifizierung der koedukativen Ansätze beizutragen. Dieses Weiterbildungscurriculum, das ein Qualifizierungsmodell für haupt- und ehrenamtliche MitarbeiterInnen in der Region darstellen sollte, wurde in weitgehender Kooperation mit anderen Institutionen vor Ort, vor allem mit der Uni Dresden (Böhnisch, Funk, Möller) entwickelt. Im Rahmen der Schlußerhebung konnte allerdings nur benannt werden, daß dieses wohl erarbeitet wurde, es aber im Rahmen der Projektlaufzeit nicht umgesetzt werden konnte:

SPI: Was macht denn die Weiterbildung? Das Weiterbildungscurriculum?

An das hab ich jetzt gar nicht gedacht. Also es ist jetzt so, das hatte ich schon mal angedeutet, daß ich das nicht allein gemacht habe, daß wir das praktisch überregional angeboten haben. Das ist eine Arbeitsgruppe, die halt entstanden ist aus, aus der Heide Funk, die Berit Möller macht mit und die W., die ist jetzt Geschäftsführerin von der LAG Mädchen und junge Frauen, die war vorher an der Uni hier in Dresden, der L., der ist an der Uni, der R., der ist jetzt im Europa-Center, der macht nur sporadisch mit, weil er jetzt einen anderen Job hat und anderweitig eingebunden ist, ja und ich. Wir sind jetzt soweit gekommen, daß wir sagen, wir wollen, also unser Traum von einer festen Installierung also, daß wir auch Stellen gefördert kriegen, haben wir erst mal ad acta gelegt, das funktioniert nicht, auch nicht mit einer Lobby. Also wir haben dieses Jahr im Februar ein Fachgespräch gehabt, wo der Prof. Böhnisch und ich praktisch die Landjugend eingeladen haben, es waren auch Vertreter aus Politik usw. da, also es war schon ganz günstig, aber selbst mit einer Lobby usw. ist es kein Thema, also geschlechtsbezogene Arbeit, und wir haben halt gesagt, wir müssen jetzt irgendwas auf die Reihe kriegen, daß wir einfach anfangen mit der Weiterbildung, und sind jetzt soweit, daß wir sagen, wir wollen nächstes Jahr anfangen, die Weiterbildung zu machen. (043160/186)

Offensichtlich ließen sich hinsichtlich dieser Zielsetzung keine Effekte verzeichnen. Warum dieser Tatbestand eingetreten war, konnte auch von der wissenschaftlichen Begleitung nicht eindeutig geklärt werden. Zu vermuten ist allerdings, nach Auswertung der verschiedenen Erhebungsphasen, daß sich in der Region eine jugendpolitische Parallelstruktur entwickelt zu haben schien, von einigen Eingeweihten einerseits, die im Dunstkreis der Uni Dresden arbeiteten und hinsichtlich geschlechtsbezogener Arbeitsansätze neue innovative Konzepte verfolgten, und der ‚realen‘ Haltung der Institutionen und ihrer MitarbeiterInnen in der Jugendhilfe vor Ort auf der anderen Seite, die jeglichen Ansätzen einer geschlechtsbezogenen Jugendarbeit mehr als skeptisch gegenüberstanden. Das in anderen Darstellung durchaus präzise erdachte Weiterbildungscurriculum schien nicht auf die tatsächlichen Gegebenheiten der regionalen Jugendhilfestrukturen bezogen gewesen zu sein, sondern ist unter den Bedingungen universitärer Denkgewohnheiten entstanden und wurde dementsprechend konzi-

piert. Unter den auch finanziellen Gegebenheiten der Jugendhilfe vor Ort ist es deshalb mehr oder minder ins Leere gelaufen.

Da die Idee eines Weiterbildungscurriculums während der gesamten Projektlaufzeit nicht umgesetzt werden konnte, beschränkte sich die MultiplikatorInnenarbeit vorrangig auf Aufgaben, die Tätigkeiten von Frauenbeauftragten gleichkam. So widmeten die Mitarbeiterinnen dieses Projektes sich institutionellen Vorgängen, bei denen der Gleichstellungsgedanke in verschiedenen Aufgabenbereichen der Jugendhilfe vernachlässigt wurde. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf die Einhaltung der weiblichen Sprachform gelegt. Diesbezüglich konnten auch einige Erfolge (selbst der Zielgruppe der Mädchen wurde dies eindrücklich vermittelt) verzeichnet werden:

SPI: Was haben Sie bei den MultiplikatorInnen der Mädchenarbeit erreicht?

Was ist jetzt mit den MultiplikatorInnen? Wir haben einen bösen Brief an die Landrätin geschrieben, auf Grund der Jugendhilfeplanung wegen der weiblichen Sprachform, und was meinen Sie, was wir da auf den Deckel gekriegt haben? Ist schwierig. Also sagen wir mal so, also bei uns ist, was ich so ziemlich erreicht habe, wenn bestimmte Leute mich jetzt sehen oder mit denen ich im Gespräch bin und nur einmal wieder sage, ich erinnere nur an die weibliche Sprache dann: ah, ja. Also das ist dann auch wieder so die Erinnerung oder auch die Kollegin vom Kreisjugendring P., die jetzt ganz schlagartig immer die weibliche Sprache in einem Brief nutzt. (0431278/1292)

Der Kampf um die weibliche Sprachform, den die MitarbeiterInnen dieses Projektes während der gesamten Projektlaufzeit geführt haben, erweist sich aber bei genauerem Hinsehen als mehr als ein Nebenschauplatz. Bezogen auf dieses Projekt und sein regionales Umfeld wird in dem Insistieren der Mitarbeiterinnen auf die politisch korrekte Verwendung auch deutlich, wie gering die Kenntnisse in den Institutionen der Jugendhilfe vor Ort zu werten sind. Wenn das Hauptaugenmerk der ProjektmitarbeiterInnen während der gesamten Laufzeit des Projektes darauf gelegt wird, den KollegInnen in den Institutionen der Jugendhilfe deutlich zu machen, daß auch sprachlich nach Geschlechtern zu differenzieren ist – etwa im Rahmen der Jugendhilfeplanung – von Jungen und Mädchen die Rede zu sein hat und dieser Vorgang allein schon auf Unverständnis stößt, dann wirft dies auch ein Licht auf eine grundsätzliche Unkenntnis hinsichtlich geschlechtsbezogener Arbeitsansätze bei den MitarbeiterInnen in den Institutionen der Jugendhilfe vor Ort und vermutlich auch auf grundsätzliche diesbezügliche Widerstände (vgl. 3.7.1). So läßt sich das Scheitern der Umsetzung dieses Weiterbildungscurricula auch durch diese Umstände erklären.

Deutlich andere Erfahrungen wurden von den beiden verbleibenden Projekte, dem Projekt des Behindertenverbandes und dem ‚Jungenprojekt‘ des Instituts

für regionale Innovationen und Sozialforschung benannt, die jeweils die MultiplikatorInnenarbeit als zentrale Projektaufgabe beschrieben hatten.

Die Arbeit des Projektes des Behindertenverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte „Mittendrin“ zielte dabei in zwei Richtungen. Zunächst sollten projektbegleitende Angebote als Möglichkeit zur Qualifizierung und Fortbildung für MitarbeiterInnen in der Behinderten- und Jugendhilfe bereitgestellt werden, die selber in den zehn bundesweit geförderten Ortsgruppen engagiert waren. Des Weiteren sollten über den zentralen Verteiler des Bundesverbandes und die Arbeit des Projektes Materialien, Informationen, Angebote für MitarbeiterInnen zur Verfügung gestellt werden, die in anderen Zusammenhängen mit behinderten Mädchen und jungen Frauen arbeiten. Hinsichtlich beider Ebenen dieser MultiplikatorInnenarbeit ließen sich weitreichende Effekte erzielen. In der projektbegleitenden MultiplikatorInnenarbeit der zehn Ortsgruppen stand allerdings eher der Erfahrungsaustausch der Mitarbeiterinnen, die seit Jahren in diesem Feld tätig waren, im Vordergrund. Im Zuge dessen und abgeleitet von dem hohen und oft ehrenamtlichen Engagement dieser Mitarbeiterinnen wurde deutlich, daß der Bedarf nach einem gemeinsamen Erfahrungsaustausch über die zu leistende Arbeit ähnlich hoch liegt wie der Bedarf der behinderten Mädchen und jungen Frauen nach mädchenbezogenen Angeboten. So wurde erst durch die Realisation dieser Fortbildungsangebote deutlich, daß die Mitarbeiterinnen in diesem Handlungsfeld genauso isoliert waren wie die Zielgruppe der behinderten Mädchen und jungen Frauen selbst. Der Austausch über die Arbeit, die Auseinandersetzung um methodische Herangehensweisen etc. konnte dementsprechend bedarfsnah realisiert werden:

Die Frauen haben dann gesagt, wir haben so wenig Möglichkeiten, uns über unsere Erfahrungen auszutauschen, daß uns, daß wir dieses, also diese Treffen dazu nutzen möchten und sie sich praktisch gegen also eine Einleitung von einer Referentin von außen ausgesprochen haben.

SPI: Das ist ja interessant.

Also, weil sie gesagt haben, wir würden lieber unter uns. Und wir haben dann im Vorfeld einfach Themen abgefragt, haben dann die Sachen auch vorbereitet. Also wie gesagt, einmal gab es Sexualität und einfach Thema Mädchenarbeit, was heißt das überhaupt, wie sieht das aus und Wohnen hattest du auch schon mal. Beim letzten Mal war halt sehr dieser Zukunftsaspekt wohnen, Arbeit, selbstbestimmt wohnen für schwerstbehinderte Frauen, wo und wie geht das? Was kann ich den Mädchen bieten insgesamt? Daß sie gesagt haben, also wir wollen lieber unter uns über die Arbeit austauschen. Das hat sich bewährt. Also wie gesagt, es sind Methoden ausgetauscht worden, wie pack ich das Thema an? Thema Sexualität ist halt für die Frauen selber zum Teil ein schwieriges Thema anzusprechen und den Mädchen nahe zu bringen und dann also diese Tips für

die praktische Arbeit. Das war sehr viel wichtiger für die Frauen als jetzt theoretischer Input von außen. (093885/911)

Daß diese Multiplikatorinnenarbeit auf einen notwendigen Bedarf zielte, wurde auch in dem Engagement der Mitarbeiterinnen deutlich, die kontinuierlich und – dies ist festzuhalten – aufgrund der mangelnden Freistellungspraxis ihrer Träger zunächst in ihrer *Freizeit* diese bundesweiten Arbeitstreffen wahrgenommen haben:

SPI: Welche inhaltliche Resonanz hatten Sie mit diesen MultiplikatorInnenangeboten?

Ja. Also wie gesagt, die Resonanz ist, daß wir jetzt beim letzten Treffen alle Projekte vertreten hatten. Also es war aus jedem Projekt eine Frau da. Die opfern ihre Freizeit. Die fahren freitags mittags nach der Arbeit los, nach Kassel, treffen sich dort. Also wir haben uns auf Kassel geeinigt, weil das so für alle ungefähr gleich ist, es noch zusätzlich behindertengerechte Tagungsmöglichkeiten gibt, ausnahmsweise, und ja, die setzen sich nach ihrer Arbeit in den Zug, fahren da hin, arbeiten intensiv bis von, also wir treffen uns 18 Uhr, da geht's los, freitags bis Samstag 16 Uhr und fahren dann nach Hause. Und die haben dann grade den Sonntag noch, und Montags geht die Arbeit wieder los. (093925/947)

Die andere Ebene der Multiplikatorinnenarbeit war dagegen vorrangig auf die Implementierung von Mädchenarbeit im Behindertenverband gerichtet. Neben einer umfangreichen Informationspolitik über das Projekt, der regelmäßigen Erstellung und Herausgabe der MIMI, eine Zeitung von und über behinderte Mädchen und junge Frauen, den Tagungen, die von dem Projekt durchgeführt wurden, konnte ein Zulauf von interessierten Mitarbeiterinnen und anderen Frauen erzielt werden, so daß sich Netzwerke etablierten, über die gleichzeitig eine Implementierung von Mädchenarbeit in dem Bundesverband der Körper- und Mehrfachbehinderten erzielt wurde. Die MultiplikatorInnenarbeit hatte in diesem Sinne also nicht nur den Effekt, die Mitarbeiterinnen zu qualifizieren, sondern diente direkt auch der Etablierung des Handlungsfeldes Mädchenarbeit im Verband. Im Zuge dieser Strategie konnte erreicht werden, daß Mädchenarbeit nicht mehr als ‚Hobby‘ einzelner Mitarbeiterinnen galt, sondern als Regelangebot verstanden wird, d. h. als reguläre Arbeitszeit mit entsprechender personeller Besetzung. Auch die Fortbildungsveranstaltungen konnten fortan im Rahmen der Arbeitszeit wahrgenommen werden. An Hand dieses Bundesmodellprojekts kann aufgezeigt werden, daß die Implementierung geschlechtsbezogener Arbeitsansätze genau dann erfolgsversprechend erscheint, wenn einerseits über die Leitung dies gewünscht und angeregt wird, zugleich aber die MitarbeiterInnen mit Hilfe von Bottom-up-Strategien aktiviert werden, worüber die Implementierung eine breite Basis erhält und eine entsprechende Resonanz erfährt (vgl. 3.7.2).

Das vom Institut für regionale Innovationen und Sozialforschung durchgeführte ‚Jungenprojekt‘ war das einzige evaluierte Projekt, daß fast ausschließlich als MultiplikatorInnenprojekt konzeptioniert war (zumal nach anfänglicher Schwerpunktverlagerung der jungenpädagogische Teil zugunsten der MultiplikatorInnenarbeit fast gänzlich aufgegeben wurde). Dabei wurde nicht nur die Qualifizierung von einzelnen Mitarbeitern und Teams bezogen auf das Handlungsfeld der Jungenarbeit und dessen Weiterentwicklung als Ziel der Projektarbeit angegeben, sondern gleichfalls die regionale Implementierung von Jungenarbeit bzw. einer übergreifenden geschlechtsbezogenen Sichtweise in die Institutionen der Jugendhilfe vor Ort. Diese Implementierung war vorrangig über die Strategie der Informierung und Qualifizierung von MitarbeiterInnen in den regionalen Institutionen der Jugendhilfe geplant und in dem Sinne als eine Ebene der MultiplikatorInnenarbeit konzipiert.

Effekte lassen sich vor allem dahingehend verzeichnen, daß infolge der Projektarbeit einerseits eine enorme Verbreitung und Stabilisierung jungenpädagogischer Ansätze in den Einrichtungen der Jugendhilfe vor Ort zu verzeichnen war, andererseits die zahlreichen Veröffentlichungen, vornehmlich das jungenpädagogische Praxishandbuch „So geht Jungenarbeit“ dazu beigetragen haben, Praktiker bundesweit in ihrer Arbeit zu unterstützen sowie das Handlungsfeld Jungenarbeit weiter bekannt zu machen und zu profilieren.

Wesentlich war für dieses MultiplikatorInnenprojekt, daß es sich weniger als Servicestelle in Sachen Jungenarbeit als vielmehr als Qualifizierungsprojekt plazierte, das sich in den Bereichen Teamberatung, Trägerberatung, Fort- und Weiterbildungsangebote sowie als zentrale Informationsstelle für das Handlungsfeld Jungenarbeit engagierte. Dabei wurde ein besonderer Wert darauf gelegt, die Nachhaltigkeit ihrer Angebote sicherzustellen, in dem diese Qualifizierungsmaßnahmen in Verbindung mit Vorgesprächen, Praxis- und Auswertungsgesprächen durchgeführt wurden. Diese Herangehensweise wurde gewählt, um auf diese Art und Weise zu garantieren, daß die Effekte ihres Handelns zu einer eigenständigen Fortführung dieser Arbeit in der jeweiligen Praxis der MultiplikatorInnen führt. In diesem Sinne wurde ein prozeßorientierter Beratungsansatz präferiert, statt einmalige Serviceleistungen zur Verfügung zu stellen:

SPI: Wie sahen die Qualifizierungen aus, um das mal zu präzisieren? Was haben Sie da gemacht?

Also für einige Teams war der Ansatz, sie wollten was Schriftliches machen. Also da gab es eine Konzeption für eine Tagesgruppe meinetwegen. Die haben die Idee, da brauchen wir noch 4, 5 Seiten zusätzlich, wo das drin steht. Also das war der Ausgangspunkt vom Team, und da hat unser Angebot ganz gut gepaßt, wobei jetzt meine oder unsere Idee war dabei weniger, daß jetzt der Text entscheidet der da raus kommt, sondern daß der Prozeß, indem die sich beschäfti-

gen, gerade auf das bezogen, daß das eigentlich das Eigentliche ist. Also die wollen das immer gern schriftlich und schwarz auf weiß und so. Das ist so eine Grunderfahrung mit vielen Einrichtungen. Da ist manchmal auch, wenn ich das gesamt mir so überlege, auch so ein Unwille da, sich auf diese Ebene einzulassen. Manchmal denk ich, denen wäre es lieber, wir, also auch jetzt selbst im W., wir wären gekommen, hätten 2 Stunden referiert, die hätten dann noch 2 Stunden diskutiert und dann wären wir wieder gegangen. Und wenn man mehr so, z. B. an die eigenen Erfahrungen, an dem, was da ist z. B., haben wir eigentlich immer angesetzt, ja, wenn jetzt es um so ein Thema geht, Gewalt oder Sexualität oder was auch immer, haben wir immer geguckt, was ist da, wie macht er es eigentlich und dann von dort aus, ja, was könnte da praktisch noch sein oder sind nicht gekommen und gesagt, so Jungs, so wird es gemacht. Wir sind mehr dynamisch in diese Prozesse reingegangen und da war am Anfang eher Unwille oder auch Abwertung. Das ist für viele halt unvertraut. Die kennen Supervision, die ist dann fallbezogen oder es geht ganz viel um die Beziehungen, aber es hat ganz wenig konzeptionelle Anteile. Und sie können dann eher so fachliche Diskurse, wo man dann ganz abgehoben diskutiert und das nachher wieder runterkriegt auf die Praxis und was dazwischen ist, was eigentlich das Spannendste ist und das Wichtigste für die Entwicklung von Jugendhilfe ist, das macht niemand. (0103944/1028)

Ein weiteres Grundmuster der Projektarbeit lag darin, sich nicht auf bestimmte Angebotsformen festzulegen, sondern in viele Bereiche der Jugendhilfe einzudringen und auf verschiedenen Ebenen wirksam zu werden, um eine ‚Initialzündung‘ für das Thema Jungenpädagogik und das Handlungsfeld Jungenarbeit zu erzielen. Die in vielen Einzelfällen dokumentierten Effekte des Projektes wurden von den Mitarbeitern auf diese spezifische Ausrichtung zurückgeführt, die weniger angebotsorientiert, als vielmehr sozialräumlich angelegt war:

SPI: Gibt es denn insgesamt so, wo Sie jetzt rückblickend sagen, 2 oder 3 Schwerpunkte in diesem Projekt, die dominierend waren?

Ich könnte es nicht auf 2 zuspitzen. Wir haben eher von den Regionen her und dann auch von der Angebotsstruktur eigentlich ein relativ breites Spektrum abgedeckt. Ich glaub, das war auch als Implementierungsstrategie regional bezogen, war das auch sozusagen ein Erfolgsgeheimnis. Es waren wirklich ganz unterschiedliche Schwerpunkte, nicht nur zwei oder drei. Wirklich die ganze Breite. Also eher so ein Feldmodell, würde ich auch sagen. Weil, wenn wir nur eine Schiene im Blick gehabt hätten, z. B. wir machen 10 Weiterbildungen oder irgendwie so was, glaub ich nicht, daß wir hätten so landen können. In irgendeiner Einrichtung arbeitet man z. B. grade an einer Konzeption, und dann greift man eben auf diese Ressource zurück Aber wenn wir sagen würden, wir entwickeln Konzeptionen, dann gibt's einfach, was weiß ich, 98 % von den Einrichtungen, die das einfach nicht interessiert und 98 % von den Einrichtungen oder

Personen interessiert eine Weiterbildung zu einem bestimmten Thema. Bei einem anderen Thema sind sie dann eher nicht angesprochen. Also da sehe ich auch, ich glaub auch, daß der Erfolg von der Breite abhängig war, die wir anbieten konnten. Ich glaub, die Breite war tatsächlich eines unser Erfolgsrezepte. Ich denke, wir haben weniger angebotsorientiert losgelegt sondern eher so sozialräumlich. Wenn man die beiden Regionen als Sozialräume nimmt, wenn man die Szenen im Blick hat als mehr oder weniger geschlossenes System und dann guckt, mit welchen Instrumenten kann man die Szene, das System irgendwohin bewegen. Wo unser Auftrag hinwill. Das war mehr der Ansatz. (0103127/174)

Entsprechend dieser breit angelegten Struktur wurden auch die Effekte der Projektarbeit dokumentiert. Von einzelnen Beratungstätigkeiten, die sich in einer einmaligen Informationsweitergabe und der Aufnahme in den Verteiler erschöpften, über nachhaltige Veränderungen in Teams, die fast während der gesamten Projektlaufzeit begleitet wurden und in denen das Geschlechterthema auf verschiedensten Ebenen implementiert werden konnte, bis zu weiterführenden Gründung von Arbeitsgruppen zur Jungenarbeit nach § 78 KJHG, die sich aus den Fortbildungen entwickelt haben, lassen sich die Effekte benennen. Neben allgemeinen Service- und Qualifizierungsangeboten, wie Informationsvermittlungen, Durchführungen von Tagungen und Foren, wurde versucht, die unterschiedlichen Angebote und Maßnahmen paßgenau auf die vorhandenen Ressourcen der Institutionen abzustimmen und die spezifischen Anfragen seitens einzelner Teams, Träger oder Mitarbeiter aufzunehmen. Dies scheint ein wesentlicher Grund dafür zu sein, warum die Konzeption des Projektes erfolgreich umgesetzt werden konnte, und evoziert Möglichkeiten weiterer geschlechtsbezogener Qualifizierungsmaßnahmen in den Institutionen der Jugendhilfe.

Hinsichtlich der drei kooperierenden Bundesmodellprojekte¹⁹ hat vor allem das Projekt des Bayerischen Jugendrings einen wesentlichen Schwerpunkt auf eine begleitende MultiplikatorInnenarbeit gelegt. Dies geschah sowohl in direkter Zusammenarbeit mit den interessierten Trägern als auch auf Initiative der Koordinationsstelle, die maßgeblich an der konzeptionellen Weiterentwicklung der Jugendarbeit mit Mädchen orientiert war. Die MultiplikatorInnenarbeit umfaßte zwei Ebenen:²⁰ Zum einen die Durchführung von Qualifizierungsangeboten, vorrangig für ehrenamtliche MitarbeiterInnen in den Verbänden, die in den Maßnahmen dieses Projektes aufgrund dessen regionaler Struktur überwogen, und die Ebene der Vernetzung, mit der auch viele hauptamtliche Verantwortli-

19 Auch für das Projekt des ISS Frankfurt e. V., das auf die Erstellung von Konzepten, Instrumenten und Verfahren einer integrierten mädchenbewußten Jugendhilfeplanung zielte, waren gleichsam indirekte Effekte einer MultiplikatorInnenarbeit zu verzeichnen. Auf diese soll an dieser Stelle aber nicht spezieller eingegangen werden, da sie zudem in einer eigenen Veröffentlichung des ISS Frankfurt e. V., vgl. Bohn 2002 nachzulesen ist.

20 Auch hier zeigte sich wiederum deutlich, daß gemeinsame Fortbildungen und Qualifizierungsmaßnahmen für ehrenamtliche und hauptamtliche Mitarbeiterinnen aufgrund der jeweils anderen Zeitstruktur nicht durchführbar sind.

che und Mitarbeiterinnen angesprochen wurden und infolgedessen zeit- bzw. aktionsgebundene Vernetzungsgruppen installiert wurden. Beide Ebenen haben wesentlich dazu beigetragen, die Durchführung der Maßnahmen und Angebote, die von den MitarbeiterInnen in den regionalen Institutionen der Jugendhilfe vor Ort durchgeführt wurden, inhaltlich wie strukturell zu stabilisieren. Über beide Ebenen dieser MultiplikatorInnenarbeit wurde ein wesentlicher Beitrag geleistet, die strukturelle Verankerung der Arbeit mit Mädchen in der Modellregion zu forcieren.²¹

3.5 Kooperationserfahrungen

Vor dem Hintergrund der allgemeinen Zielsetzungen der zweiten Programmphase „Mädchen in der Jugendhilfe“, die deutlich strukturell ausgerichtet waren, hat die Evaluatorin neben Fragen nach den Aktivitäten der Projekte und ihrer Effekte einen besonderen Schwerpunkt auf die Bedeutung der Strukturarbeit der Projekte gelegt. Während aller Erhebungsphasen wurde wiederholt nach dem Aufbau bzw. der Etablierung eines institutionellen Netzes gefragt. Daneben wurden die Erfahrungen erhoben und ausgewertet, die die ProjektmitarbeiterInnen in den unterschiedlichen Kooperationsbezügen gewonnen haben. Es wurde nach förderlichen und hinderlichen Voraussetzungen gefragt und es wurden in diesem Zusammenhang gleichfalls die Erfolge und Schwierigkeiten der jeweiligen Strukturarbeit thematisiert. An dieser Stelle nun sollen die konkreten Kooperationserfahrungen ausgewertet werden, die die Projekte im Verlauf des Programms gewonnen haben, während die Auswirkungen der jeweiligen Strukturarbeit auf die Institutionen und Einrichtungen der (regionalen) Jugendhilfe in dem Kapitel „Institutionelle Innovationen“ benannt und analysiert werden.

Ähnlich wie das für die gesamte Kontur der Projekte galt, unterlag auch der Aufbau bzw. die Etablierung eines institutionellen Netzes einem Prozeß, d. h., diese Arbeit ist im Programmverlauf nicht nur durch unterschiedliche Intensitäten gekennzeichnet, sondern auch die Form und Ausrichtung der Kooperationsbezüge hat sich während der jeweiligen Laufzeit der Projekte in der Regel verschoben. Insgesamt kann man festhalten, daß zum Zeitpunkt der Ersterhebung der Aufbau von Kooperationen sehr breit angelegt war, auch um die jeweiligen Projekte bekanntzumachen und sie im (regionalen) Umfeld zu plazieren, während im weiteren Verlauf eine deutlicher Prozeß der Verschiebung bzw. Verdichtung hinsichtlich der Stabilisierung vorhandener Kooperationsbeziehungen zu erkennen war. So wurde während der weiteren Erhebungsphasen deutlich, daß die große Pluralität der Kooperationspartner zugunsten einer Konzentration auf solche Kooperationsbezüge reduziert wurde, mit denen dann auch tatsächlich kooperiert werden konnte.

21 Vgl. Unveröffentlichter zweiter Zwischenbericht des Projektes FAMtotal des Bayerischen Jugendrings. München 2000, S. 21 ff.

Unabhängig von der jeweiligen Ausrichtung der Bundesmodellprojekte und unabhängig von der jeweiligen Intensität der Kooperationsbezüge wurden von den MitarbeiterInnen programmübergreifend drei wesentliche Kooperationspartner genannt, ohne daß diese – aufgrund der unterschiedlichen Ausrichtung der Projekte – für alle Modellprojekte eine Bedeutung hatten: die Schule, das Arbeitsamt und andere (kommunale) Jugend- bzw. Mädchenprojekte. Der in der einen oder anderen Form bedeutendste und wichtigste Kooperationspartner für alle evaluierten Projekte war die Schule. Für alle Bundesmodellprojekte ist zu konstatieren, daß sie in unterschiedlicher Intensität mit der Institution Schule kooperiert haben. Im besonderen Maße gilt dies für die Projekte, die von Anfang an als Kooperationsmodelle angelegt waren, aber auch für solche, die im Zuge der Laufzeit der Projekte feste und kontinuierliche Kooperationsbeziehungen aufgebaut haben, deren Zusammenarbeit mit Schule eine wesentliche Säule der Projektarbeit ausmachte. Daneben gibt es auch Projekte, die vereinzelte Kooperationskontakte zu Schulen hatten, wo punktuell und thematisch, z. B. im Rahmen der Erstellung eines Mädchenkalenders, mit der Institution Schule zusammengearbeitet wurde.

Insgesamt erwiesen sich die Kooperationsmodelle mit Schulen als vielfältig. Neben schulischen Projekttagen und Projektwochen, die von den Bundesmodellprojekten angeboten und freizeitpädagogischen Maßnahmen, die nachmittags an den Schulen durchgeführt wurden, gab es auch Angebote seitens der Bundesmodellprojekte, die direkt in den schulischen Unterricht integriert waren. Diese vielfältigen Kooperationsbezüge fanden sich quer durch alle Projekte und waren nicht abhängig von der jeweiligen Intensität des Kontaktes. Die Möglichkeiten der Kooperationen wurden dabei in erster Linie durch die schulischen Rahmenbedingungen begrenzt oder auch geschaffen. Während es z. B. in Bayern für Jugendhilfeprojekte fast unmöglich ist, am schulischen Unterricht zu partizipieren und hier Angebote durchzuführen – dies ist auch dem Projekt der AWO-Nürnberg nicht gelungen –, ist dies in Berlin aufgrund der schulischen Rahmenbedingungen in den fünften und sechsten Klassen möglich, während in Nordrhein-Westfalen Rahmenbedingungen gegeben sind, die eine direkte Integration von Jugendhilfeprojekten in den schulischen Unterricht ermöglichen, und dieser auch in Projektform, jenseits des 45minütigen Unterrichtsstundenzyklus durchgeführt werden kann, um mit neuen Unterrichtsformen zu experimentieren. Diese positiven Rahmenbedingungen wurden als förderliche Bedingungen bereits bei der Skizzierung der Ausgangsbedingungen des Bundesmodellprogramms benannt (vgl. 3.1). Da infolge dieser Rahmenbedingungen Schule aufgefordert war, sich auf allen Ebenen Kooperationspartner zu suchen, die auch in den Unterricht integriert werden können, um nach neuen innovativen Schulkonzepten Ausschau zu halten, waren für dieses Bundesmodellprojekt die Kooperationsbeziehungen auch nicht gebunden an einen reglementierten 45-Stunden-Takt. Aufgrund dieser schulischen Rahmenbedingungen war es auch

möglich, die SchülerInnen tageweise für die Realisation des Projektes vom normalen Unterricht zu befreien.

Anders als das in anderen ‚klassischen‘ Kooperationsbeziehungen von Schule und Jugendhilfe der Fall ist, wurde mit einem solchen Kooperationsmodell, wie in dem Fall dieses Bundesmodellprojektes in Nordrhein-Westfalen, kein problembezogener Kooperationsansatz verfolgt. Infolge der Ausrichtung dieses Modellprojektes – und diese Bedeutung muß hervorgehoben werden – wurden *nicht* SozialarbeiterInnen in die schulischen Abläufe integriert, um sogenannte Problemfälle aufzufangen oder problematische Themen wie etwa eine hohes Gewaltpotential unter den SchülerInnen zu bearbeiten. Im Gegenteil: Hier wurde die Zusammenarbeit mit einem Jugendhilfeträger gesucht, weil die Schule ein Interesse hatte, sich als Medienschule zu profilieren und in diesem Zusammenhang ein Nutzen darin erkannt wurde, außerschulische Profis aus der Medienbranche im Rahmen eines solchen Projektes in die Schule zu integrieren. Hiermit wurde also weniger ein klassischer pädagogischer Ansatz verfolgt, als vielmehr ein institutioneller, d. h. die Öffnung der Institution Schule zu anderen für Jugendliche bedeutenden Lebenswirklichkeiten. Mit dieser Herangehensweise hatte dieses Kooperationsmodell auch im Rahmen des Bundesmodellprogramms einen singulären Status.

Betrachtet man die inhaltliche Ausrichtung der Angebote und Maßnahmen, die von Seiten der Bundesmodellprojekte in der Schule initiiert und umgesetzt wurden, dann fällt auf, daß sich diese thematisch in erster Linie im Bereich der Berufsorientierung hinsichtlich einer umfassenden Informationsweitergabe bewegen. Dieser auch schon in den Aktivitäten der Projekte zu konstatierende Schwerpunkt bestimmt auch die inhaltliche Ausgestaltung der Kooperationszüge mit der Institution Schule:

SPI: Mich würde noch interessieren, inwieweit sie das Thema Berufsorientierung seit der Nacherhebung²² ausbauen konnten?

Also ausgebaut hat sich die Zusammenarbeit mit der Gewerbeschule in Richtung Berufsorientierung, oder die hat sich etabliert jetzt, in dem kurzen Rahmen, wenn man da etabliert sagen kann. Dann Fahrten zum BIZ, Betriebsbesichtigungen, solche Sachen im Programm, wo man einfach mal unverbindlich gucken kann. Dann im Bereich Kooperation Berufsorientierung, da wird versucht den Bereich auch in die Kooperation mit der W.-Schule in die Klasse hineinzubringen einfach, daß der Bereich im ganz weitem Sinn auch im Unterricht Platz hat. Und dann wurde jetzt im Herbst ein erstes Treffen organisiert, um Zusammenarbeit zwischen Schule und Jugendhilfe in K. im Bereich Berufsorientierung zu beginnen und auch zu etablieren.

22 In dem einen Projekt mußte eine Nacherhebung durchgeführt werden, weil dieses Projekt zum Zeitpunkt der Ersterhebung die geplante Zielgruppe nicht erreicht hatte.

SPI: Gehen Sie denn auch in Klassen?

Ich gehe in die Gewerbeschule und biete da ganz konkret, nach der Absprache mit der Gruppenlehrerin bei ihren Schülerinnen, das sind hauptsächlich Migrantinnen und Aussiedlermädchen, bei den Schülerinnen biete ich so, wie so Vorstellungsgespräche an. Das mache ich ganz konkret in der Gewerbeschule. Und in der W.-Schule, da wird der Bereich der Berufsorientierung nicht ganz so eng gefaßt, aber z. B. wird da jetzt ein Computerkurs angeboten für Mädchen, getrennt für Mädchen und auch für die Jungen der Klasse. Das ist auch über uns initiiert worden. Aber ich finde es ganz wichtig, daß man den Bereich der Berufsorientierung nicht so eng faßt, sondern sehr, sehr breit. (06285/137)

In der Regel wurden diese Kooperationsbeziehung von Seiten der Schule allerdings weniger unter der Dimension einer differenzierenden Geschlechterperspektive als vielmehr im Sinne eines allgemeinen Nutzens eingegangen. Dies mag darin begründet liegen, daß Schule als Institution mit einem vermeintlich klar umrissenen gesellschaftlichen Auftrag und die LehrerInnen als ihre MitarbeiterInnen zunächst die Durchführung und Qualität ihres koedukativ angelegten Unterrichts im Auge haben und Unterstützungsleistungen von Jugendhilfeprojekten im Sinne einer Entlastung und einer damit einher gehenden Stabilisierung ihres Unterrichts benutzen, ohne an der jeweiligen Ausgestaltung der Jugendhilfeangebote ein dezidiertes Interesse zu zeigen. Auch die Etablierung geschlechtshomogener Angebote im schulischem Kontext schien in erster Linie unter der Prämisse der Optimierung der eigenen institutionellen Handlungslogik, d. h. vorrangig der Optimierung des Unterrichts zu erfolgen:

SPI: Gut, dann kommen wir zu den institutionellen Innovationen. Kann man sagen, daß es etwas an Innovationen gibt, die auf dieses Modellprojekt zurückzuführen sind, vielleicht auch besonders hinsichtlich der Schule?

In anderen Einrichtungen sind jetzt auch Holzwerkstätten, Fotozirkel und dergleichen. Und vielleicht auch ein bißchen in Richtung Schule. Daß die nachdenken, das zeigt sich jetzt daran, daß eben schon mehrere geschickt werden und fragen, ob wir nicht in Schule was durchführen können. Ich denke mal. Daß das schon entstanden ist, daß die überhaupt darüber nachdenken, ich meine, sicher haben sie im LER-Unterricht oder im Arbeitslehre-Unterricht auch irgendwo einen Teil Berufsorientierung oder einen Teil Aufklärung oder so. Aber erst mal das Nachdenken überhaupt, das getrennt zu machen, daß eben nicht in einer gemischten Klasse über Menstruationsprobleme gesprochen wird oder die Angst vorm Frauenarzt, sondern daß das eben jetzt geteilt wird. Da kam der Lehrer und sagte selber, die möchten das für Jungen und Mädchen getrennt anbieten. Wir haben das damals unten in der anderen Schule zur Bedingung gemacht. Darauf mußten die das ganze Konzept umstellen, weil sie so überhaupt nicht daran gedacht hatten, das getrennt anzubieten, und mußten nun überlegen, was

machen sie mit den Jungen. Und dann haben sie im Prinzip die gleichen Themen für Jungen, aber von Männern durchgeführt. Und im Endeffekt, als wir dann Reflexion gemacht haben mit den Lehrern und dem Referenten, kam heraus, daß sie wirklich glücklich damit sind, daß sie das noch ungeändert haben. Und jetzt kommen eben andere Lehrer und machen das von sich aus schon als Bedingung, das getrennt zu machen.

Auch in diesem Modellprogramm wurde deutlich, daß die unterschiedlichen institutionellen Handlungslogiken von Schule auf der einen und Jugendhilfe auf der anderen Seite einschließlich ihrer unterschiedlichen professionellen Entwicklungsgeschichten maßgeblich dazu beitragen haben, daß diese Zusammenarbeit von Seiten der Jugendhilfeprojekte – also der statusschwächeren Seite – als nicht unproblematisch beschrieben wurde. (Die Sichtweise der Institution Schule konnte in diesem Rahmen leider nicht ermittelt werden. Es ist allerdings aus Randbemerkungen zu vermuten, daß die Schule aus Gründen der Statusüberlegenheit es nicht weiter nötig hatte, sich mit der in der Regel anderen Ausrichtung von Jugendhilfeprojekten auseinanderzusetzen, gilt die Schule gesellschaftlich doch immer noch als *die* wesentliche pädagogische Institution.) Offensichtlich treffen hier zudem zwei unterschiedliche Berufskulturen aufeinander, die jenseits ‚individueller‘ Konkurrenzsituationen – wie etwa das Aufeinandertreffen von SozialarbeiterInnen aus den Projekten auf der einen und den in der Schule tätigen SchulsozialarbeiterInnen auf der anderen Seite – nicht unbedingt kompatibel erscheinen und die von den SozialarbeiterInnen aus der statusniedrigeren Position heraus skizziert wurden. Die unterschiedliche Ausrichtung der jeweiligen institutionellen Aufgabenstellungen prägt auch die jeweilige Berufskultur, ein Tatbestand, der jenseits der einzelnen Projektkonstellationen auch in diesem Bundesmodellprogramm als schwierige Komponente der Kooperationsbeziehungen angeführt wurde. Während die LehrerInnen vor allem leistungsbezogen zu denken schienen, orientierten sich die SozialpädagogInnen ‚ganzheitlich‘ und individuell an den besonderen Fähigkeiten und Wünschen der Mädchen. Da die Schule als Institution und damit auch bezogen auf ihre Handlungslogik dominierend war, zumindest ihre Herangehensweise unhinterfragt blieb, waren die MitarbeiterInnen der Jugendhilfeprojekte gefordert, einen relativ einseitigen Aushandlungsprozeß zwischen den verschiedenen Handlungslogiken einzugehen:

SPI: Was meinen Sie denn, was die LehrerInnen sich von diesem Kooperationsmodell versprechen?

So, das Vordergründigste ist die Leistung zu steigern. Daß die Mädchen ihren qualifizierten Hauptschulabschluß schaffen, daß sie einen Ausbildungsplatz finden, aber nicht das Augenmerk auf einen individuellen Ausbildungsplatz richten, sondern Hauptsache, „die haben jetzt eine Ausbildung“, „die sind versorgt“.

Ich denke, daß ist das, was bei ihnen zählt. Also hohe Vermittlungswerte, hohe Quote von geschafften Schülerinnen und Schülern.

SPI: Würden Sie denn sagen, Sie kommen da den Anliegen der Lehrer, die Sie ja jetzt benannt haben, entgegen? Arbeiten Sie dafür, daß Ihr Klientel jetzt Leistungsnote 1,0 hat?

Ich denke, wir kommen ihnen entgegen, nicht aus Sicht der LehrerInnen, sondern daß es für Mädchen einen Nutzen hat. Also wenn ich jetzt in der Schule in dem und dem besser bin oder mir da Unterstützung hole, dann ist es für mich einfacher. Es ist uns jetzt nicht wichtig, daß eine Dreier-Schülerin auf eine Zweier-Schülerinnen steigt. Und dann ist natürlich auch uns wichtig, daß die Mädchen eine Ausbildung haben, nur mit dem Fokus auf einen anderen Ausbildungsplatz oder auf einen Ausbildungsplatz, wo man denkt, das ist etwas, was zu den Mädchen auch wirklich paßt. Aber ich denke, das ist schon ziemlich schwierig. Ich sehe das schon als ziemlich schwierig an, diese Erwartungen von den LehrerInnen, auf der einen Seite, diese Erwartungen von den LehrerInnen und auf der anderen Seite unsere Vorstellungen, das zusammenzubringen.

SPI: Das irgendwie kompatibel zu machen?

Ja, also manchmal. Da sprechen wir so darüber, daß wir in diese Falle tappen, so Marionetten der LehrerInnen zu sein und diese Leistungssteigerung. Das ist schon eine Gefahr. (0521375/1441)

Eine andere Schwierigkeit, die durchaus noch schwerer wiegt, liegt in der oft einseitigen Abhängigkeit der Jugendhilfe von Kooperationsangeboten der Schule. Weil diese Kooperationsmodelle nirgendwo festgeschrieben sind, außer im KJHG als Anforderung an die Jugendhilfe, weil es hierfür keinerlei Standards gibt und Schule anders als Jugendhilfe auf diese Kooperationen nicht angewiesen ist bzw. sich auf ihren ‚ureigenen‘ Auftrag der Unterrichtsgestaltung zurückziehen kann, kam es leicht zu einer schiefen Balance. Die Kooperationsbeziehungen gingen mehr zu Lasten der Jugendhilfe, die unter Anpassungsdruck kam, während die Schule in den Angeboten der Jugendhilfe tendenziell ein einseitiges Unterstützungsangebot sah. Für das gesamte Bundesmodellprogramm wog dies um so schwerer, da es nur einem Projekt, das allerdings schon länger mit bestimmten Schulen kooperiert hatte,²³ gelungen ist, einen Kooperationsvertrag mit einer zentralen Schule zu vereinbaren und, auch dies muß als Negativfaktor für den Aufbau und die Stabilisierung von Kooperationsbeziehungen gewertet werden, die Leitung der Träger, bei denen die Projekte angesiedelt waren, sich ihrerseits nicht selbst für solche Kooperationsbeziehungen engagierte. So blieb es denn ProjektmitarbeiterInnen, in der Regel den SozialpädagogInnen

23 Das Projekt der Theaterwerkstatt Pankow existierte schon vor Beginn des Bundesmodellprogramms „Mädchen in der Jugendhilfe“. Das Mädchenprojekt wurde nur in die Theaterwerkstatt integriert.

überlassen, die Zusammenarbeit mit DirektorInnen und LehrerInnen auszuhandeln. Damit wurde eine Verbindung von Hierarchieebenen eingegangen, die sich zu Ungunsten der SozialpädagogInnen und ihrem Engagement auswirkte.

Da es von Anfang an keine festgelegten Kooperationsbeziehungen gab, auf deren Basis feste Vereinbarungen getroffen wurden, die Zusammenarbeit zwischen Schule und Jugendhilfe überhaupt nicht institutionalisiert ist, standen und fielen die Möglichkeiten der Jugendhilfeprojekte mit dem Engagement einzelner LehrerInnen. D. h. auch, daß ihre Arbeit in einem ausgesprochen labilen Kontext stattfand. Die Kontakte waren dementsprechend extrem personengebunden und infolgedessen in ihrem Bestand gefährdet. Besonders schwierig gestaltete sich dies für die Projekte, die ihr gesamtes Projekt als Kooperationsmodell angelegt hatten:

SPI: Wie gestaltet sich denn die Zusammenarbeit mit den Schulen?

Da war dann auch ein Lehrer, letztes Schuljahr, der sehr kooperativ war, der eigentlich eine solche Zusammenarbeit wollte, und der hat dann das Schulhaus gewechselt und wurde befördert und wurde dann Rektor oder Konrektor an einer anderen Schule, so waren wir mit unseren Absprachen, die wir Ende des letzten Schuljahres getroffen haben, standen wir dann wieder so gesehen im Regen, vor dem Nichts. Das war der totale Rückschritt. Bei der andern Schule waren die Kontakte, da hatten wir schon einen Termin ausgemacht, nach den Ferien treffen wir uns, setzen wir uns zusammen, und in der anderen Schule standen wir vor dem Nichts und mußten da wieder gucken, daß wir einen Termin bekommen bei den Lehrern, einen Termin, wo wir uns alle an den Tisch setzen, und das ist dann auch gescheitert, weil wir nur Einzeltermine bekamen und das sehr schwierig ist, Absprachen zu machen, wenn man die Leute einzeln da hat und das sich dann auch widerspricht. Also, es war eine Katastrophe.

SPI: Das heißt also, wenn ich das richtig verstanden habe, dann sind diese Kooperationen auch sehr an Personen gebunden?

Ja. Genau. (052259/355)

Insgesamt wurden die Kooperationen mit der Institution Schule von allen Bundesmodellprojekten mit Ausnahme des erst genannten Medienprojektes trotz der Einsicht in ihre Notwendigkeit durchaus skeptisch beurteilt. Dies läßt sich damit begründen, daß der Inhalt und die Qualität der Kooperationsbeziehungen sich darauf beschränkten, für beide Institutionen einen singulären Nutzen dahingehend zu ermöglichen, daß die Institution Schule durch die Angebote der Jugendhilfe entlastet wird, während die Jugendhilfe über eine solche Kooperation ihre Zielgruppe erreicht und – in diesem Fall – Mädchen für ihre Angebote und Maßnahmen rekrutieren kann. Eine tatsächliche Kooperation zwischen den Institutionen, die sich über ein gemeinsames Thema und gemeinsame Zielvorstellungen herstellen und infolgedessen auch eine Auseinandersetzung

lungen herstellen und infolgedessen auch eine Auseinandersetzung bezüglich des jeweiligen Organisationsautismus (Rose) beinhalten würde, war mit einer benannten Ausnahme in den Projekten des Bundesmodellprogramms nicht zuerkennen. Erschwert wurden solche Möglichkeiten dadurch, daß weder die Schule noch die Leitung der Jugendhilfeträger darum bemüht waren, festgelegte, wenn auch zeitlich begrenzte Kooperationsbeziehungen einzugehen, die sich an institutionalisierten Standards hätten festmachen können. Da dies nicht der Fall war, waren die MitarbeiterInnen der Projekte in einem erheblichen Maße auf das Engagement einzelner DirektorInnen und Lehrkräfte und teilweise auch auf ihr ‚Goodwill‘ angewiesen (was die Schwierigkeit mit sich brachte, daß die Freistellung der Mädchen für ein Angebot ermöglicht wurde, für ein anderes aber nicht, ohne daß dies für die MitarbeiterInnen absehbar gewesen wäre). Die Möglichkeit des ‚Goodwill‘ war für die MitarbeiterInnen der Projekte aber nur bedingt kalkulierbar, durch äußere Veränderungen stets gefährdet und infolgedessen auch die Kontinuität der Projektarbeit bedroht. Die Kooperationen Jugendhilfe und Schule waren aber auch deshalb sehr begrenzt, weil für die Schule erst in Anfängen reklamiert werden kann, daß sie sich der Jugendhilfe wie auch anderen gesellschaftlichen Institutionen gegenüber öffnet. Noch scheinen die schulischen Rahmenbedingungen ein Zurückziehen der Schule auf sich selbst und vor allem auf den Unterricht zu begünstigen, noch gibt es offensichtlich zu wenig Druck, sich anderen Institutionen gegenüber zu öffnen. Von daher bleibt der Aufbau und die Ausgestaltung tragfähiger Kooperationsbeziehungen zwischen Jugendhilfe und Schule, die mehr beinhalten als einen bilateralen Austausch singulärer Nützlichkeiten, auch für die Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Jugendarbeit eine Anforderung an die Zukunft.

Als ein weiterer wichtiger Kooperationspartner wurden von fast allen Projekten im Bereich der Mädchensozialarbeit, also den Projekten, die kommunal operierten, und von dem Projekt im Bereich der Berufsorientierung das Arbeitsamt genannt. Besonders zu Anfang der Projektlaufzeit wurde auf die geplante Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt ein besonders Gewicht gelegt. Wie sich allerdings während des Programmverlaufs herausstellte, wurde diese Kooperation nur begrenzt eingelöst, teils weil der Schwerpunkt Berufsorientierung wegen des geringen Alters der tatsächlich anwesenden Zielgruppe aufgegeben werden mußte, teils weil die Kooperationsbeziehungen mit anderen Kooperationspartnern, vornehmlich der Schule, die gesamte Aufmerksamkeit der MitarbeiterInnen beanspruchte. Von den verbleibenden Projekten wurde der Aufbau und die Etablierung von Kooperationsbeziehungen mit dem Arbeitsamt als sehr schwierig befunden, so daß dieser Arbeitsschwerpunkt weitgehend zurückgestellt wurde. Offensichtlich waren die Grundlage für die Installation von Kooperationsbeziehungen mit dem Arbeitsamt noch weniger gegeben als bei der zumindest benachbarten pädagogischen Institution der Schule. Bezüglich des Arbeitsamtes sind die Modellprojekte offensichtlich mit den Bemühungen nach Zusammenar-

beit auf erhebliche Widerstände gestoßen, wenn die Kooperationsbestrebung über die Herstellung punktueller Kontakte, etwa der Durchführung eines einmaligen Berufsorientierungstages in der entsprechenden Region hinausging und eher eine kontinuierliche Zusammenarbeit angestrebt wurde. Von den MitarbeiterInnen eines Projekte wurde die Abwehr des Arbeitsamtes, an das in mehreren Versuchen herantreten wurde, ‚als Geste der Bedrohung‘ thematisiert:

SPI: Gibt es denn Schwierigkeiten hinsichtlich der Umsetzung ihres Ziels „Berufsorientierung“?

Also wir haben einen Termin beim Arbeitsamt gehabt und haben versucht, in Richtung Berufsberatung dürfen wir ja direkt nicht durchführen, also versuchen wir in die Richtung Berufsorientierung mehr zu gehen. Und wir hatten Schwierigkeiten mit dem Arbeitsamt, weil wir haben das Gefühl gehabt, daß das Arbeitsamt sich uns gegenüber nicht öffnet und das Arbeitsamt will gar nicht so richtig mit uns zusammenarbeiten. Das kann sich belaufen, daß es auch diese MitarbeiterInnen, die da nun saßen, daß es sich darauf beläuft, daß vielleicht andere Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter da die Hände offen tragen Das wäre so eine große Schwierigkeit.

Und das Wichtigste ist, daß sie in die Strukturen reinkommen und dann auch persönlich diesen Menschen kennen, um auch mit ihm besser umzugehen zu lernen. Und das ist ein Riesenproblem, der Konkurrenzkampf ist da, jeder will versuchen, seine Projekte zu initiieren und durchzukämpfen. Und auf der anderen Seite ist es natürlich so, daß gerade in der Berufsberatung diese beiden Damen, die da saßen, die haben in dem Moment eine Konkurrenz gesehen und die haben nicht einmal hinterfragt, warum Jugendliche nicht zufrieden sind mit der Berufsberatung. Da kommen dann welche, die mal irgendwo in so einem Projekt rumrennen, von der Qualifizierung her natürlich überhaupt nicht ihnen gleichgesinnt sind und die haben nicht einmal nachgefragt, daß ihre Art, daß es eigentlich eine Ergänzung wäre, dieses Projekt, sondern sie sahen einen Angriff auf ihre Arbeit. Und haben gedacht, wir würden an ihrem Stuhl sägen. (0312822/2881)

Neben diesen Befürchtungen und dem generellen Fehlen von institutionalisierten kommunalen Vernetzungsstrukturen spielte für die verhinderte Kooperation mit dem Arbeitsamt aber auch eine Rolle, daß der Sinn der ‚Extraförderung‘ von Mädchen nicht eingesehen wurde oder das Hauptaugenmerk bei den MitarbeiterInnen immer noch auf der Arbeitslosigkeit von Jungen lag:

SPI: Wie weit wird denn die ganz reale Berufsorientierung eine Rolle spielen? Also die Vermittlung von Praktika und dergleichen, neben der Berufsberatung.

Das ist sehr schwierig. Die Situation, die regionale Situation ist natürlich so, daß wir kaum Ausbildungsplätze, geschweige Arbeitsplätze für Mädchen haben.

Oder überhaupt für Jugendliche. Und das ist natürlich ein Problem, daß natürlich viele sagen auch beim Arbeitsamt, für Jungen haben wir auch keine, warum macht Ihr den Schwerpunkt Mädchen. Das sage ich ehrlich. Und das wird uns auch eigentlich sehr oft – das kenne ich aus meiner Arbeit- auch vorgehalten. Jungen kriegen nichts, also für Mädchen nicht auch noch extra. Wir sind froh, überhaupt welche zu haben. (031477/492)

Neben solchen Faktoren, die die Kooperationsbeziehungen erschwerten, wurde von den MitarbeiterInnen der Modellprojekte beklagt, daß auf Seiten der MitarbeiterInnen des Arbeitsamtes eine erhebliche Angst vor Konkurrenz zu beobachten war, so daß sinnvolle und keineswegs zeitintensive Kooperationsmöglichkeiten nicht genutzt wurden, mit denen sich Synergieeffekte hätten herstellen lassen:

SPI: Also wenn das Arbeitsamt jetzt in dem Bereich für Sie zuständig ist, könnten Sie ja viel mehr kooperieren?

Das hatten wir uns ja so gedacht mal. Also ich bin zu allen Veranstaltungen, die Richtung Medien oder LUK-Berufe zum Arbeitsamt gegangen, und habe daran teilgenommen, am Abend, wenn die Jugendlichen dann auch da waren. Also auch immer die Möglichkeit dort gehabt und genutzt, unseren Verein vorzustellen, also unser Projekt, speziell die Mädchen angesprochen und ihnen auch gesagt, was ich ihnen für Angebote machen kann. Und einige haben es auch wahrgenommen und sind dann zu uns gekommen, haben sich hier mit Grafik befaßt und so. Und wir dachten jetzt, die MitarbeiterInnen des Arbeitsamtes würden dann, wenn die Mädchen vor ihnen sitzen und sagen, „wir möchten das gern ...“, daß sie die zu uns schicken. Nein, es ist irgendwo, als wenn wir ihnen ins Handwerk pfuschen oder etwas wegnehmen würden. Das wollen sie nicht. (0112801/828)

Auch diesem Projekt, das originär im Feld der Berufsorientierung angesiedelt war, ist es während der ganzen Projektlaufzeit nicht gelungen, eine ernst zunehmende Kooperation mit dem Arbeitsamt aufzubauen. Die Aktivitäten der Mitarbeiterinnen beschränkten sich folgerichtig am Ende der Projektlaufzeit darauf, die Informationen des Arbeitsamtes über die neuen IT- und die neuen Medienberufe zu sondieren und weiterhin die Veranstaltungen des Arbeitsamtes zu besuchen, auf denen diese vorgestellt wurden. Eine sinnvolle Zusammenarbeit zwischen der eher vermittelnden Tätigkeit des Arbeitsamtes und der berufsorientierenden Arbeit des Projektes konnte nicht hergestellt werden – trotz des hohen Engagement der Projektmitarbeiterinnen.

Insgesamt kann konstatiert werden, daß die Kooperation mit dem Arbeitsamt sich für die Bundesmodellprojekte als noch schwieriger erwies als die Zusammenarbeit mit der Institution Schule. Hier muß, gerade wenn die Projekte nicht

im Feld der Jugendsozialarbeit bzw. Jugendberufshilfe angesiedelt sind, noch nach grundsätzlichen Wegen gesucht werden, wie sich diesbezüglich eine Zusammenarbeit realisieren könnte. Allein mit der Aufforderung zur Kooperation ist in diesem Fall wenig auszurichten, und auch das Bestreben von Jugendhilfeprojekte, die Arbeitsämter für eine Zusammenarbeit zu gewinnen, reicht nicht aus.

Nur in einem Projekt hat sich während der Laufzeit zwischen dem Arbeitsamt und dem Mädchenprojekt eine kontinuierlich wachsende Kooperationsbeziehung entwickelt, in die auch die Institution Schule mit einbezogen wurde. Diesem Projekt ist es gelungen ein regionales Verbundsystem aufzubauen und in Ansätzen über verbindliche Arbeitsgruppen zu institutionalisieren, in das alle kooperationsbereiten Kontexte integriert werden konnten. Auffällig und ungewöhnlich ist auch, daß sich, initiiert von dem Bundesmodellprojekt, kommunale Kooperationsbeziehungen entwickelt haben, die gleichfalls über das Projekt hinausgingen und eine gewisse Eigenständigkeit entwickeln konnten:

SPI: Wie gestalten sich denn die Kooperationen, z. B. zwischen Arbeitsämtern, Jugendämtern etc., politischen Funktionsträgern?

Also wiederum, also für K. habe ich den Eindruck, ist es was sehr, sehr Neues, daß wir anfangen, Institutionen anzusprechen und die auch zusammenzubringen. Ich glaube, daß sie mit uns zusammenarbeiten, ist mittlerweile selbstverständlich, aber daß sie über uns sich einander nähern, also das ist so im Zuge und im Laufen. Und ich glaube, daß das für K. doch was Neues ist. Ich glaube, wir haben so eine Art Drehscheibenfunktion, daß gerade schwerpunktmäßig im Bereich Berufsorientierung, daß Leute in Kontakt miteinander gebracht werde, die wahrscheinlich sonst nicht groß was miteinander zu tun gehabt hätten. Also ein Beispiel, daß die Frau vom Arbeitsamt wohl Jugendliche bei sich hatte und diese eine Bewerbung schreiben wollten und sie gesagt hat, sie wüßte nicht, wo sie die in K. hinschicken kann, um einen Computer zu benutzen, und alle von der Jugendarbeit total entrüstet waren, „was, wir haben Computer ohne Ende“, und diese Frau wußte das schlichtweg nicht. Aber nicht aus fachlicher Inkompetenz, sondern weil Institutionen wenig miteinander zu tun haben, oder auch die W.-Schule. Der Lehrer, der in O. wohnt, K. kaum kennt, von der schulischen Struktur her nicht und der plötzlich erfährt, ach, er kann in dem Jugendkeller Technik nutzen, in dem anderen kann er Räume nutzen. Er kann das auch in seinem Unterricht ein bißchen einbauen.

SPI: Das heißt also, für gelungene Kooperationen muß es bestimmte Voraussetzungen geben?

Ganz wesentlich ist vielleicht dieses Nach-außen-Gehen, an die Öffentlichkeit und sich quasi einen positiven Hintergrund zu holen, damit die anderen, mit de-

nen man Kooperation pflegen möchte, davon überzeugt sind, das ist was, was mich auch wieder höher bringt oder weiter bringt oder so. Also wirklich dieses, das Nach-außen-Darstellen, daß man gut ist, daß man was zu bieten hat. Und wichtig ist auch, Unterschiede stehen lassen können auch. Respektieren, daß das wirklich systembedingt ist, auf diese Unterschiede hinweisen

Im Normalfall ist es ja auch so, daß der Rektor von so und so, allerhöchstens mit dem Arbeitsamtsleiter oder dem Sozialamtsleiter auf einer Ebene konferiert, ohne die Mitarbeiterebene. Und was wir hier zusammen gekriegt haben, ist wirklich eine absolute Mischung der Ebenen. (0623246/3320)

Offensichtlich ist es diesem Projekt gelungen, den Verbundaufbau zu befördern. Diese Arbeit wurde – was die Mitarbeiterinnen wiederholt als positive Voraussetzung des Gelingens betont haben – durch die neutrale Position in dem kommunalen Umfeld aufgrund der ‚Fremdfinanzierung‘ seitens des Bundes ermöglicht. Das Modellprojekt fungierte in diesem kommunalen Zusammenhang im Sinne einer neutralen Instanz als Moderationsstelle, über die der Aufbau von Kooperationsbeziehungen kommuniziert und über die die unterschiedlichen Systemlogiken vermittelt werden konnten. Da diese neutrale Position, die anscheinend für den Aufbau von Kooperationsbeziehungen unterschiedlicher Institutionen von Vorteil ist, im Grunde für alle Bundesmodellprojekte galt, ist es notwendig, nach weiteren Voraussetzungen zu fragen, die den Erfolg dieses Projektes möglich gemacht haben. Diesbezüglich lassen sich tatsächlich einige Voraussetzungen dokumentieren, die in den anderen Modellprojekten, die an der Etablierung ähnlicher Kooperationszusammenhänge interessiert waren, nicht gegeben waren: Die kommunalen Strukturen, in die das Projekt eingebettet war, waren überschaubar, es bestanden auf Seiten des Trägers gute Kontakte zu den politischen RepräsentantInnen der Kommune, die Projektleiterin war in zahlreichen Gremien der Kommune vertreten und gleichfalls Mitglied im örtlichen Jugendhilfeausschuß, das Projekt hatte von Anfang an Wert auf eine gute Öffentlichkeitsarbeit gelegt, aber das Entscheidende war vermutlich, daß dieses Projekt von den führenden Vertretern der kommunalen Politik gewollt und unterstützt und vom zuständigen Sozialbürgermeister auch persönlich gefördert wurde.

Neben der Schule und dem Arbeitsamt wurden als weitere Kooperationspartner von den Bundesmodellprojekten, besonders von denjenigen, die auf der kommunalen Ebene tätig waren, die Einrichtungen der örtlichen Jugendhilfe benannt. Diese Kooperationen waren eher thematisch angelegt, d. h., indem hinsichtlich einer Veranstaltung oder eines geplanten Angebotes zusammengearbeitet wurde, oder strukturell ausgerichtet, d. h., indem Formen der Zusammenarbeit installiert wurden, die auf die Beförderung mädchenpolitischer Strategien vor Ort zielten. Auch wenn in dem einen oder anderen Projekt gelungene Formen der Zusammenarbeit zu verzeichnen waren, so überwogen hinsichtlich des Aufbaus und der Stabilisierung solcher Kooperationen doch die Schwierigkei-

ten. Von sechs der neun Projekte, die kommunal tätig waren, wurde das Konkurrenzdenken als wesentlicher Faktor benannt, der eine Kooperation mit anderen Einrichtungen der Jugendhilfe erschwert hat, ein Tatbestand, der sich während der Programmlaufzeit nur begrenzt veränderte:

SPI: Schildern Sie doch mal, wie Sie eingebunden sind in die bezirklichen Strukturen.

Also wir versuchen, reinzukommen in die bezirklichen Strukturen, und sind als Träger auch im Jugendhilfeausschuß vertreten. In gewisser Weise und sehr vorsichtig werden wir auch beargwöhnt. Also, da ist noch mal eine zusätzliche Schwelle, die durch die ganz normalen Mädchenprojekte der freien und öffentlichen Träger hier in K. überschritten werden muß. Es ist nicht von vornherein so, daß alle die Arme ganz weit aufhaben und uns umzingeln und festhalten. Wenn die eine bessere Arbeit machen als ich, sind die Mädchen da und ich habe sie nicht mehr. Wenn ich sie nicht mehr habe, was wird aus meiner Stelle? Das ist das. Das wollen wir nicht verneinen.

SPI: Im Rahmen dieses Mädchenarbeitskreises auch?

Auch da. So was wird nie gesagt. So was kann man nur spüren. Und es ist auch eine Tatsache, wenn das eine ABM-Stelle in dem Projekt ist und sie weist nicht nach, wie viele Mädchen da durchlaufen, wird der Rotstift dort angesetzt, wo zu wenig sind. Von daher ist es nicht so einfach zu sagen, Kooperation und Zusammenarbeit. (01112067/2115)

In zwei weiteren Projekte schienen die Widerstände der umliegenden, örtlichen Jugendhilfeeinrichtungen einen noch deutlicheren Ausdruck zu finden. Während in einem Bundesmodellprojekt beklagt wurde, daß die anderen bestehenden Jugendhilfeeinrichtungen schon während der Laufzeit des Projektes – in baldiger Hoffnung auf dessen Ende – Verhandlungen über eine gerechte Verteilung des Inventars des Bundesmodellprojektes führten, wurde von einem anderen Projekt beklagt, daß sie bei der Suche nach Kooperationspartnern, die einen geschlechtsbezogenen Ansatz forcieren, auf weitreichende Ablehnung gestoßen sind und demzufolge sich nur solche Kooperationen realisieren ließen, die gleichsam ‚persönlich unterfüttert‘ waren, deren MitarbeiterInnen mehr oder minder zum privaten Freundeskreis der Projektleiterin zählten. Nur von einem Projekt wurde ausdrücklich und schon während der Ersterhebung darauf verwiesen, daß es bei den umliegenden Trägern und Kooperationspartnern keine Konkurrenzgedanken gab, „weil der Solidaritätsgedanke unter den Trägern stark ausgeprägt ist“ (0112887) und daß deshalb – gerade hinsichtlich der Strukturarbeit – Kooperationen möglich waren.

Eine besondere Position nimmt in bezug auf die Schwierigkeiten der Kooperation mit Jugendhilfeeinrichtungen das Projekt des Verbandes für Körper- und

Mehrfachbehinderte ein, das allerdings nicht auf einer kommunalen Ebene plazierte war. Hinsichtlich dieses Projektes wurde von der Leiterin wiederholt betont, daß die Schwierigkeiten einer Kooperation mit Jugendhilfeeinrichtungen hier weniger an solchen Faktoren wie Konkurrenz auszumachen sind, als vielmehr die vorhandenen gesetzlichen Grundlagen solche Kooperationsbeziehungen von vornherein einschränken und erschweren. Weil körperbehinderte Mädchen und Jungen im KJHG nicht vorkommen, sondern das BSHG, d. h. das Sozialamt für sie zuständig ist, gestalteten sich Kooperationen mit der Jugendhilfe generell schwierig, auch deshalb weil ihr Status als Behinderte damit wiederum in den Vordergrund rückt und nicht ihre Situation als Mädchen und Junge mit einer Behinderung (vgl. 3.1).

Da diese gesetzliche Grundlage, die Kooperationen mit Jugendhilfeeinrichtungen grundsätzlich erschwerte – unabhängig von den oft fehlenden behindertengerechten Rahmenbedingungen in Jugendhilfeprojekten –, ist es dem Bundesmodellprojekt erst im letzten Jahr der Laufzeit gelungen, auch die Jugendämter, die Mädchenprojekte und die Landesarbeitsgemeinschaften Mädchenarbeit zu erreichen, d. h., während es sehr schnell möglich war, ein Netzwerk für Mädchenarbeit in der Behindertenhilfe aufzubauen und zu institutionalisieren, wurde der Aufbau von Kontakten mit Einrichtungen und Institutionen der Jugendhilfe noch während der Zweiterhebung als mühsamer Prozeß beschrieben. Dieses hat sich aber in der anschließenden Laufzeit des Projektes auch aufgrund dessen Erfolge deutlich verändert:

SPI: Hat Ihr Projekt Auswirkungen auf die Institutionen der Jugendhilfe?

Also. Es hatte Auswirkungen schon. Ich kriege es nicht unmittelbar mit, aber durch, durch die Tagung eigentlich, die Tagungen der Mädchenarbeit, an denen wir/ich teilnehmen, teilgenommen haben, es hat Auswirkungen, weil ich war halt jetzt auf dieser Tagung von der BZgA – „Meine Sache, Mädchen gehen ihren Weg“ –, und man kommt ja dann informell immer gut ins Gespräch, und also die Zeitschrift wird viel wahrgenommen. Es sind auch so, ich habe auch eine Kollegin aus einem Mädchentreff Pforzheim getroffen, die ich ganz zu Anfang in Stuttgart auf einer Tagung mal getroffen habe, die hat gesagt, ja, ich mach jetzt ab und an so eine Gruppe. Auch eine Mädchengruppe. Aber sie sagt halt auch, daß es ist ganz schwierig, weil ich kann die da nicht alleine machen, das sind schwerst behinderte Mädchen, ich brauche dann zusätzliches Personal, die Mittel sind knapp dafür. Also sie muß sich Honorarkräfte dafür suchen, das Geld steht nicht zur Verfügung. Es ist schwierig. Es ist ein ganz langwieriges Geschäft, aber es hat schon Wirkung hinterlassen. Ja, also insgesamt in der Jugendhilfe, vom Jugendamt oder Mädchenprojekten, da haben wir auch schon doch viele Anfragen. Das hat deutlich zugenommen und wird immer mehr. (0931230/1296)

Ein wesentlicher Grund für die Etablierung der Kontakte mit Einrichtungen und Institutionen der Jugendhilfe war in der Etablierung der Zeitschrift MIMI zu erkennen, die auch weiterhin, über die Laufzeit des Bundesmodellprojektes hinaus, vom Verband finanziert wird. Offensichtlich konnte damit auch bezogen auf die Jugendhilfe eine große Öffentlichkeit für die Anliegen behinderter Mädchen und junger Frauen hergestellt werden, und sich infolgedessen sowohl über die hinderlichen gesetzlichen Rahmenbedingungen hinweg gesetzt als auch der Vereinzelung engagierter Personen entgegengewirkt werden. Dieser Erfolg – so kann man prognostizieren – wird insgesamt für die Behindertenhilfe wie für die Jugendhilfe neue zukünftige Perspektiven eröffnen.

3.6 Konzeptionelle Innovationen

Bei der Frage nach den konzeptionellen Innovationen wurde der Versuch unternommen, Erkenntnisse aus den Modellprojekten sowohl hinsichtlich der Veränderung weiblicher Leben- und Problemlagen zu dokumentieren als auch hinsichtlich der konzeptionellen Weiterentwicklung des Handlungsfeldes Mädchenarbeit. Dabei wurde während der unterschiedlichen Erhebungen schwerpunktmäßig vier Fragenkomplexen nachgegangen. Die MitarbeiterInnen der Modellprojekte wurden dazu aufgefordert, ihre Erkenntnisse aus der praktischen Tätigkeit hinsichtlich spezifischer Lebens- und Problemlagen von Mädchen und jungen Frauen im allgemeinen und bestimmter Zielgruppen im besonderen zu transferieren. Sie wurden danach befragt, welche Bedarfe sie für Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit vor Ort bzw. in ihren spezifischen Handlungsfeldern erkennen. Sie wurden weiter gebeten zu dokumentieren, mit welchen Angeboten und Maßnahmen welche Zielgruppen der Mädchen besonders gut zu erreichen waren und warum bzw. auf welche spezifischen Lebens- und Problemlagen der jeweiligen Zielgruppen der Mädchen mit welchen Angeboten und Maßnahmen reagiert wurde. Des Weiteren wurden die MitarbeiterInnen befragt, welche Momente des Modellprojektes sie insgesamt hinsichtlich der konzeptionellen Weiterentwicklung des Handlungsfeldes Mädchenarbeit für innovativ erachten.

Bei der Auswertung dieser Themenkomplexe und ihrer Analyse spiegelte sich – wie erwartet – und anders als bei der Auswertung der institutionellen Innovationen die Heterogenität der Projekte wider. Daneben zeigte sich, daß die Aussagen der MitarbeiterInnen gleichfalls stark auf die Lebenslagen der Mädchen und die Bedarfe vor Ort bezogen waren, ein weiteres Plädoyer für die sozialräumliche Ausrichtung der Jugendhilfe. Neben diesem starken kommunalen Bezug auf der einen Seite und der Gebundenheit der konzeptionellen Innovationen an die Spezifik der jeweiligen Handlungsfelder auf der anderen lassen sich auch eine Reihe von Themenkomplexen bestimmen, die projektübergreifend von Bedeutung waren. So wurde von allen Projekten hervorgehoben, daß die Problematik der Aus-

bildung und der Berufswahl – soweit die AdressatInnen ein bestimmtes Alter erreicht hatten – ein wesentliches Thema in den Projekten war. Dies gilt auch in solchen Projekten, in denen die MitarbeiterInnen zunächst konstatieren mußten, daß ‚ihre‘ Mädchen noch nicht von dieser Problematik betroffen waren, aber später, zum Ende der Laufzeit der Projekte gleichfalls berichteten, daß sich die Wahl eines Berufes und die Suche nach einem Ausbildungsplatz für die Mädchen generell und teilweise verstärkt durch die wirtschaftlichen Probleme des kommunalen Umfeldes in der Zwischenzeit als ein großes Problem erwies. Von fast allen Projekten wurde deshalb hervorgehoben, daß Jugendhilfe und besonders die Mädchenarbeit den Schwerpunkt Berufsorientierung in Kooperation mit den Arbeitsämtern und der Schule mehr in den Mittelpunkt ihrer Arbeit zu stellen hätte (neben anderen Angeboten, die gleichfalls notwendig sind). Dieses wurde auch vor dem Hintergrund dessen hervorgehoben, daß auch die Eltern keine oder wenig Kenntnisse in diesem Bereich haben, deren Meinung gerade bei Mädchen aber bestimmend für die Wahl des Berufes und der Suche nach einem bestimmten Ausbildungsplatz ist. (Daß die Haltung und Meinung der Eltern, bei der Berufswahl ihrer Töchter – anders als bei den Söhnen – eine besonderes Gewicht erhält, wurde auch in der aktuellen Expertise des Deutschen Jugendinstituts „Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen“ dokumentiert, vgl. Nissen/Keddi/Pfeil 2001). Angesichts der rasanten gesellschaftlichen Transformationsprozesse und des Umbaus des Arbeitsmarktes (die Hartzreform war hier zeitlich noch nicht berücksichtigt) wurde von den Bundesmodellprojekten hervorgehoben, daß vorrangig Angebote fehlen, die im berufsorientierenden Bereich angesiedelt sind und die individuell genutzt werden können. Gerade in diesem Bereich wurden die Notwendigkeiten von Jugendhilfe in einer berufsorientierenden Angebotsstruktur in Form eines Verbundsystems mit Schulen und Arbeitsämtern gesehen, wobei alle Projekte darauf aufmerksam gemacht haben, daß solche Angebote für alle Zielgruppen, d. h. auch für Gymnasiastinnen notwendig wären und nicht nur für besonders benachteiligte Jugendliche einzurichten sind. Im Feld der *Berufsvorbereitung* wurde insgesamt von allen MitarbeiterInnen eine zentrale Aufgabenstellung für die zukünftige Ausgestaltung der Jugendhilfe gesehen, zudem aber gleichzeitig konstatiert, daß in den berufsorientierenden Handlungsfeldern ein großes Vakuum der Zuständigkeit herrscht, gleichermaßen eine strukturelle Leerstelle:

SPI: Wenn ich Sie jetzt fragen würde, worin Sie für sich die größte Schwierigkeit, mit der dieses Projekt zu kämpfen hat, sehen würden. Welche ist das für Sie jeweils?

Also für mich ist die größte Schwierigkeit dieser Übergang zwischen Schule und Beruf. Also dieses ‚weder Fisch noch Fleisch‘ sein. Also jungen Menschen in der Orientierung zu helfen, ist wirklich ein Feld, was man sich noch mal genauer angucken muß. Was bedeutet das eigentlich, pädagogisch auch, was ich denn

da machen muß, um orientierend helfen zu können? Ich glaube, da hätte es wirklich Sinn, daß man da noch mal ganz tief einsteigt, weil es wird einfach auch an Bedeutung gewinnen, weil die Personen, die orientierend wirken können, einfach verschwinden. Also sie sind nicht mehr so fachkompetent, wenn sich das alles so weit spezialisiert. Also, das ist für mich eine große Schwierigkeit in diesem orientierenden Feld, in dieser Übergangszeit von jungen Menschen angesiedelt zu sein, also genau diese Entscheidung anzubahnen, was das eigentlich heißt und wie man das am besten anfängt. Das ist wirklich eine inhaltliche Schwierigkeit, darauf dann entsprechende Angebote zu entwickeln. Das ist eine große Schwierigkeit, weil ich denke, daß diese Entscheidung später fällt. Also sie fällt irgendwie in der zehnten Klasse, das ist schon wahr, für die allermeisten Jugendlichen. Aber dieses ‚ob es denn dann richtig war‘, das wird man wirklich erst später erkennen. Und das nun so zu machen, daß diese Entscheidung möglichst schon die richtige gewesen ist, das halte ich für eine große Herausforderung, Ich denke auch, da kann man noch ein bißchen was machen, das genauer zu erfassen, was eigentlich los ist. Ich sehe das auch so in dieser Richtung, daß man da noch ein Feld hat, wo man sich betätigen kann und sollte. Denn gerade wenn solche Sachen, wie wir sie hier machen, irgendwann mal wegfallen, dann stehen sie ja wieder vor diesem Loch Schule und dann Beruf, und dazwischen gibt es wieder nichts, was für die Jugendlichen Beratung und Hilfestellung bedeutet, oder es wird mehr in die Schule verlagert, aber irgendeiner muß sich, denke ich, verantwortlich fühlen. Und sie besser auf die Berufswahl und Orientierung vorbereiten, als es jetzt der Fall ist. (01122407/2552)

Gerade von diesem Projekt, das von seinem Anliegen ausschließlich in dem Feld der Berufsvorbereitung engagiert war und in dem unterschiedliche Beratungs- und Praxisangebote durchgeführt wurden, wurde daraufhin gewiesen, daß für dieses Feld die beraterische Zuständigkeit nicht geklärt ist und so in der realen Praxis Schule diese Aufgabe an die Arbeitsverwaltungen delegiert, während die Arbeitsverwaltungen die Aufgabe der Berufsorientierung als eine schulische Verpflichtung betrachtet. Es fehlen Verbundsysteme, mit der berufsorientierenden Maßnahmen generell für Mädchen wie Jungen umgesetzt werden können und in denen die Heranwachsenden und besonders die Mädchen praxisorientiert unterstützt werden, sich mit (neuen) Berufen bekannt zu machen und individuell beraten zu lassen:

SPI: Heißt das eigentlich auch, daß Sie selber in so einem vakanten Feld sind mit Ihrem Projekt? Wo man nicht genau weiß, wo sie eigentlich hingehören?

Ja, genau. Es erweist sich auch als die schwierigste Arbeit in der Verankerung des Projekts über die Modellaufzeit hinaus, genau in diesem Feld angesiedelt zu sein, wo die Senatsverwaltung für Schule sagt, daß das Beruf und nicht ihr Ding sei und sie unterrichten und Mathe machen muß usw. Und die Senatsverwaltung für Frauen und Berufliche Bildung sagt, daß das vorher stattfinden muß. Keiner

fühlt sich so recht zuständig. Das hat ja auch etwas mit Kompetenz zu tun. Es ist schwierig. Wie können nur versuchen, eine Mischfinanzierung auf die Beine zu stellen, glaube ich, also u. a. auch Jugendhilfe, im Präventionsbereich Beratung auch für Normale und nicht nur für Benachteiligte, jedes junge Mädchen kann das gebrauchen, eigentlich auch jeder Junge, da machen wir uns mal nichts vor, aber wir machen das nun mal mit Mädchen, also die in jedem Falle. Die müssen eben nicht irgendwie sozial behaftet sein, sondern das können sie alle gebrauchen, selbst die, die dann noch studieren wollen, oder Gymnasiastinnen, also es ist genau das gleiche Spiel, was wir da mit dem Arbeitsamt erlebt haben, wie mit ihr umgegangen wird. (01122460/2485)

Die von fast allen Projekten genannte Aufforderung an Jugendhilfe, sich im Feld der Berufsorientierung, also im Vorfeld einer konkreten Berufswahl anders und intensiver zu engagieren, gründet auf der Erfahrung der Umstrukturierungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt. Da infolgedessen sowohl alte Berufe überflüssig werden und neue entstehen als auch heute allgemein andere Qualifikationen verlangt werden, herrscht ein deutlicher Mangel an Unterstützungsangeboten für Jugendliche, die ihnen helfen, eine ihnen entsprechende Berufswahl zu treffen. Auf diesen Mangel ist auch deshalb hinzuweisen, weil auch die traditionell berufsorientierenden Instanzen, wie das Elternhaus, die Schule, aber teilweise auch die Arbeitsämter – so die Erfahrungen des Bundesmodellprogramms – selber von diesen neuen gesellschaftlichen Entwicklungen wenig Kenntnisse haben und als Unterstützungsinstanzen ausfallen. Eine gute und breit gefächerte Berufsvorbereitung ist aber bezogen auf eine spätere Arbeitsmarktintegration gerade für Mädchen besonders wichtig, um dem geltenden Tatbestand entgegen zu wirken, daß sich die Hälfte der Mädchen nach wie vor für die zehn wichtigsten ‚Frauenberufe‘ entscheidet und berufliche Möglichkeiten in anderen Berufen, die wesentlich größere Chancen eröffnen würden, von vornherein ausschließt. Da eine qualifizierte *Berufsorientierung*, die heute für eine spätere Berufswahl und einen späteren Berufseinstieg nicht ganz unerheblich erscheint, von den traditionellen Instanzen nur noch begrenzt geleistet wird, muß nach neuen Modellen in diesem Handlungsfeld gesucht werden, und dies auch für die Mädchen und Jungen, die (noch) nicht als besonders benachteiligt gelten.

Der zweite wesentliche Schwerpunkt, der von dem Großteil der Projekte benannt wurde, ist ein inhaltlich-methodischer. So wurde von über der Hälfte der Projekte daraufhin verwiesen, daß es gerade in der Arbeit mit Mädchen notwendig ist, einen Ansatz zu verfolgen, der nicht problembezogen ist und sich nicht an einem vermeintlichen Defizit orientiert. Im Gegensatz dazu wurde von den MitarbeiterInnen hervorgehoben, daß Angebote und Maßnahmen einen stärkeren Qualifizierungsanspruch haben sollten. Diese Aussagen der MitarbeiterInnen beziehen sich auf zwei Seiten. Zum einen auf die Herangehensweise der MitarbeiterInnen in ihrer Arbeit und zum anderen auf den Charakter der Angebote

selbst. Bezogen auf den ersten Aspekt wurde wiederholt thematisiert, daß es für die Rekrutierung der Mädchen zwingend war, daß diese sich nicht über ein Problem oder über eine an die Geschlechtszugehörigkeit gebundene Defizitunterstellung, ‚weil du ein Mädchen bist‘, definieren mußten. Die Angst vor einer geschlechtsbezogenen Stigmatisierung, die auch von Helga Krüger in ihrem Einleitungsreferat zum 11. Deutschen Jugendhilfetag benannt wurde (Krüger 2000, S. 46), wurde auch von den MitarbeiterInnen der Bundesmodellprojekte hervorgehoben. Statt dessen wurde betont, daß es gerade für den zukünftigen Fortbestand und die Weiterentwicklung des Handlungsfeldes Mädchenarbeit notwendig wäre, Angebote und Maßnahmen für spezifischen Zielgruppen von Mädchen zu machen, die thematisch und mit einem starken Lebenslagenbezug angelegt sind:

SPI: Wenn man das jetzt mal ein bißchen erweitert, oder wo sehen Sie bezogen auf die inhaltliche Arbeit die Zukunft von Mädchenarbeit und Mädchenförderung, unabhängig, ob das jetzt Migrantinnen sind?

Also, ich sehe das weniger, die Zukunft von Mädchenarbeit, weniger in diesen offenen, unklaren, langen Angeboten, die sich über zehn Jahre hinwegziehen, und immer das gleiche bleiben, sondern ich sehe es einfach wirklich in also konkreten noch mal klaren und für die Mädchen durchschaubaren, transparenten Angeboten. Also die wirklich, ja, an ihrem Bedürfnis, also sei es jetzt für die achte Klasse oder neunte Klasse ein Bewerbungsworkshop, also einfach, daß man wirklich ihre Bedürfnisse trifft. Und ergänzend dazu vielleicht nicht nur: „Ich mache ein Angebot für Dich, weil Du bist Mädchen und Du brauchst das Angebot“ sondern einfach; „Ich mache ein Angebot, weil Du Dich für dieses Angebot interessierst und den Nutzen daraus haben möchtest, aber nicht, weil Du ein Mädchen bist und man Dir helfen muß, irgendwelche Sachen zu kompensieren oder so“. Das heißt, man geht über das Thema, und nimmt das Geschlecht quasi erst mal zurück. Also nicht so dieses Defizit mit Mädchen da gleich setzen. (0532637/2667)

An diesen Hinweis in bezug auf die Fortschreibung der Konzepte in der Mädchenarbeit, die sich mehr thematisch ausrichten sollte, war gleichfalls gebunden, daß es in diesem Bundesmodellprogramm zum Großteil nicht mehr gelang, Mädchen und junge Frauen über das Geschlechterthema ‚frontal‘ anzusprechen. Eine solche Herangehensweise kommt offensichtlich bei Mädchen und jungen Frauen nicht mehr an. Als sogenanntes Negativbeispiel wurden im Kontext von Veranstaltungsangeboten der politischen Jugendbildung diesbezüglich solche Seminare angeführt, in denen von Konzeptionen ausgegangen wurde, die die Benachteiligung von Mädchen und Frauen direkt zum Thema hatten, bzw. daß auch solche Veranstaltungsangebote nicht angenommen wurden, die die politische Partizipation von Mädchen und Frauen, und damit exklusive ‚weibliche‘ Engagementformen thematisierten. Als Gründe für dieses Desinteresse wurde

angeführt, daß die Mädchen und jungen Frauen zum einen das Geschlechterthema unter Diskriminierungsaspekten nicht mehr für relevant erachten und zum anderen sie zwar die Forderungen und Errungenschaften des Feminismus für positiv befinden, aber der Feminismus und der mit ihm assoziierte Frauentyp über ein problematisches Image verfügt und Mädchen und jungen Frauen deshalb zwar nicht den Inhalten an sich, aber dem Begriff ‚Feminismus‘ oder auch der ‚Frauenbewegung‘ skeptisch gegenüberstehen.²⁴

Da von einem Großteil der (älteren) Mädchen und jungen Frauen – anders als bei jungen Mädchen und bestimmten spezifischen Zielgruppen – aufgrund dieses Hintergrundes ausschließlich geschlechtshomogene Angebote eher abgelehnt wurden –, wurde von einigen Projekten die Entwicklung von Mädchenarbeit hin zu Formen einer reflexiven Koedukation gesehen, ohne daß geschlechtshomogene Settings generell abgelehnt würden. Von einem Projekt, dessen Träger das Jugendamt selber war, wird Mädchenarbeit als ein Teil einer qualifizierten Koedukation definiert, d. h., Mädchenarbeit kann nach dessen Verständnis auch in einem bestimmten koedukativen Kontext stattfinden und ist nicht mehr allein an die Abwesenheit von Jungen gebunden:

SPI: Ist es quasi auch das erste Mal so, daß ‚reine Mädchenarbeit‘ jetzt gemacht werden in der Schule?

Wir müssen, glaube ich, ein Mißverständnis aufklären. Wir machen zwar Mädchenarbeit, aber wir haben uns in jahrelanger Tätigkeit darauf geeinigt, daß für uns die Basis für Mädchenarbeit auch eine reflexive Koedukation ist. Wir wollen also nicht Mädchen rausnehmen und mit denen arbeiten, das würde in dem Moment heißen, aus personellen Gründen, Jungen fallen über. Wir möchten gerne mit Jungen und mit Mädchen arbeiten und sie irgendwie in Reflexion zueinander treten lassen. Das ist für uns so das Konzept, wo wir denken, da möchten wir gerne arbeiten und das ist ganz wichtig. Und das ist jetzt auch nach meiner spontanen Entscheidung eine Grundlage für dieses Videoprojekt. Aber da kommen wir später zu. Also ich meine, wir haben in der Schule ja die Diskussion, Koedukation stand am Anfang. Jetzt sind wir so weit, daß gefragt wird, inwieweit müssen wir Koedukation wieder aufheben, um Mädchen zu fördern, z. B. im Chemie- und Mathematikunterricht usw. oder im Medienunterricht, der läuft. Und wir sind zwar auch der Meinung, ja, punktuell machen wir das gerne. Da muß man es einfach machen. Aber wichtiger ist, die irgendwann wieder zusammen fließen zu lassen und dann zu reflektieren. (071218/237)

Von anderen Projekten wurde hinsichtlich der konzeptionellen Weiterentwicklung der Mädchenarbeit auf Formen einer reflexiven Koedukation im Sinne ei-

24 Vgl. Unveröffentlichter zweiter Zwischenbericht des Projektes „Gleichheit und Differenz weiblicher Engagementformen“ der AKSB. Ludwigshafen, 2000 S. 17 und unveröffentlichter Endbericht des gleichnamigen Projektes, a.a.O., S. 34

ner direkten Kooperation zwischen Mädchenarbeit und Jungenarbeit verwiesen, weil infolgedessen zum einen beide Geschlechter geschlechtsbezogen qualifiziert würden und zum anderen die Mädchenarbeit im kommunalen Umfeld von den immer noch geltenden Legitimationszwängen befreit würde. Weil solche Kooperationen zwischen Mädchenarbeit und Jungenarbeit gerade auch in der Zusammenarbeit mit Schulen sehr erfolgreich waren, überhaupt der Einbezug geschlechtshomogener Settings und geschlechtshomogene Angebote in stark formalisierten Institutionen (wie z. B. auch das Feld der Heimerziehung) am besten zu gelingen schienen, wurde von den Projekten, die geschlechtshomogene Angebote durchgeführt und nicht auf eine spezifische Zielgruppe, wie z. B. Migrantinnen gesetzt haben, die Kooperation von Mädchenarbeit und Jungenarbeit als zukunftsfähiges Modell einer geschlechtsbezogenen Jugendarbeit gesehen:

SPI: Wie lief denn der Prozeß der Kooperation mit Mädchenarbeit in Ihrem Projekt hier? Von Beginn bis jetzt, auch vor dem Hintergrund, der sich an dem Titel festgemacht, Mädchenarbeit über die Implementierung von Jungenarbeit zu stärken?

Ein ganz wichtiger, gut funktionierender Bereich ist da so der Kontakt Jugendhilfe/Schule. Also das ist ja, führt dann auch schon auf Ihre Frage hin, der Kontakt mit der Mädchenarbeit, das war jetzt hier ein ganz wichtiges Thema vor Ort in T. Also, da kann man sich vor Anfragen kaum retten. Also der Kollege, der muß wirklich steuern, daß er jetzt für 2002 langsam Plätze vergibt für Schulprojekte. Also die Schule ist da, glaub ich, ziemlich gelähmt auf das Geschlechterthema hin und auch hilflos. Da gibt es natürlich auch eine klare Vorgabe von Lehrplan. Also der Bildungsplan der Grundschule ist so strukturiert, daß es eigentlich von der 1. bis zur 4. Klasse durchgehen sollte, das Thema Geschlecht, Sexualität, Familie. Also da ist wirklich auch ein inhaltlicher Bedarf. Das, glaub ich, sowohl auf der Mädchen- wie auch auf der Jungenseite. Also, da die Menge von Schulprojekten hat enorm zugenommen, und die Nachfrage ist riesig. Also ich denke, gerade da in dem Bereich kann man das auf jeden Fall so sagen, allein einfach dadurch, daß es einfacher ist und so dann die Mädchenarbeit deutlich mitgezogen oder mit unterstützt hat. Und die TIMA hat sich dadurch, jetzt unsere Sitzungen, aus dem Spezialbereich schon in den allgemeinen Jugendhilfebereich auch öffnen können dadurch. (0103406/504)

Bezogen auf die Charakteristik der Angebote und Maßnahmen selbst ließ sich in den Bundesmodellprojekten eine deutliche Tendenz dahingehend festmachen, daß ein Qualifizierungsanspruch in der Projektarbeit in den Vordergrund getreten war und die freizeitpädagogische Ausrichtung der Angebote und Maßnahmen abgenommen hat – auch in den Projekten, die eher als Offene Mädchenarbeit konzipiert waren. Gerade bei solchen Zielgruppen, die wie (türkische) Migrantinnen oder Aussiedlerinnen einer besonderen sozialen Benachteiligung unterliegen, wurde ein starker Verwertungsnutzen in der Charakteristik der Ange-

bote nachgefragt. Aber auch im Handlungsfeld der politischen Jugendbildung, das als Handlungsfeld eher nicht auf marginalisierte Jugendliche ausgerichtet ist, wurde die Erweiterung der Bildungsarbeit im Sinne einer stärkeren Ausrichtung auf eine berufsbezogene politische Bildungsarbeit thematisiert,²⁵ weil diese von den unterschiedlichen Zielgruppen stark nachgefragt wurde (vgl. 3.3). Von anderen Projekten wurde dagegen besonders hervorgehoben, daß es aktuell und hinsichtlich der zukünftigen Ausgestaltung der Angebote und Maßnahmen in der Jugendhilfe zwingend ist, diese Angebote und Maßnahmen zu professionalisieren, weil dies die Basis ist, Jugendliche heute überhaupt noch erreichen und in Angebote und Maßnahmen einbinden zu können:

SPI: Ich fand das interessant, was Sie sagten eben, daß das Interesse steigt, wenn man das ein bißchen professionalisiert.

Also Jugendangebote müssen immer hochprofessionell sein. Ich kann mir also nicht erlauben, mit einem Halbwissen da hineinzugehen und zu sagen: „Also, ich habe da letztens mal Plätzchen gebacken, das klappt nun jetzt auch schon“. Das klappt nämlich nicht, garantiert nicht. Und ich probiere viel und gerne aus, aber ich stoße auch oft an meine Grenzen, dann muß ich sagen: „Wer kann das jetzt besser? Und wenn du das besser kannst, dann komme bitte und mache das.“ Und das bringt überhaupt nichts, irgendwie so ein Kauderwelsch dahin zu tun, dann kann ich das wirklich sein lassen und mit denen Fußball spielen. Ich muß selbst ganz genau wissen, was ich denen rüberbringen will. Ich muß die Fähigkeiten besitzen, das zu transportieren. Das kann ich aber nur über Gebiete, die ich selbst ganz genau kenne. Ich sollte ein möglichst breites Hintergrundwissen über die Sache haben, um Interessen in ganz viele verschiedene Richtungen zu streuen. Also wenn ich jetzt z. B. Videoangebote mache und wir kommen darauf zu sprechen, was kann ich denn in diesem Beruf werden und ich sage: „Ja, Kamerafrau oder Cutterin oder Regisseurin“. Es gibt aber doch noch hundert andere Berufe, die nicht so auffällig sind, die aber vielleicht genau den Nerv eines Jugendlichen treffen könnten. Wenn ich weiß, es gibt Toningenieure. „Oh, mit Ton haben wir immer schon gerne gearbeitet, das wäre die Möglichkeit.“ Du kannst auch Friseurin werden und wenn du fertig bist, dann machst du eine Ausbildung zur Maskenbildnerin und kannst dann beim Fernsehen arbeiten. Das muß ich doch wissen, wenn ich das weiterbringe, um großgefächertes Interesse zu streuen.

SPI: Was ist für die Jugendlichen daran entscheidend? Springen die sonst ab, brauchen die diese Professionalität, damit sie eingebunden bleiben in das Projekt?

25 Vgl. Unveröffentlichter Endbericht des Projektes „Gleichheit und Differenz weiblicher Engagementformen“ der AKSB. Ludwigshafen 2001, S. 34

Professionalität erzeugt doch immer so einen bestimmten Druck, so wie wir das jetzt haben. Wir haben ganz strukturierte Drehtage, das Produkt fällt und steht mit diesem Drehtag. So. Die müssen ganz konkret arbeiten und sind in so einen Rahmen eingespannt, wo alles auf Hochtouren kocht. Und dadurch sind die gefangen in das Projekt. Wenn ich dieses Arbeitstempo nicht vorgebe, kann es ja passieren, daß die einen schon mal drehen, die anderen sitzen dann da zwei Stunden und drehen Däumchen, die langweilen sich. Und wenn die sich langweilen, dann fallen die auch ab. (0711609/1653)

Daß die Einbindung von Professionellen aus nicht-pädagogischen Bereichen eine zunehmende Wichtigkeit erhält, will man Mädchen (und andere Jugendliche) mit Angeboten der Jugendarbeit erreichen, wurde wiederholt von den MitarbeiterInnen der Projekte der unterschiedlichen Handlungsfeldern betont. Eine konzeptionelle Weiterentwicklung der Jugendarbeit, die sich den aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen anpaßt, so die Erfahrungen in diesem Modellprogramm, verlangt auch nach der Mitarbeit von professionellen Fachkräften, die zunächst keine PädagogInnen sind:

SPI: Nun haben Sie ja viel erlebt in der Zeit. Auf der praktischen Ebene. Wie schlägt sich das nieder in Ihrer konzeptionellen Fortschreibung? Was ziehen Sie da für Ihre Weiterentwicklung der Konzeption raus?

Das ist so ein Punkt, wo die Erfahrungen hin gehen, also daß wenn man, gerade über Honorar, also wenn man gerade einen Workshop machen will mit den Mädchen, daß man immer mit professionellen Leuten zusammenarbeiten muß. Ich glaube, das ist ein tierisches Manko, gerade an der großen Middleinsparung. Also weil die Mädchen haben keinen Bock auf Dilettantismus. Also sage ich jetzt mal ganz böse, also und man selber ist halt einfach nur ein Mensch, man kann nur im begrenzten Rahmen, da hat jeder einen Schwerpunkt, ich kann da was mit Video machen, also kann ich mich als Profi bezeichnen, die M. könnte halt die Kanufreizeit usw. Und auch dann halt andere Geschichten, das muß man mit Profis machen. Und dann merkt man auch, daß die Mädchen das dann halt annehmen. Also daß es denen Spaß macht, und daß sie wiederkommen. Wenn die das Gefühl haben, ich verarsche sie ein bißchen, ich habe eigentlich selber keine Ahnung, dann hat sich das erledigt, und das ist halt wirklich ein Problem. Ich meine, wir haben jetzt das Glück, auch weil es ein Modellprojekt ist, daß die Honorarmittel mit drin gewesen sind. Und daß wir uns das auch, ich sage mal leisten können, die Professionellen zu bezahlen. Also damit funktioniert das dann halt. Und das ist unheimlich wichtig. (0421610/1710)

Diese deutliche Tendenz, andere Fachkräfte in die Angebote und Maßnahmen der Mädchenarbeit mit einzubeziehen, weil in diesen Angeboten von den AdressatInnen eine entsprechende fachliche Kundigkeit und Qualität der Umsetzung erwartet wird, wurde auch von dem Projekt aus der politischen Bildungsarbeit,

das türkische Oberstufenschülerinnen und Studentinnen als Zielgruppe hatte, berichtet. In diesem Projekt wurde ausdrücklich auf die besondere Bedeutung der unterschiedlichen Referentinnen verwiesen, über die den türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen eine andere Welt vermittelt werden konnte. Über diese Begegnungen war es der Zielgruppe möglich eigene Entwicklungsmöglichkeiten zu entwerfen, d. h. über den Kontakt und den Austausch mit den Referentinnen, die jeweils unterschiedliche berufliche Professionen ausübten, und den Erfahrungen, die von ihnen thematisiert wurden, konnte von den Adressatinnen die eigene Lebens- und Berufsplanung antizipiert werden. Bei aller Vorsicht angesichts der geringen quantitativen Basis läßt sich konstatieren, daß die Suche nach außerpädagogischen Profis, die in diesem Bundesmodellprogramm thematisiert wurde, ein Wunsch der heutigen Mädchen und jungen Frauen verdeutlicht (wie vermutlich von Jugendlichen im allgemeinen), mit Wirklichkeiten jenseits von Schule und Pädagogik in Berührung zu kommen. Über den Beruf der jeweiligen Fachkräfte, die aber weniger als Vorbilder, denn als Mentoren von Wirklichkeitsberührungen gesucht wurden, haben sich für die Mädchen und jungen Frauen Begegnungen mit anderen Lebenswelten ergeben, die in pädagogischen Feldern nicht gefunden wurden. In der Auswertung des Modellprogramms wurde diese Tendenz, von der auch in der Jugendforschung gesprochen wird (Ferchhoff 2000, S. 59), sehr deutlich.

Ein weiterer Schwerpunkt, der für die konzeptionelle Weiterentwicklung des Handlungsfeldes von Bedeutung war, war die von der Mehrheit der MitarbeiterInnen thematisierte Erfahrung, daß die Angebote und Maßnahmen, die umgesetzt wurden – nicht unbedingt die Angebotsstruktur –, einer großen Zielgruppendifferenzierung unterlagen. *Das* Mädchen als Adressatin der Mädchenarbeit scheint es nicht mehr zu geben, und selbst unter der vermeintlich homogenen Zielgruppe der Migrantinnen oder der Aussiedlerinnen überwiegen die *Differenzen* zwischen den Mädchen. Eine spezifische Zielgruppendifferenzierung wurde deshalb von beinahe allen Projekten betont, d. h., die Differenzierung der Zielgruppen, die in den jeweiligen Modellprojekten angesprochen wurden, bezieht sich z. B. nicht nur auf eine Unterscheidung hinsichtlich der Lebenslagen deutscher und türkischer Mädchen und junger Frauen, sondern auch auf die Differenzen innerhalb der Gruppe der deutschen wie der türkischen Mädchen. Dementsprechend wurden von den MitarbeiterInnen der Modellprojekte die konzeptionellen Ansätze der Angebote spezifiziert. So wurde von den ostdeutschen Projekten im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit im wesentlichen auf präventive Ansätze rekuriert, um auch die stillen Mädchen erreichen zu können, die mit ihren Problemen zunächst nicht weiter auffallen. In den Projekten, die im ländlichen Raum Mädchen angesprochen haben, wurden mobile

Angebote (ein mobiler Mädchenbus oder auch ein mobiles Internetcafé²⁶) forciert, um diese Mädchen aufgrund der weiten Entfernungen in der Region überhaupt zu erreichen. In dem Projekt, das das Ziel der Berufsorientierung verfolgte, wurde die Zielgruppendifferenzierung dagegen weitgehend vernachlässigt, um alle interessierte Mädchen und jungen Frauen mit den spezifischen thematischen Angeboten des Projektes ansprechen zu können. Bezogen auf diese (exklusive) Thematik konnte von einer Zielgruppendifferenzierung weitgehend abgesehen werden, weil die Mitarbeiterinnen feststellen mußten, daß bei Mädchen generell kein Technikinteresse vorhanden ist und dieses zunächst bei allen Mädchen gefördert werden mußte. Allein bezogen auf diesen spezifischen Bereich hat sich die Zielgruppenansprache vereinheitlichen lassen.

Insgesamt zeigt sich in den Projekten, die in der Regel vor allem deutsche Mädchen als Zielgruppe erreicht haben, eine deutliche Differenzierung hinsichtlich des Alters und vor allem der sozialen Schicht der Mädchen. Sie fand ihren Ausdruck darin, daß in den Projekten realiter nur eine Schicht erreicht wurde und die Altersstufen der anwesenden Mädchen sehr homogen waren (vgl. 3.2).

Deutlich aussagekräftigere Erkenntnisse lassen sich hinsichtlich der Projekte treffen, die mit spezifischen Zielgruppen, wie türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen, Migrantinnen, Aussiedlerinnen oder behinderte Mädchen gearbeitet haben. Auch wenn sich sowohl die Lebens- und Problemlagen als auch die Wünsche dieser Zielgruppen in vielen Bereichen nicht von deutschen Mädchen unterscheiden, so gibt es doch eine Reihe von Besonderheiten zu beachten, die eine spezifische Zielgruppenansprache verlangten bzw. die spezifische Anforderungen an eine adressatennahe Mädchenarbeit deutlich werden ließen.

In der Auswertung des Projekt des Bundesverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte zeigten sich Ansatzpunkte, die für eine zukünftige Arbeit mit behinderten Mädchen von Bedeutung sind. So läßt sich zunächst konstatieren, daß diese Zielgruppe insgesamt zuwenig berücksichtigt wird (auch aufgrund der nicht förderlichen Gesetzeslage), aber die Bedarfe nach Angeboten hoch sind. Die Angebote und Maßnahmen, die dieses Modellprojekt durchgeführt hat, sind nicht allein deshalb so besonders nachgefragt worden, weil erstmals bundesweit ausschließlich Angebote für behinderte Mädchen durchgeführt wurden, sondern weil es insgesamt zu wenig Angebote für behinderte Jugendliche gibt, die sie aus ihrem Elternhaus oder schulischen Umfeld ‚herausholen‘ und die sie zu Außenaktivitäten anleiten. Durch die fehlende Mobilität, die zentrale Beschulung mit ihren extrem langen Fahrwegen haben die behinderten Mädchen in ihrem Wohnumfeld kaum Kontakte zu anderen behinderten und nicht-behinderten Ju-

26 Diese Angebote wurden nicht umgesetzt, sondern sie wurden für die Fortentwicklung des Handlungsfeldes Mädchenarbeit unter den spezifischen Bedingungen des ländlichen Raums, als zukünftige Möglichkeiten thematisiert.

gendlichen. Sie leben extrem isoliert. Es gibt kaum Angebote für sie, die sie in dem Prozeß der Verselbständigung und Ablösung vom Elternhaus unterstützen, so daß – wie von der Projektleiterin berichtet wurde – dann „*ein Kinobesuch schon wirklich was ganz Besonderes ist*“ (093648). Behinderte Mädchen – so wurde durch die Arbeit des Projektes dokumentiert – werden ‚im Haus gehalten‘, d. h., auch die Rundum-Betreuung hat in der Behindertenarbeit durchaus eine geschlechtsbezogene Seite:

SPI: Aber welche Bedeutung schreiben Sie jetzt diesen Erkenntnissen zu, die Sie über behinderte Mädchen gewonnen haben, oder Sie sagten eben noch mal, daß sich diese verstärkt haben?

Ja, also ich denke es ist schon wichtig für die Arbeit mit den behinderten Mädchen und jungen Frauen, sich diese Lebenslagen auch vor Augen zu halten, immer wieder zu beachten. Gerade insbesondere so im Hinblick auch auf eine Elternarbeit. Und einfach auch so vom Ansatz her. Also, es sind die Mädchen, die nicht viel praktisch Außenkontakte haben, also da auch im Freizeitbereich, oder einfach auch außerhalb der Schule, z. B. dieser Rundum-Betreuung die besteht, auch in der Schule. Also die Schule verstärkt ja oder setzt eigentlich die Betreuung von den Eltern auch fort. Das einfach auch zu beachten und dann auch vielleicht in der Schule schon mal zu gucken, wie kann ich die Selbständigkeit von klein auf eigentlich fördern und auch eine Elternarbeit diesbezüglich leisten.

SPI: Was denken Sie denn, ist an diesen Erkenntnissen behindertenspezifisch, und was ist geschlechtsspezifisch? Wenn man das jetzt mal versucht zu teilen.

Also, behinderte Jungs gehen in die gleichen Einrichtung usw., von daher haben sie schon die gleichen Rahmenbedingungen. Denen fehlen genauso die behindertengerechten öffentlichen Verkehrsmittel, aber ich glaube, daß das Klammern der Eltern bei behinderten Mädchen, ich nenn das jetzt einfach mal Klammern, dieses Verdeckt-Halten, zu Hause halten, bei behinderten Mädchen noch mal extremer ist, weil so z. B. auch immer wieder die Angst mitspielt, ja sexueller Mißbrauch, oder beispielsweise auch Mädchen sind unerfahren, in großen Teilen auch überhaupt nicht aufgeklärt und daß von den Eltern so die Denkweise lieber gar nicht erst in dieser Richtung tätig werden, also keine schlafenden Hunde zu wecken. Das wurde also gestern in dem Gespräch mit der Lehrerin noch einmal ganz deutlich, daß da also auch aus dem Elternhaus überhaupt keine Aufklärung erfolgt und daß wirklich viele Eltern am liebsten die Mädchen auch zu Hause lassen, weil es ist ja auch etwas Unangenehmes, es ist ja auch mit einem Makel verbunden; ein öffentliches Makel, ein behindertes Kind zu haben. Bei Jungen ist es glaube ich, ist es doch etwas anders, weil sie schon auch in Jugendgruppen geschickt werden, um einfach die Selbständigkeit zu fördern. Bei Mädchen sehen sie ja nun überhaupt keine Rollenvorstellung, die können nicht einmal dieser traditionellen Rollenvorstellung entsprechen,

weil ihnen auch abgesprochen wird, durch Familie, Haushalt „eine sogenannte richtige Frau zu werden“. (092656/707)

Aufgrund der besonderen Lebens- und Problemlagen von behinderten Jugendlichen im allgemeinen und behinderten Mädchen im besonderen ist gleichsam jedes Angebot, jede Außenaktivität für behinderte Mädchen, jede Gruppe, die installiert wird und behinderte Mädchen miteinander in Kontakt bringt, allein schon eine konzeptionelle Innovation. Spezifiziert man diese Angebote vor dem Hintergrund, welche Angebote von den behinderten Mädchen gewünscht wurden, so läßt sich konstatieren, daß es Angebotsformen wie Disko, Kino, kulturelle Aktivitäten u. a. gab, die von behinderten Mädchen genauso nachgefragt wurden wie von nicht-behinderten, die aber im Normalfall wegen des immensen organisatorischen Aufwandes (Organisation eines Behindertenbusses, keine behindertengerechten Räume, Notwendigkeit einer Eins-zu-Eins-Betreuung etc.) nur sehr begrenzt realisiert werden. Daneben gibt es Wünsche nach geschlechtshomogenen Angeboten, die sich stark an den besonderen Lebens- und Problemlagen behinderter Mädchen festmachen lassen:

SPI: Mal ganz konkret gefragt: Welche Angebot müssen für behinderte Mädchen gemacht werden?

Was in dem Projekt immer noch ein Diskussionspunkt war, u. a. auf der Mädchenkonferenz ging es ja bei den Mädchen und jungen Frauen bei der Abschlußrunde sehr stark darum, Gruppen für behinderte Mädchen oder integrative Gruppen? Behinderte und nicht-behinderte Mädchen. Aber ich denke es gibt auch Themen, die nicht in dem integrativen Nebeneinander von behinderten und nicht-behinderten Mädchen besprochen werden können. Ich denke, behinderte Mädchen haben ganz andere Probleme, Fragen im Bereich Sexualität, Partnerschaft, Berufswahl als nicht-behinderte Mädchen. Wo einfach auch die Lebenserfahrungen überhaupt nicht vergleichbar sind. So im Bereich Freizeitaktivitäten, was mach ich da, da glaube ich, unterscheiden sich die Interessen von behinderten und nicht-behinderten Mädchen überhaupt nicht. Aber ich glaube schon, daß es wichtig ist, Gruppen nur für behinderte Mädchen anzubieten, wo es um sehr spezielle Fragestellungen geht. Was auch immer wieder sich erweist, ist dieses integrative Miteinander ist sehr, sehr schwierig. Meistens sind die Erfahrungen, die mir zugetragen werden, so, das funktioniert eigentlich nicht, nicht-behinderte und behinderte Mädchen in einer Gruppe.²⁷ (0921416/1446)

Unter den spezifischen Fragestellungen, die für behinderte Mädchen in geschlechtshomogenen Gruppe von besonderer Bedeutung waren, läßt sich als ein Ergebnis dieses Modellprojektes eindeutig der Schwerpunkt ‚Partnerschaft und Sexualität‘ ausmachen (vgl. 3.3) unter – und auch darauf wurde wiederholt ver-

²⁷ Wenn es integrative Gruppen gab, dann stellte sich auch meistens heraus, daß es sich bei den nicht-behinderten Mädchen, um sogenannte ‚Geschwisterkinder‘ handelte.

wiesen – Einbezug behinderter Pädagoginnen. Scheinbar ist es für behinderte Mädchen kaum möglich, sich in ihrem Alltag darüber auszutauschen, weil dieses Feld in der Schule nicht thematisiert und von den Eltern umgangen wird:

SPI: Welche Angebote sind Ihrer Meinung nach besonders gut gelaufen, und was waren die Gründe dafür?

In den Gruppen im Mittelpunkt der Arbeit standen, es kam immer wieder das Thema Sexualität, Partnerschaft. Und es hat sich rausgestellt, ganz wichtig einfach auch diese Themen in diesem Rahmen nur Frauen junge Frauen unter sich zu besprechen. Das steht zwar auf dem Lehrplan und es wird in den Klassen behandelt, aber da kommen einfach viele Dinge nicht zur Sprache. Und grade in diesen Mädchengruppen. Wir haben es ja selber miterlebt, bei den Besuchen auch grade der Gruppen vor Ort ist das einfach das Thema. Da tauen die Mädchen erst mal auf. Mal sozusagen. Also man kann es wirklich merken, daß sie dann erst mal so sich trauen zu fragen, weil halt Mädchen mit Behinderung zum Teil auch gar nicht die Chance erhalten, über Sexualität und so was zu reden. Weil denen ihnen das zum Teil auch abgesprochen wird. Es wird totgeschwiegen. Auch die Eltern sprechen es gar nicht an. Aber letztendlich ist es halt ein ganz wichtiges Thema, was die Mädchen interessiert, und diese Themen sind fast in allen Gruppen zur Sprache gekommen, und da war auch so ein ganz wichtiger Aspekt dieser Erfahrungsaustausch untereinander. (093541/586)

Andere spezifische Zielgruppen, die im Rahmen dieses Modellprogramms angesprochen wurden, waren die (türkischen) Migrantinnen und die Aussiedlerinnen. Auch in bezug auf diese Zielgruppen ließen sich wesentliche Momente einer spezifischen Zielgruppenansprache festhalten. In den beiden Projekten, die Migrantinnen und Aussiedlerinnen als gemeinsame Zielgruppe hatten, läßt sich zunächst allgemein eine große Heterogenität in bezug auf die Lebens- und Problemlagen dieser Zielgruppen thematisieren, die sich auch in unterschiedlichen Angebotsformen und -notwendigkeiten widerspiegelte. Nach Auswertung der Ergebnisse beider Projekte mußte bei der Zielgruppe der Migrantinnen und Aussiedlerinnen nach wesentlichen Kategorien differenziert werden. In bezug

- auf die Wohnsituation, die von Übergangswohnheimen bis zu ganz normalen Wohnungen reicht,
- auf die unterschiedlich großen Kenntnisse der deutschen Sprache,
- auf die jeweilige Stufe der ‚Ausländerhierarchie‘, auf der sie jeweils stehen, und der damit verbundenen unterschiedlich starken Diskriminierung,
- auf die Frage nach der eigenen Identität in Deutschland,
- auf den Zeitpunkt, wann die Adressatinnen nach Deutschland gekommen sind,
- auf das Ausmaß der Freiwilligkeit, mit der sie sich in Deutschland aufhalten bzw. der Möglichkeiten der Rückkehr in ihre Heimatländer

Auch wenn die beiden Zielgruppen der Migrantinnen und der Aussiedlerinnen im Vergleich zu *deutschen* Mädchen vieles gemeinsam haben, etwa die erhöhte Benachteiligung auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, ein erschwerter Zugang zu den neuen Kommunikationsmedien, die deutlich engere Bindung an die Herkunftsfamilie, ein Leben zwischen zwei unterschiedlichen kulturellen Wertesystemen, die stärkere Unkenntnis ihrer Eltern hinsichtlich des deutschen Bildungs- und Ausbildungssystems, so zeigten sich auch zwischen den beiden Gruppen beträchtliche Differenzen, die sich in erster Linie an ihrem unterschiedlichen kulturellen Status und den damit verbunden Problemen festmachen ließen. Hier zeigten sich bei den Aussiedlerinnen die gravierendsten Schwierigkeiten, weil sie im Gegensatz zu der dritten Generation der Migrantinnen, erst spät nach Deutschland eingereist sind und oft in gesonderten Wohnblöcken untergebracht wurden (in Kehl z. B. in ehemals französischen Kasernen), zwar einen deutschen Paß besitzen und Deutsche sein sollen, obwohl sie sich als Russinnen fühlen, zudem sprachlich wesentlich größere Schwierigkeiten haben und infolgedessen unter massiven Statusproblemen leiden:

SPI: Also ist das so, daß die Mädchen diese Frage, also: „Wo komme ich her, was bin ich?“, ist das eine Frage, die alle sehr beschäftigt?

Also vordergründig erst mal nicht, also es ist aber hintergründig auf jeden Fall. Also, das würde ich auf jeden Fall so sehen.

SPI: Glauben Sie denn, daß diese Mädchen, also diese Rußlanddeutschen, sage ich jetzt mal so, daß es die hier schwerer haben als z. B. Türkinnen in der dritten Generation?

Also, was es ihnen schwerer macht, ist also einfach die Tatsache, daß sie hier mit vierzehn, fünfzehn, sechzehn hierher kommen und einfach die Sprache nicht sprechen und möglicherweise in Kasachstan, Rußland oder sonst wo, auf einem Gymnasium waren und jetzt in der Hauptschule landen, und da das überhaupt nicht mehr schaffen, da rauszukommen, aus welchen unglücklichen Gründen auch immer, also ich denke, mit diesen Schwierigkeiten haben die hier zu kämpfen. Also, das ist einfach für die ganz unklar, für ein türkisches Mädchen ist es klar, auch wenn es hier geboren ist und möglicherweise einen deutschen Paß hat, das ist ein türkisches Mädchen, „ich bin Türkin“, so, oder; „Ich bin Italienerin, Spanierin“ oder was auch immer. Und bei diesen Mädchen ist es einfach total unklar. Sind sie Russinnen, sind sie Deutsche, sind sie Rußlanddeutsche? Also ich denke, das ist da wirklich ganz ... die müssen sich da erst irgendwie positionieren. Und unsere Erfahrung ist einfach die, daß sie sich wirklich teilweise dann auch als Russinnen positionieren, wobei sie dann ganz unzufrieden sind damit. (0532338/2390)

Auf die Frage nach einer spezifischen Zielgruppenansprache auf dem Hintergrund der Erfahrungen der Modellprojekte wurde von den Mitarbeiterinnen angeführt, daß beide Zielgruppen in erster Linie klar strukturierte Angebote präferierten, deren Nutzen für sie erkennbar war und die dazu beitragen, ihre Lebenssituation in Deutschland zu verbessern (von basalen Informationsangeboten bis hin zu individuellen, paßgenauen Qualifizierungsmaßnahmen) und die sich ausdrücklich an den oben thematisierten unterschiedlichen Kategorien orientierten. Freizeitpädagogische Angebote dagegen wurden von den Zielgruppen nur begrenzt und vermehrt von den Migrantinnen nachgefragt, mit allerdings einer signifikanten Ausnahme: Offensichtlich gibt es aufgrund des besonderen kulturellen Hintergrundes eine extreme Nachfrage von Aussiedlerinnen nach Angeboten im Bereich Tanz und Theater (vgl. 3.3). Jenseits dieser verschiedenen Angebotsformen, die von den Zielgruppen aufgrund ihrer spezifischen Lebens- und Problemlagen und s.o. ihres besonderen kulturellen Hintergrundes präferiert wurden, wurde die Besonderheit der Zielgruppenansprache von den Mitarbeiterinnen darin gesehen, die Differenzen zwischen den verschiedenen Gruppen zu beachten und sie nicht in Form einer stigmatisierenden Herangehensweise als ‚Migrantinnen‘ zu vereinheitlichen:

SPI: Gibt es signifikante Unterschiede zwischen der Migrantinnengruppe, also zwischen den einzelnen Nationalitäten, die es in dieser Arbeit unbedingt zu berücksichtigen gilt?

Also ich denke so, Stichwort interkulturelle Arbeit oder Kompetenz. Also es gibt ja viele kulturelle Unterschiede, die man nicht gleich machen soll, darf, die sollten unbedingt Beachtung finden, und also dieses Individuelle, Du bist nicht Migrantin, sondern Du bist Türkin oder Du bist Italienerin oder Du bist Deutsche oder Du bist hier geboren in Deutschland, also so dieses Individuelle sollte nicht, meiner Meinung nach nicht aus dem Blickwinkel rücken. (0532284/2301)

Die Notwendigkeit eines individuellen Zugangs, der von den Mitarbeiterinnen der beiden Modellprojekte mit der Zielgruppe Aussiedlerinnen und Migrantinnen thematisiert wurde, und des Absehens von strukturellen Zuschreibungen, die eine Einordnung in den Katalog der Benachteiligung erzeugen würden, entspricht dem, was von anderen MitarbeiterInnen der Modellprojekte in bezug auf die Kategorie Geschlecht benannt wurde, d. h., zwischen der Abwendung von der Kategorie Geschlecht als vereinheitlichendes Zugangskriterium und der Notwendigkeit eines individuellen Zugangs zu Mädchen, welcher Couleur auch immer, findet sich offensichtlich eine Entsprechung: Die Ansprache über Kategorien, denen ein Benachteiligungshinweis anhaftet, wurde von den MitarbeiterInnen dieses Bundesmodellprogramms als nicht zukunftsfähig gedeutet.

Als letzter Punkt soll an dieser Stelle noch einmal der Blick auf das Projekt mit der Zielgruppe der türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen gewor-

fen werden. Dem Modellprojekt ist durch eine „spezielle Zielgruppenansprache“ (081375) gelungen, eine neue Zielgruppe für die politische Bildungsarbeit zu gewinnen. Im Zuge dessen konnten gleichfalls viele Informationen über die besonderen Lebenslagen dieser auch türkischen Minderheit dokumentiert werden. Da dieses Projekt unter einer starken Partizipation und inhaltlichen Steuerung der angesprochenen Zielgruppe selbst stattfand, verweisen die Themen der durchgeführten Seminare auch auf die Wünsche und Bedarfe der Zielgruppe selbst, die für die Seminare gewonnen wurde. Im Vordergrund dieser Zielgruppe stand eindeutig der Wunsch, die eigene ‚türkische Seite zu komplettieren‘ (sowohl hinsichtlich der Aneignung von Wissen über die türkische Kultur und Geschichte als auch bezogen auf die Stärkung der eigenen Identität) und darüber sowohl die Integration zu forcieren als auch sich als deutsch-türkische Akademikerinnen zwischen den beiden Kulturen zu plazieren. Daß bei diesem Prozeß die Bildung eine so prominente Rolle spielte, ist nicht nur deshalb verständlich, weil über Bildung Karriere und damit auch Aufstiegsmöglichkeiten eröffnet werden, sondern weil die Möglichkeiten der Bildung für Mädchen und junge Frauen im Kontext der türkischen Kultur neben der Heirat die einzige Möglichkeit ist, ihr Elternhaus zu verlassen:

SPI: Dann würden mich noch ein paar Sachen interessieren jetzt im Verhältnis zur deutschen Jugend als Vergleichsmaßstab. Ich weiß gar nicht, ob das so zu beantworten ist. Aber würden Sie sagen, daß es bestimmte, vielleicht türkische Spezifika gibt in Blick auf so Ablösungsprozesse wie Ablösung von der Familie, Erprobung eines eigenen Erwachsenwerdens oder diese Sachen, die dann so anstehen zwischen 18 und 20 Jahren?

1) Ja, was mit Sicherheit anders ist, ist einfach das Von-zu-Hause-Ausziehen. Das gibt es in dieser Form nicht. Also daß man sagt wie bei den Deutschen, mit 18 Jahren zieht man von zu Hause aus, also das kenne ich auf jeden Fall bei meinen deutschen Freunden. Und bei mir und bei mir in der Gegend ist das dann schon auf Unverständnis gestoßen, als ich ausgezogen bin. Das ist ein ganz anderer Prozeß, also das ist ein Problem von Türken, denke ich schon, daß die Kinder und gerade die Töchter sich ab einem gewissen Alter selbständig machen, das ist noch ein sehr neues Gebiet und bedarf der Entwicklung. Also gerade wenn ein türkisches Mädchen auszieht, ist das sehr problematisch. Ich denke auch, daß das der einzige Vorwand ist, worunter man ausziehen kann, also die Bildung halt. Das wird gerade noch akzeptiert. Alle anderen Vorwände werden da nicht akzeptiert, es sei denn, man heiratet natürlich.

2) Ja, genau. Also ich denke auch, daß es bei uns eben nur die zwei Alternativen gibt, entweder Bildung oder Heirat. Dann kann man eben von Zuhause als Mädchen raus. Bei den meisten, ich will das nicht ganz generalisieren. Es gibt natürlich auch manche türkischen Familien, die vielleicht offener eingestellt sind.

Das zeigt wiederum, wie hoch eigentlich jetzt Bildung zur Zeit bei den Türken angesiedelt ist. Also das ist sehr, sehr wichtig. (0811966/2002)

Vor diesem Hintergrund ist verständlich, warum diese Zielgruppe türkischer Mädchen und junger Frauen Bildung ein so enormes Gewicht zugeschrieben hat, ist Bildung für diese Gruppe doch der entscheidende Weg zur Verselbständigung. Aber auch unter Statusgesichtspunkten spielte die Aneignung von Bildung für türkische Mädchen und junge Frauen eine besondere Rolle, weil Bildung ihnen ermöglicht, ihren Eltern „die deutsche Gesellschaft erklären zu können“ (0811641), und sie deshalb im familiären Zusammenhang eine hohe Anerkennung genießen.

Die herausragende Bedeutung von Bildung jenseits der Bedeutung, die diese für die genannte Zielgruppe hat, wird auch noch mal deutlich, wenn man danach fragt, warum dieses Projekt in der türkischen Öffentlichkeit auf eine so hohe Resonanz gestoßen ist. Im Verhältnis zur deutschen Öffentlichkeit, die auf Angebote von Mädchenarbeit oder geschlechtsbezogene Ansätze eher skeptisch bis ablehnen reagiert, weil sie dahinter tendenziell ein feministisches Engagement vermutet, verwunderte die Evaluatorin u. a. die uneingeschränkte Akzeptanz dieses Modellprojektes in der türkischen Öffentlichkeit. Während der Schlußerhebung wurde deutlich, daß die Gründe für diese unterschiedliche öffentliche Akzeptanz in einem unterschiedlich kulturellem Begründungsdiskurs liegen. Während in Deutschland Mädchenarbeit und Mädchenförderung mit dem Emanzipationsdiskurs begründet werden, der politisch und ideologisch von der feministischen Politik eingefärbt ist, ist im kulturellen türkischen Kontext Mädchenarbeit und Mädchenförderung eingebunden in den kemalistischen Erziehungsdiskurs. Darin eingebunden aber spielt Mädchenförderung als wichtige gesellschaftliche Aufgabe einer qualifizierten, modernen Erziehung eine wichtige Rolle und ist gesellschaftlich anerkannt. Auch deshalb hat sich wohl ein breites, unterstützendes Netzwerk in diesem Projekt etabliert, infolge dessen sogar Sponsoren gefunden wurden, die dazu beigetragen haben, das Projekt über die Modellaufzeit weiterzuführen. Auch wenn in diesem Zusammenhang unterschiedliche kulturelle Hintergründe für eine unterschiedliche gesellschaftliche Akzeptanz verantwortlich gemacht werden können, so zeigt dieses zumindest an, daß sich Mädchenarbeit tendenziell auch anders politisch einführen und begründen ließe als im Rahmen der vertrauten feministischen Politisierung.

3.7 Institutionelle Innovationen

Die institutionellen Innovationen, die durch dieses Modellprogramm hervorgerufen wurden, sollen an dieser Stelle nach zwei Seiten hin beurteilt werden. Zum einen soll analysiert werden, inwieweit dieses Programm Auswirkungen auf die jeweiligen Träger der Modellprojekte hatte, zum zweiten soll thematisiert wer-

den, welche Effekte hinsichtlich anderer (kommunaler) Einrichtungen und Institutionen der Jugendhilfe zu verzeichnen waren.

3.7.1 Trägerspezifisch

Da zu Beginn der Laufzeit des Modellprogramms nur von vier der evaluierten Projekte²⁸ berichtet wurde, daß es beim jeweiligen Träger eine institutionelle Vorerfahrung in bezug auf Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit gibt, und nur von zwei Projekten dezidiert eine bestehende Verankerung von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit thematisiert wurde, ist die Frage zu beantworten, ob sich hinsichtlich deren Implementierung bei den jeweiligen Trägern wesentliche Effekte dokumentieren lassen, die über die Laufzeit der Modellprojekte hinausweisen. Ein harter Indikator, um diese Effekte bemessen zu können, wäre dementsprechend die (modifizierte) Fortführung und Weiterfinanzierung der Projekte nach Auslaufen des Bundesmodellprogramms. Nimmt man diesen Indikator als wesentlichen Maßstab, um die Effekte des Bundesmodellprogramms abschätzen zu können, so kann man von einem großen Erfolg des Programms sprechen. Nur in zwei Projekten wurde keine (modifizierte) Fortführung des Bundesmodellprojektes erreicht, wobei dies in dem einen Projekt mit hoher Wahrscheinlichkeit ausschließlich daran lag, daß alle drei Mitarbeiterinnen andere (persönliche) arbeitsfeldbezogene Prioritäten setzten und für eine weitere Mitarbeit vor Ort nicht mehr zur Verfügung standen.²⁹

Neben der Frage nach der Fortführung und Weiterfinanzierung der Bundesmodellprojekte nach Ende der Programmlaufzeit lassen sich auch solche Effekte benennen, die – bei den meisten Trägern – an die Etablierung eines neuen Handlungsfeldes und an eine trägerinterne Auseinandersetzung mit der Arbeit des Projektes bzw. an die Implementierung einer geschlechtsbezogenen Sichtweise geknüpft waren. Retrospektiv lassen sich bezogen auf diesen Prozeß Fragen stellen, die auf die Akzeptanz des Handlungsfeldes bei dem jeweiligen Träger zielen, die die Integration von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit in das Profil des Trägers zum Gegenstand haben und die auf die Konstituierung trägerinterner Vernetzungsstrukturen zur Absicherung des Handlungsfeldes ausgerichtet waren. Darüber hinaus läßt sich untersuchen, ob über das Modellprojekt hinaus eine Auseinandersetzung mit geschlechtsbezogenen Arbeitsansätzen stattgefunden hat und eine Integration dieser Arbeitsansätze in die Strukturen des Trägers gelungen ist, d. h. der geschlechtsbezogene Ansatz sich trägerintern von der direkten Anbindung an das Modellprojekt lösen konnte.

28 Für die drei kooperierenden Projekte konnten diese Vorerfahrungen aufgrund der anderen Ausrichtung dieser Projekte nicht erhoben werden. Dennoch ließen sich auch in diesen Projekten Effekte hinsichtlich der Verankerung von Mädchenarbeit, bzw. geschlechtsbezogener Arbeit benennen.

29 Zwei Mitarbeiterinnen haben die Kleinstadt verlassen, um woanders zu leben, während die dritte es vorzog, in ihren ‚früheren‘ Beruf zurückzukehren.

Entsprechend der gelungenen modifizierten Fortführung und Weiterfinanzierung der Bundesmodellprojekte ist auch die Akzeptanz von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit bei den Trägern gestiegen, selbst bei denjenigen Projekten, deren Träger anfänglich der Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogenen Arbeit skeptisch gegenüberstanden, diese teilweise auch trägerintern blockierten. Selbst bei diesen Trägern konnten weitgehende Akzeptanzwerte vermittelt werden. Auch die noch während der Erst- und Zweiterhebung zu konstatierende begrenzte Akzeptanz von Mädchenarbeit bei den ostdeutschen Trägern hatte sich zum Ende der Programmlaufzeit wesentlich verbessert. Nur bei einem Projekt, das folgerichtig auch nicht fortgeführt und weiter finanziert wurde, ließen sich diesbezüglich keine positiven Effekte dokumentieren:

SPI: Noch mal die Frage: Welche Bedeutung hatte Ihrer Meinung nach das Projekt für Ihren Träger?

Auf der einen Seite als Prestigeobjekt, Vorzeige. Auf der anderen Seite halt sich aber bedeckt halten, was so die Umsetzung auch in struktureller Ebene betrifft. Wobei ich trotzdem der Meinung bin, daß sich was getan hat. Ich glaube aber, auf Vorstandsebene, also ich bin mir auch nicht sicher. Ich rede da immer und rede und erkläre das Projekt und kriege aber keine Rückmeldung. Da ich keine Rückmeldung kriege, weiß ich nicht so richtig, wie es aufgenommen wird. Eine eigentliche Rückmeldung zu der Jugendclubbroschüre; im Vorwort war die Mädchenarbeit, die nun die M. nun schon seit Jahren in Frankenberg macht, nicht erwähnt. Das war eigentlich eine eindeutige Antwort. Also das ist halt, irgendwie schwierig. Also ich meine, unser Geschäftsführer, der sagt, der Vorstand will das Projekt, der Vorstand findet das Projekt gut. Aber ich bin mir nicht sicher, ob das vom Vorstand kommt oder ob er versucht, einfach aus seiner Vermittlerrolle heraus uns was Gutes zu tun und sagt uns, also der Vorstand findet das halt gut. Und da bin ich mir gar nicht sicher.

SPI: Inwieweit hat dieses Projekt denn Ausstrahlungseffekte für die Arbeit Ihres Trägers?

Also ich kann es in der Praxis nicht so richtig nachvollziehen, weil das doch ziemlich auseinanderläuft. Also, die Projekt so unterschiedlich halt sind. Also, es ist auf jeden Fall so, daß es anderen Problemen nachgeordnet ist. Also wenn es halt um Gelder oder was weiß ich nicht geht oder um strukturelle Probleme innerhalb eines Projektes, rutscht das einfach hinten dran. (0431988/2059)

Die Gründe für die mangelnde Akzeptanz von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit lagen bei diesem Träger auf mehreren Ebenen. Als erstes ist anzuführen, daß die Projektkonzeption von einem Geschäftsführer erstellt worden ist, der vor Beginn der Projektlaufzeit aus trägerinternen Konflikten vom Vorstand entlassen worden war, und somit der Träger ein Projekt übernommen

hatte und gefördert bekam, das ihm unbekannt war. Obwohl der Träger während der Laufzeit dieses Projektes durchaus als Prestige- und Repräsentationsprojekt für seine Reputation nutzte, standen die Leitung des Trägers und viele weitere MitarbeiterInnen der Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogenen Arbeit weitgehend desinteressiert gegenüber. Das Profil des Trägers korrelierte nicht mit einem geschlechtsbezogenen Arbeitsansatz, während andererseits die Mitarbeiterinnen wenig Zugang zu der Ausrichtung ihres Trägers hatten. Während der Laufzeit des Projektes war es nicht gelungen, die Ausrichtung des Trägers mit den Zielen des Projektes und den Mitarbeiterinnen in ‚Deckung zu bringen‘. Während der Träger ein Projekt hatte, das zwar auf der Repräsentationsebene nützlich war, aber das ansonsten so ‚nebenbei‘ mitlief, machten die Mitarbeiterinnen, die zu dem Träger in keiner besonderen Beziehung standen, ‚ihre‘ Arbeit, von der sich gar nicht genau wußten, wie diese mit dem Profil des Trägers korrelieren könnte. Obwohl die Evaluatorin frühzeitig auf diese Problematik aufmerksam gemacht hat, war schon zur Mitte der Projektlaufzeit absehbar, daß dieses Projekt am Ende des Bundesmodellprogramms nicht mehr weiter geführt werden würde. Auch die Leitung des Trägers hat zum Ende der Laufzeit des Bundesmodellprojektes keinerlei Anstrengungen unternommen, das Projekt in irgendeiner Form fortzusetzen und diesbezüglich nach Wegen und Möglichkeiten zu suchen.

Bei der Frage danach, ob Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit in die jeweiligen Trägerstrukturen implementiert werden konnte, lassen sich mit Blick auf die Ausgangssituation und den Start des Bundesmodellprogramms unterschiedliche Erfolge vermitteln. Für die beiden Träger, in denen Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit bereits verankert war, läßt sich vor allem dokumentieren, daß mit dem Erfolg dieser Projekte das Handlungsfeld weiter stabilisiert werden konnte. Da in dem einem Projekt Mädchenarbeit bzw. die Förderung von Mädchen in einem koedukativen Rahmen angelegt war, war hier die weitere Stabilisierung des Handlungsfeldes auch gebunden an eine konzeptionelle Öffnung und Innovation. „*So kann Mädchenarbeit auch aussehen*“ (0731172/1183), wurde als Prämisse vom Träger für die zukünftige Weiterentwicklung des Handlungsfeldes ausgegeben. Für die weiteren zwei Träger, die zumindest auf eine institutionelle Vorerfahrung hinsichtlich von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit aufbauen konnten, wurde infolge der erfolgreichen Arbeit der Bundesmodellprojekte von der Aufnahme dieses Handlungsfeldes in das Profil des Trägers berichtet. Während in dem einen Projekt Mädchenarbeit im Rahmen eines koedukativ arbeitenden Trägers (der in diesem Fall gleichbedeutend ist mit dem Gesamtprojekt) konzeptionell als ein an zwei Tagen in der Woche durchzuführendes Angebot festgeschrieben wurde, konnte in dem anderen Projekt Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit als Querschnittsaufgabe in die Konzeption und Ausrichtung des Trägers aufgenommen werden. Es war diesen Mitarbeiterinnen gelungen, daß Mädchenarbeit beim Trä-

ger nicht weiter als ein singuläres freizeitpädagogisches Angebots gilt, sondern dieser Arbeitsansatz konnte weitreichend auch in die anderen Arbeitsbereiche des Trägers (sozialpädagogische Familienhilfe, Hilfen zur Erziehung) integriert werden. Für alle anderen Projekte stellten die Bundesmodellprojekte keine Weiterentwicklung eines bestehenden Handlungsfeldes dar, sondern eine Neukonstitution. Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit wurde bei den (kommunalen) Trägern implementiert mit mehr oder minder deutlichen Rückbezügen auf die Träger selbst. Nur für ein Projekt, das gleichfalls weiterfinanziert wird, läßt sich dokumentieren, daß auch nach drei Jahren Laufzeit keine weiteren Impulse für den gesamten Träger zu verzeichnen waren und es nach wie vor neben den anderen Projekten relativ isoliert nebenherläuft. Dies läßt sich allerdings damit begründen, daß dieses Projekt direkt bei der Stadt angesiedelt war, d. h. die Stadt als Träger hatte und in diesem Fall andere Projekte wegen einer gegebenen hohen Konkurrenzsituation nicht kooperationsbereit waren.

Für alle anderen Projekte ist zu konstatieren, daß am Ende der Programmlaufzeit nicht nur eine hohe Trägerakzeptanz gegeben war, sondern daß Mädchenarbeit, bzw. ein geschlechtsbezogener Arbeitsansatz in das Profil des (kommunalen) Trägers integriert werden konnte:

SPI: Wie würden Sie die Bedeutung oder den Ausstrahlungseffekt dieses Projekts für Ihren Träger, wie würden Sie den benennen?

Unverzichtbar. Doch, ich glaube, daß insgesamt, die sind immer mit dem Anspruch Technikarbeit zu machen losgegangen, und ich glaube, das Projekt Technik für Mädchen und Berufsorientierung für Mädchen ist unverzichtbar für die Qualität, die der Träger insgesamt in seiner Arbeit erreicht hat. Also so sehe ich das.

SPI: Das ist jetzt auch ein bißchen unabhängig von Ihren Personen? Bzw. wenn Sie nicht mehr da sind, würde der Träger das sofort wieder vergessen?

Das glaube ich eher nicht. Ich glaube nicht, daß sie das völlig beseitigen würden. Also ich denke, daß es beim Träger immer gut aufgehoben wäre, in der einen oder anderen neuen Projektform möglicherweise. Weil also auch das Projekt Jugend- und Technik- Schule beinhaltet immanent, daß es sich auch an Mädchen richtet. Möglicherweise müßte man den Zweig dann dort stärker ausbauen, wenn wir z. B. sterben. Aber das wird sicher nicht ausgeblendet. Da bin ich ziemlich sicher.

SPI: Und Mädchenarbeit unter dem Aspekt geschlechtsspezifische Arbeit findet sich jetzt auch in anderen Angeboten Ihres Trägers wieder. Kann man das so sagen?

Kann man so sagen. Unter dem Blick auf die Geschlechtsspezifität halt. (01132495/2539)

Bei einem anderen Träger, der nicht nur auf kommunaler, sondern auch auf Landes- und Bundesebene tätig ist, konnten dagegen vor allem Ausstrahlungseffekte der Projektarbeit genannt werden, die sich auf der Landesebene niederschlugen. Während der Träger auf kommunaler Ebene erstmalig Mädchenarbeit als Handlungsfeld besetzte, wurden die Erfahrungen und Ergebnisse des Modellprojektes vor allem auf der Landesebene im Blick auf die Weiterentwicklung der Bereiche Migration und Frauen- bzw. Mädchenarbeit adaptiert und integriert:

SPI: Welche Bedeutung hat Ihrer Meinung nach das Projekt für Ihren Träger?

Auf der örtlichen Ebene, Kreisverband, so eine ehrenamtliche Geschichte, das muß man ganz klar sehen, das ist eigentlich keine Trägerschaft, aber trotzdem, hat das Projekt vor allem dazu gedient, zu zeigen, daß wir in der Lage sind, Modellprojekte heranzuholen, also um solche Dinge auch wissen, daß es so was gibt. Dann natürlich, um den Träger einfach auch in der Öffentlichkeit stärker darzustellen und ein Thema zu besetzen, das bisher nicht besetzt war in der Form. Auf der Landesebene, das ja die echte Trägerebene darstellt, hat das Projekt in Teilbereichen starke Auswirkungen. Also, das ist einmal im Teilbereich Migration als Fachbereich, der somit das erste Mal personell besetzt wurde und nicht irgendwo mit zugeordnet wurde. Und im Bereich der Mädchenarbeit ähnlich, daß es seit einem dreiviertel Jahr etwa einen Fachbereich gibt Jugendhilfe- und Mädchenarbeit und der mit einer Frau besetzt ist, die über zehn Jahre Mädchenarbeit gemacht hat. Also einfach auch dort noch mal eine Stellenwertveränderung auf dieser Trägerebene. Und gleichzeitig, was auf der Trägerebene stattfindet, daß ich sehr häufig für irgendwelche Fortbildungen und Fachtagungen angefragt wurde, um Ergebnisse zu berichten. (0633000/3325)

Wie an diesem Beispiel deutlich wurde, ist hier eine Verankerung des geschlechtsbezogenen Arbeitsansatzes im Migrationsbereich forciert worden, die sich im Laufe der Programmlaufzeit weitgehend vom Modellprojekt gelöst hatte. Während in anderen Projekten, die Integration eines geschlechtsbezogenen Arbeitsansatzes auch am Ende der Bundesfinanzierung in der Regel noch an das Projekt gebunden und vor allem abhängig von dem Engagement der Projektmitarbeiterinnen war, wurde in diesem Projekt ein Prozeß eingeleitet, infolge dessen das Engagement für eine Arbeit mit Aussiedlerinnen und Migrantinnen als Aufgabe an den Träger übergegangen war und von der Landesebene des Trägers angenommen wurde.

Eine wesentliche Rolle für die Implementierung eines geschlechtsbezogenen Ansatzes über das konkrete Modellprojekt hinaus spielten der Aufbau und die

Etablierung einer Vernetzungsstruktur innerhalb des jeweiligen Trägers, über die einerseits die Integration von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit forciert wurde und andererseits die ‚Personengebundenheit‘ dieses Arbeitsansatzes aufgehoben werden konnte. Auf diesem Wege konnte Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit beim Träger institutionalisiert werden. Sie war damit nicht mehr ausschließlich an das Engagement einzelner Frauen gebunden, ohne zu verkennen, daß auch eine Institutionalisierung dieses Handlungsfeldes ‚belebt‘ werden muß und Personen nötig sind, die dessen Wichtigkeit beim Träger kontinuierlich reklamieren. In einem Projekt, das auch als einziges in seiner ursprünglichen Form weiter finanziert wird, hatte die Arbeit der Projektmitarbeiterinnen weitreichende Konsequenzen für den gesamten Jugendbereich des Trägers. Nachdem die Mitarbeiterinnen einen trägerinternen Arbeitskreis ‚Mädchenarbeit‘ ins Leben gerufen hatten, der sich an den aktuellen Umstrukturierungsprozessen im Jugendbereich beteiligt hat, konnten weitere Implementierungserfolge beim eigenen Träger erzielt werden:

SPI: Inwieweit hat dieses Projekt Ausstrahlungseffekte für die andere Arbeit Ihres Trägers?

Hat Ausstrahlungseffekte insoweit, daß über Mädchenarbeit nachgedacht wird, daß über geschlechtsspezifische Arbeit nachgedacht wird, daß geschlechtsspezifische Arbeit installiert werden soll, daß dieser Jugendtreff in der Motauerstraße eben so ein geschlechtsspezifisches Zentrum als Modell im Sachbereich werden soll. Und das finde ich einfach schon einen Riesenerfolg.

SPI: Wo geschlechtsspezifische Arbeit stattfinden soll.

Genau. Und zum Teil wir von unserer Leitung, ich sage das jetzt ein bißchen kraß, als Expertinnen dafür angesehen werden und auch mit unserem Wissen also da mitmachen sollen oder mit involviert sein sollen. (0532776/2807)

Neben dem Aufbau einer trägerinternen Vernetzungsstruktur, über die das Handlungsfeld Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit nicht nur abgesichert, sondern als Querschnittsaufgabe des Trägers im Jugendbereich forciert werden konnte, war für dieses Projekt von hoher Bedeutung, das es von der Sachbereichsleitung als „sehr wichtig und mit oberster Priorität angesehen wird“ (0531812). Mädchenarbeit, bzw. geschlechtsbezogene Arbeit wurde in diesem Fall nicht nur als eine ‚Angebotsform‘ des Trägers gewertet, sondern über die Leitungsebene des Trägers wurde die Integration einer geschlechtsbezogenen Sichtweise in den gesamten Jugendbereich forciert. Wie wesentlich für das Gelingen der Implementierung von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit bei dem jeweiligen Trägers der Tatbestand ist, daß dieser Prozeß (auch) über die Leitungsebenen verfolgt wurde, wurde auch in dem Projekt deutlich, bei dem die strukturelle Verankerung von Mädchenarbeit beim Träger, in

diesem Fall im Verband im Zentrum der Projektarbeit stand. Angesprochen ist hier das Projekt des Bundesverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte. Hier konnten schon während der Zweiterhebung, also nach eineinhalb Jahren Laufzeit deutliche Effekte hinsichtlich der Implementierung und Verankerung von Mädchenarbeit dokumentiert werden, und dies, obwohl vorher in dem Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte keine bedeutenden Aktivitäten von Mädchenarbeit zu verzeichnen waren:

SPI: Inwieweit sind behinderte Mädchen inzwischen bei Ihrem Verband in den Blick gekommen?

Durch dieses Projekt und die Öffentlichkeitsarbeit, die wir wirklich mühsam betrieben haben, ist schon mehr in den Blick gekommen. Wir haben, eher zufällig, eine Bundesvertretung der Clubs und Gruppen behinderter Menschen sich selbst vertretender junger Menschen. Es sind sieben Mitglieder, und drei davon sind Frauen. Das ist nicht unbedingt auf das Projekt zurückzuführen, aber ich denke, es verstärkt auch noch einmal. Wobei die eine junge Frau in unserem Beirat sitzt und das dazu beiträgt, dieses Projekt auch in die Jugendarbeit weiter hineinzutragen. Also es ist mühsam, viel Kleinarbeit, aber auf Dauer denke ich schon, werden sich die Blickwinkel da schon verschieben in Richtung geschlechtsspezifischer Ansätze. Da bin ich schon ganz optimistisch.

SPI: Denken Sie, daß da erste Ansätze gegeben sind, daß der Verband der Verankerung einer geschlechtsspezifischen Sichtweise – positiv formuliert – offen gegenübersteht?

Ja.

SPI: Würden Sie denn sagen, daß es schon eine erweiterte Lobby beim Verband gibt?

Ja. Ich denke, daß das auch unabhängig von meiner Person ist. Weil es ist einfach so, es hat eine Menge los getreten. Nicht nur im Verein, sondern auch die Rückmeldung zur Mädchenkonferenz und allem Drum und Dran. Das ist nicht mehr zurückzuholen.

Daß die Implementierung sich insgesamt von der Person der Projektleiterin im Bundesverband gelöst hat – auch wenn gleichzeitig darauf verwiesen wurde, daß für den Fortbestand der Mädchenarbeit im Verband nach wie vor eine zentrale Ansprechpartnerin in der Zentrale des Bundesverbandes notwendig ist – und eine Eigendynamik entfaltet hat, die die Strukturen des Verbandes veränderte, aber auch Ausstrahlung auf andere Behindertenverbände hatte, wurde während der Schlußerhebung wiederholt hervorgehoben:

SPI: Welche Bedeutung hatte Ihrer Meinung nach das Projekt für den Behindertenverband?

Ja also, eine große Bedeutung würde ich jetzt erst mal sagen, weil es einfach ein Projekt ist, was Maßstäbe setzt, was Wirkungen hinterläßt sowohl innerhalb des Verbandes als auch außerhalb des Verbandes. Also so in der, sag ich mal, Behindertenszene wird das also in befreundeten anderen Verbänden, wir sind ja nicht der einzige Verband, sondern wir sind halt ein Fachverband für zerebrale Bewegungsstörungen, es gibt ja noch viel andere, geistige Behinderung, andere körperliche Behinderung, das ist, also hat Riesenwirkungen hinterlassen auch, ich denk mal, in den Netzwerken behinderter Frauen, daß sie sich auf einmal der Mädchen annehmen, das ist auch letztendlich auf dieses Projekt zurückzuführen, ja, und das ist natürlich, wenn von außen dann noch Wirkung an den Bundesverband zurückgespiegelt wird praktisch, also wie wichtig oder, daß das wahrgenommen wird, daß das schon auch große Spuren, also letztendlich ist es ja auch, es ist ja nicht meine Entscheidung, daß die Zeitung (Die Zeitung „MIMI“ für Mädchen und Mädchenmitarbeiterinnen D. M.) weiterbesteht, sondern es ist eine allgemeine Entscheidung.

SPI: Eine Vorstandsentscheidung?

Ja ja, Vorstand und Geschäftsstelle. Also die Geschäftsführerentscheidung dann letztendlich auch, weil er bereitet natürlich die Vorschläge vor, und also auch daß dieses Thema nicht abgehakt sein wird mit dem Ende des Projektes, sondern dann auch auf jeden Fall in irgendeiner Form weitergehen wird, das ja ist, ist sichergestellt. (0931735/1767)

Der sich schon während der Zweiterhebung abzeichnende Erfolg dieses Projektes in bezug auf eine Implementierung und Verankerung von Mädchenarbeit in den Strukturen des Verbandes läßt sich an ein paar wesentlichen Indikatoren festmachen. Bedeutend für die Implementierung von Mädchenarbeit war zunächst, daß diese Entwicklung ‚von oben‘ forciert wurde, von der Leitung des Bundesverbandes und auf diesem Wege eine breite Resonanz auf den Ortsebenen hervorgerufen hat oder infolgedessen vorhandene Ansätze bestärkt wurden. Gleichzeitig wurde dieses Projekt von einer Frau betreut, die im Bundesverband bekannt ist und eine hohe Reputation genießt. Ein anderer wesentlicher Grund für die fortschreitende Verankerung von Mädchenarbeit beim Bundesverband schien aber auch in den Erfolgen der inhaltlichen Arbeit begründet. Das Projekt hat inhaltlich überzeugt. Es wurde während des Prozeßverlaufs deutlich, daß die Angebote und Maßnahmen bei der Zielgruppe der behinderten Mädchen und jungen Frauen wie auch der Multiplikatorinnen auf eine breite Resonanz gestoßen sind. Auch aufgrund dieser Tatsache des nachweislich inhaltlichen Erfolges des Projektes wurde erreicht, daß sich das Anliegen des Projektes nicht mehr allein an die Projektleiterin band, sondern daß es auf unterschiedlichen Ebenen

des Verbandes seine Wirkung entfaltete und sich unterschiedliche MitarbeiterInnen in verschiedenen Feldern und Bereichen des Verbandes dem Bestreben gegenüber verantwortlich fühlten, Mädchenarbeit zu implementieren und zu verankern.

Eine andere Stellung nehmen hinsichtlich der Fragen nach der Implementierung von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit an dieser Stelle die Projekte ein, die als (selbst evaluierende) Kooperationsprojekte in die Auswertung der Programmphase integriert waren. Das Projekt der AKSB konnte nach Ende der Modelllaufzeit, während der ihre Träger praxisorientiert hinsichtlich einer geschlechterorientierten Ausrichtung der Bildungsangebote evaluiert wurden, darauf verweisen, daß Wege einer institutionellen Implementierung einer geschlechterreflektierenden Bildungsarbeit beschritten wurden. Folgende Umsetzungspunkte der Implementierung wurden von der AKSB benannt:

- *„Einbindung des „Genderansatzes“ als Querschnittsanliegen in die Arbeitsstruktur:* Integration der Geschlechterdemokratie in die neue AKSB-Schwerpunktstruktur (Geschlechtsspezifisches Arbeiten als Querschnittsaufgabe: Fragen der Einbindung, des erkenntnisleitenden Interesses, der Evaluation und Abwicklung (vgl. Makro- und Mikroanalyse: Schritte dazu wurden entwickelt und teilweise schon umgesetzt);
- *Initiierung von „Gender-Foren“* (nach Projektende 2001): Ermöglichung von Orten der Zusammenarbeit, des Austausches und der Weiterentwicklung im Rahmen der AKSB-Strukturen (z. B. Arbeitsgruppe für Bildungsreferenten und/oder Bildungsreferentinnen);
- *Fachtagungen/Weiterbildungsmaßnahmen:* Das Ermöglichen spezifischer Weiterbildungsmöglichkeiten für pädagogische Mitarbeiter/innen (Bsp. Fachtagungen nach Projektende mit geschlechtshomogener wie geschlechtsheterogener Ausrichtung etc.)³⁰.

Als Gründe für diesen erfolgreichen Implementierungsprozeß lassen sich die erfolgreiche Projektarbeit, die gelungene Einbeziehung verschiedener MitarbeiterInnen und unterschiedlicher Träger der AKSB in diese Arbeit sowie das Engagement der Trägerleitung an dem Implementierungsprozeß anführen.

Anders als in den anderen Bundesmodellprojekten, die alle projektorientiert ausgerichtet waren, ging es bei dem Projekt des Bayerischen Jugendrings (das besser als Landesprogramm zu bezeichnen wäre), um die Implementierung von Mädchenarbeit bei unterschiedlichen Trägern in einer bestimmten bayerischen Region, die vorrangig ländlich strukturiert ist. Schon während des zweiten Zwischenberichtes zeichnete sich ab, daß in sieben von elf Landkreisen bzw. in ei-

30 Vgl. Unveröffentlichter Endbericht des Projektes „Gleichheit und Differenz weiblicher Engagementformen“ der AKSB. Ludwigshafen 2001, S. 27

nem Regierungsbezirk die Absicherung der mädchenbezogenen Aktivitäten gelang bzw. Mädchenarbeit nach Ende der Förderung durch das Fachprogramm in die kommunale Förderung übernommen wurde.³¹ Allein bei den Jugendverbänden, die vorrangig ehrenamtlich organisiert sind, und die in dieser Region ca. ein Drittel der beteiligten Träger ausmachten, mußte eine institutionelle Verankerung von Mädchenarbeit aufgrund der spezifischen Struktur der Jugendverbände negiert werden. Da die Jugendverbandsarbeit sich direkt über das fluktuierende Eigeninteresse der ehrenamtlichen Jugendlichen herstellt, die ‚ihre‘ eigenen Aktivitäten entwickeln und umsetzen, war und ist es unmöglich, einen bestimmten Arbeitsansatz dauerhaft zu verankern. Arbeit mit Mädchen ist im Rahmen der Jugendverbandsarbeit nur über kontinuierliche Anreizsysteme, d. h. Fördergelder abzusichern. Dies ist ein Tatbestand, der über das durchgeführte Fachprogramm hinausweist.

3.7.2 Jugendhilfespezifisch

Bei der Frage danach, welche institutionellen Innovationen für die Jugendhilfe insgesamt in diesem Bundesmodellprogramm zu verzeichnen waren, d. h. welche Effekte zu dokumentieren sind, die sich auf das kommunale Jugendhilfeumfeld der Modellprojekte beziehen lassen, kommen sowohl die Projekte in den Blick, die selber im kommunalen Umfeld als Projekt tätig waren, als auch die beiden Projekte – das des bayerischen Jugendrings und das des Instituts für regionale Innovation und Sozialforschung e. V. –, die die regionale Implementierung von Mädchen- bzw. Jungenarbeit als zentrale Zielsetzung ihrer Tätigkeit hatten.

Hinsichtlich der an dieser Stelle zu dokumentierenden Effekte, die sich auf das kommunale Umfeld beziehen, ließ sich eine deutliche Diskrepanz zwischen den ostdeutschen und westdeutschen Projekten festhalten. Diese Diskrepanz hing ursächlich damit zusammen, daß das Handlungsfeld Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit sich in Westdeutschland etabliert und dort bereits eine über 20jährige Geschichte hat, während in Ostdeutschland diese Arbeitsansätze neu sind und man aufgrund der Annahme, daß zu DDR-Zeiten die Gleichberechtigung zumindest als offizielle Staatsversion bereits realisiert war, der Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogenen Arbeit als sogenanntem ‚Westimport‘ skeptisch bis ablehnend gegenüberstand (vgl. 3.1). Aufgrund dieser deutlich differierenden Ausgangssituationen in Ost- und Westdeutschland müssen auch die Effekte der Arbeit der Projekte im kommunalen Jugendhilfeumfeld unterschiedlich bewertet werden. Während in den westdeutschen Ländern eine Akzeptanz von Mädchenarbeit als Handlungsfeld der Jugendhilfe gegeben war und die Implementierung von Mädchenarbeit sich darauf bezog, spezifizierte Arbeitsansätze

31 Vgl. Unveröffentlichter zweiter Zwischenbericht des Projektes FAMtotal des Bayerischen Jugendrings. München 2000, S. 12

zu entwickeln, zu erproben und zu verankern, war zu Beginn der Programmlaufzeit in den ostdeutschen Ländern Mädchenarbeit alles andere als ein in der Jugendhilfe etabliertes Handlungsfeld. Besonders bezogen auf die politischen Institutionen der Jugendhilfe wurde während der Erst- und Zweiterhebung eine eklatante Negativhaltung beklagt:

SPI: Wie sehen Sie den jugendpolitischen Kontext für Mädchenarbeit im Land? Wie würden Sie den bewerten?

Ja, also es ist wirklich, macht nur einen ganz, ganz kleinen Teil aus. Es gibt vereinzelte Personen, die das sind, aber wenn ich jetzt an den Jugendhilfeausschuß denke, wie also selbst Leute, wo man erwartet, daß sie sich für die Jugendproblematik in aller Differenziertheit einsetzen, die haben da eine so brave Meinung: „Also die Mädchen, die bei mir sind, da sehe ich nicht ein, daß die da noch eine besondere Stellung einnehmen müssen.“ Aber das ist so dumm daher gesagt. (0211929/1943)

Auch was die öffentlichen Träger der Jugendhilfe anging, und an dieser Stelle wird insbesondere Bezug genommen auf die Jugendämter, wurde eindringlich ein mangelndes Interesse an Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit beklagt:

SPI: Sind Sie so mehr als Einzelkämpferinnen vor Ort tätig?

Gezwungenermaßen, ja. Es gibt da auch nicht groß Mädchenarbeit und nichts. Also, es passiert im Landkreis nicht. Das ist einfach eine Katastrophe, weil man dort keinen Punkt findet, wo man mit Fachkräften irgendwie zusammenarbeiten kann in dem ganzen Jugendamt. Die einzige Frau, die da als Fachkraft war, wo wenigstens mit dem Jugendamt noch zusammengearbeitet werden konnte, die ist gegangen, weil sie ‚die Schnauze voll hatte‘, und es ist halt wirklich, es ist echt eine Katastrophe. Und eigentlich müßte man sagen, ja, es hat sich erledigt, wenn der Landkreis das nicht will. Bitte, wir sind nicht diejenigen, die ihm immer wieder ‚in den Hintern kriechen‘. Also es ist schwierig, weil man hat ja auch angefangen was aufzubauen, also von daher will man sich da nicht rausziehen. Aber wenn man die Situation anguckt, was halt für eine Akzeptanz da ist, dann wäre es am besten zu sagen: tschüß. (0421268/1327)

In den ostdeutschen Projekten hatten die MitarbeiterInnen gegenüber den Institutionen der Jugendhilfe auch noch während der Laufzeit des Modellprojektes nicht nur mit bedrängenden Legitimationsproblemen zu kämpfen, sondern mit Versuchen einer Aufklärungsarbeit, die an den Grundlagen von Mädchenarbeit ansetzen mußte:

SPI: Sie sind gefordert, diese ganze inhaltliche Begründung, warum, wieso, weshalb Mädchenarbeit noch mal durchzufechten?

Ja, genau. Das sieht man schon daran, daß sogar von Frauen schon die Frage kam: „Und wer macht Jungenarbeit?“ Ich meine, von Männern kannte ich die Frage. Aber daß selbst von einer Frau die Frage kommt: „Warum machen Sie nichts für Männer? Wer soll denn Männer- und Jungenarbeit machen?“ Also daran sieht man schon, daß überhaupt kein Bewußtsein für Mädchenarbeit da ist. (0322678/2687)

Da man insgesamt für die ostdeutschen Projekte konstatieren mußte, daß zu Beginn der Programmlaufzeit Mädchenarbeit auch zehn Jahre nach der Wende weder in den Strukturen der Jugendhilfe implementiert noch gar verankert war, hatten zusätzliche Veränderung auf der regionalen gesamtpolitischen Ebene maßgeblichen Einfluß auf die Arbeit der Projekte und die Realisierung ihrer Vorhaben. Effekte der kommunalen Etablierung von Mädchenarbeit, die vorrangig durch das Modellprojekt hervorgerufen waren, wurden im Zuge solcher Veränderungen wieder negiert, da insgesamt die Akzeptanz des Handlungsfeldes Mädchenarbeit in dem regionalen Umfeld nicht gegeben war. Im folgenden Projekt werden solche negativen Auswirkungen durch Veränderungen auf der gesamtpolitischen Ebene (hier infolge von Landtagswahlen) thematisiert, die sich während der Laufzeit des Projektes ergeben haben:

Bei uns im Landkreis wird gesagt, ist alles in Ordnung, wir brauchen Mädchenarbeit nicht.

SPI: Das heißt, die Jugendhilfe, das Landesjugendamt, blockt?

Genau.

SPI: Und der Jugendhilfeausschuß?

Auch der Ausschuß. Weil einfach die politische Situation, ich meine, daß es auch was mit der Regierung zu tun hat. Also wenn man es dann geschafft hat, wie in M., daß man wenigstens bei einem Faß Bier zwei, drei Jugendhilfeausschußmitglieder auf seine Seite gezogen hat, dann kommen die Wahlen dazwischen und der Ausschuß, es sind neue Mehrheitsverhältnisse, der Ausschuß ist völlig neu besetzt und ja, die interessiert Mädchenarbeit nicht mehr.

SPI: Das heißt, man muß hier wieder bei Null anfangen, weil der Jugendhilfeausschuß sich nach Wahlen wieder neu zusammensetzt?

Genau.

Vor dem Hintergrund dieser Ausgangssituation der Modellprojekte in den ostdeutschen Ländern muß der Tatbestand positiv bewertet werden, daß zum Ende der Programmlaufzeit zumindest die Widerstände, die die kommunalen Institutionen der Jugendhilfe gegenüber geschlechtsbezogenen Arbeitsansätze formu-

lierten, abgebaut werden konnten. So wurde in den meisten ostdeutschen Projekten während der Enderhebung konstatiert, daß man bei der kommunalen Verankerung von Mädchenarbeit in die Strukturen der Jugendhilfe und vor allem bei der Aufklärung der öffentlichen Träger der Jugendhilfe ‚ein Stück weiter gekommen ist‘:

SPI: Sie haben in den ersten Erhebungen ganz stark gesagt, daß es überhaupt kein Bewußtsein bei den Personen in den Institutionen der Jugendhilfe für Mädchenarbeit gibt, mit denen Sie zusammenarbeiten. Inwiefern hat sich das durch Ihr Projekt verbessert?

Also ich denke mal, die letzten Gespräche, die wir geführt haben, auch was die Weiterführung der Mädchenarbeit betrifft, ich war ja beim letzten Gespräch mit dem Jugendamtsleiter, hat eigentlich schon deutlich gemacht, daß er sich schon im klaren ist, daß Mädchenarbeit in eine moderne Jugendhilfe mit hineingehört. Und ich glaube, er weiß auch, daß Denkprozesse in Gang gesetzt werden müssen. Also diese Arbeit, die wir geleistet haben, hat zumindest einen kleinen Schritt gebracht. Also so gesehen hat das Bundesmodell schon Wirkung gezeigt.

SPI: Was ist denn dabei herausgekommen, was haben Sie erreicht?

Ja, also jetzt ist es so gewesen, daß also der Bedarf bestand, daß ich auch Unterlagen schicken sollte, habe ich auch gemacht, wir haben ja fleißig gearbeitet. Die haben sie gekriegt, die sollten ja ruhig mal sehen. Es gab auch eine Einladung an den Landesjugendhilfeausschuß, der hat sich auch beschäftigt mit geschlechtsspezifischer Arbeit. Und wir sollten dort auch unsere Ergebnisse, unsere Erfahrungen kundtun. Das haben wir auch gemacht und auch unsere Vorstellungen weitergereicht. Ich werde, wenn ich jetzt die Halbjahreszusammenfassung mache, werde ich auch so ein paar Gedanken mit anheften, was wir da weitergereicht haben. Also der Landesjugendhilfeausschuß bemüht sich zumindest jetzt um diese Problematik, also es kommt in Gange. Und ich glaube auch, die Qualität des Jugendhilfeausschusses hat sich stark verbessert.

SPI: Und die Ebene der Jugendhilfeplanung?

Ja, mit der Jugendhilfeplanung, da haben wir die Frau P., unsere Koordinatorin für den Jugendhilfe-Erziehungsbereich ist Mitglied dieser Planungsgruppe, und die trägt es jetzt rein. Sie trägt es jetzt regelmäßig rein. Aber es hat auch erst mal zwei Jahre gedauert, bevor das richtig funktioniert hat, aber jetzt trägt sie es rein. (0232365/2442)

Auch wenn von einem anderen Projekt einschränkend berichtet wurde, daß zum Ende der Projektlaufzeit die zu konstatierende positive Resonanz eher dem konkreten Modellprojekt und seiner Arbeit galt und sich weniger auf das Handlungsfeld Mädchenarbeit im allgemeinen zu beziehen schien, so kann dennoch

als Effekt dokumentiert werden, daß die Akzeptanz von Mädchenarbeit insgesamt im kommunalen Umfeld gestiegen ist. Das läßt sich auch daran festmachen, das sich gleichsam als Ausstrahlungseffekt der Modellprojekte auch in anderen ostdeutschen, kommunalen Jugendhilfeprojekten Mädchenarbeit etablieren konnte, auch wenn die inhaltliche Ausrichtung dieser Arbeit nicht in jedem Fall die Ansprüche der Mitarbeiterinnen des Modellprojekte erfüllt hat, bzw. andere regionale Mädchenprojektzusammenhänge³² über die Arbeit der Bundesmodellprojekte ‚nur‘ qualifiziert wurden. Mit Blick auf die Ausgangssituation in den ostdeutschen Ländern kann hinsichtlich der institutionellen Innovationen festgehalten werden, daß allein durch die *Etablierung* der Bundesmodellprojekte wesentliche Effekte dahingehend erzielt wurden, die Akzeptanz von Mädchenarbeit in den kommunalen Angeboten und Maßnahmen der Jugendhilfe zu stärken, deren zudem signifikantester Indikator der war, daß bis auf ein Projekt alle ostdeutschen Modellprojekte in die kommunale Förderung übergegangen waren, d. h., wenn auch modifiziert, kommunal verankert werden konnten. Weil es kaum tragende Strukturen für Mädchenarbeit gab, evozierte allein die Tatsache, daß in dem kommunalen Umfeld Angebote für Mädchen installiert werden konnten, eine Veränderung der kommunalen Jugendhilfestrukturen.

Während in den ostdeutschen Ländern vorrangig die Etablierung von Mädchenarbeit als Effekt des Bundesmodellprogramms beschrieben werden konnte, ließen sich die institutionellen Effekte der Aktivitäten der westdeutschen Projekte eher unter dem Terminus der ‚Öffnung‘ der Jugendhilfe benennen. Mit diesen Projekten konnten entweder neue Kooperationsmodelle oder neue Arbeitsansätze erprobt und verankert oder neue Zielgruppen gewonnen werden, die bisher noch nicht im Blick der Jugendhilfe waren. Ob es sich um zwei (bzw. drei³³) unterschiedliche Kooperationsmodelle von Schule und Jugendhilfe handelte, um das Tübinger ‚Jungenprojekt‘, das innerhalb der Institutionen der Jugendhilfe vor Ort die Dimension der ‚Geschlechtsspezifik‘ erweitern konnte, um das Projekt des bayerischen Jugendrings, mit dem eine trägerübergreifende regionale Verankerung der Arbeit mit Mädchen erzielt wurde, um das Projekt der Thomas-Morus-Akademie, mit dem eine Zielgruppe in die politische Bildungsarbeit integriert werden konnte, die sonst nicht berücksichtigt wurde, um das Projekt der AKSB, mit dem Modelle einer geschlechterdifferenzierenden Jugendbildungsarbeit für den Zusammenschluß der katholischen Träger entwickelt wurden, um das Projekt des ISS Frankfurt, das darauf hin wirkte, eine geschlechtsbezogene Differenzierung in das Gesamtsetting der Jugendhilfeplanung zu integrieren, oder um das Projekt des Behindertenverbandes, das aus jugendlichen

32 In einem Projekt wurde berichtet, daß den MitarbeiterInnen des Bundesmodellprojektes die Aufgabe übertragen wurde, die Standards der ‚Leitlinien zur Verankerung von Mädchenarbeit‘ zu überprüfen, die vom kommunalen Mädchenarbeitskreis erarbeitet wurden.

33 Das dritte Projekt, das ursprünglich mit einer KOMM-Struktur arbeiten wollte, hatte sich in der Zwischenzeit auch zu einem Kooperationsmodell Jugendhilfe-Schule hin entwickelt, weil man sonst die Zielgruppe nicht erreicht hätte.

Behinderten wieder Mädchen (und Jungen) werden ließ, in allen Fällen handelte es sich um Projekte, die auf eine Erweiterung vorhandener Jugendhilfansätze ausgerichtet waren und mit denen infolgedessen weitreichende institutionelle Effekte erzielt werden konnten. Diese Ansätze, Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogene Arbeit entweder in andere Zusammenhänge einzubinden oder konzeptionell neu zu positionieren und zu verankern, kann vor allem als erfolgreiche *Erweiterung* vorhandener Jugendhilfansätze bewertet werden, mit denen gleichfalls neue Ansätze von Mädchenarbeit bzw. geschlechtsbezogener Arbeit in die institutionellen Strukturen der Jugendhilfe integriert werden konnten.

Anders als dies in den ostdeutschen Ländern der Fall war, war für die westdeutschen Projekte, die gleichfalls vor Ort angesiedelt waren, maßgebend, daß hier tendenziell eine grundsätzliche Akzeptanz von Mädchenarbeit in den kommunalen Strukturen vor Ort gegeben war, ein Projekt sogar direkt das städtische Jugendamt als Träger hatte, d. h. eine grundsätzliche Implementierung von Mädchenarbeit stand in dem kommunalen Umfeld der westdeutschen Projekte nicht zur Disposition. In diesen Projekten war das Ziel der kommunalen Verankerung eher gebunden an eine spezifische Ausrichtung von Mädchenarbeit oder eine konzeptionelle Weiterentwicklung bestimmter Arbeitsansätze, die es galt in die kommunalen Strukturen zu implementieren. In zwei Projekten lag in diesem Zusammenhang der Schwerpunkt auf der kommunalen Implementierung einer Mädchenarbeit mit Aussiedlerinnen und Migrantinnen. Sowohl in dem einen wie in dem anderen Projekt ist diese kommunale Implementierung gelungen, wobei ein Projekt direkt in die kommunale Förderung übergegangen ist, während es dem anderen Projekt gelungen ist,³⁴ die Arbeit mit Aussiedlerinnen und Migrantinnen als Aufgabe der Jugendhilfe in die kommunalen Strukturen bzw. die anderen Jugendhilfeeinrichtungen zu integrieren. Die Arbeit mit Aussiedlerinnen und Migrantinnen fand aufgrund der Erfolge dieses Modellprojektes Eingang in ein regionales Gesamtkonzept für die Jugendhilfe der Stadt und die kommunale Jugendhilfeplanung.

In dem Projekt, das direkt beim örtlichen Jugendamt angesiedelt war, verband sich die Implementierung eines Ansatzes von Mädchenarbeit mit einer konzeptionelle Weiterentwicklung von Mädchenfördermaßnahmen, insofern auch solche Angebote der Mädchenförderung zu realisieren sind, die Jungen nicht grundsätzlich ausschließen:

SPI: Gut, dann komme ich noch einmal auf das Jugendamt oder auf die Jugendhilfe als Institution. Was würden Sie denn sagen, was für das Jugendamt für dieses Projekt herausgekommen ist?

34 Dieses Projekt ist trotz erfolgreicher Arbeit nicht verankert worden, weil die Mitarbeiterinnen nicht mehr zur Verfügung standen.

Zunächst einmal hat es das Jugendamt ungeheuer stolz gemacht, daß es ein Projekt gefördert bekommen hat. Zum zweiten wird dieses Projekt als sehr innovativ eingeschätzt und als Modellprojekt, das eher aufzeigt, z. B. im AK Mädchen, so kann Mädchenarbeit aussehen. Dieses Projekt wird wahrscheinlich zitiert werden, um wieder so die These zu erhärten, Jugendarbeit ist nun mal fünfzig Prozent Jungenarbeit, aber bitte, liebe Kollegen und liebe Kolleginnen, achtet darauf, daß die anderen fünfzig Prozent für Mädchenarbeit bereitgestellt werden. Diese Emanzipationswelle und dieser Ruf nach „Mädchenarbeit ist nur Mädchenarbeit, wenn die Jungen draußen vor bleiben, grundsätzlich und darüber wird nicht diskutiert“, ist nicht mehr haltbar. Das sind auch die Gründe, warum dieses Projekt jetzt so positiv bewertet wird. Es ist also praktisch ein Exempel, ich kann Mädchenarbeit machen, ich kann Mädchen fördern, ohne jetzt die Jungen grundsätzlich auszugrenzen. (0731172/1210)

Einen besonderen Stellenwert nahmen bei der Frage nach den institutionellen Innovationen die beiden Projekte ein, die aufgrund ihrer jeweiligen Zielsetzung direkt auf eine regionale Implementierung der Arbeit mit Mädchen auf der einen und Jungenarbeit auf der anderen Seite hinzielten. Hier ging es also nicht um die kommunale Verankerung eines bestimmten Projektes, sondern um die Implementierung eines bestimmten Handlungsfeldes in den regionalen Strukturen und um die geschlechtsbezogene Qualifizierung der Jugendhilfe vor Ort.

Das jugenpädagogische Projekt des Instituts für regionale Innovation und Sozialforschung hatte das Anliegen, in einer städtischen und einer ländlichen Region Baden-Württembergs Jungenarbeit als Ergänzung zur Mädchenarbeit zu implementieren, um darüber den geschlechtsbezogenen Arbeitsansatz in den Handlungsfeldern der Jugendhilfe als übergreifenden Ansatz zu erweitern. Bei diesem Implementierungsprozeß hatte sich das Projekte stark an den konkreten Bedarfen in der Region orientiert, d. h. die Mitarbeiter haben „weniger angebotsorientiert losgelegt, als eher sozialräumlich“ (0103169/170), indem sie mit ihren Angeboten und Maßnahmen daran angeknüpft haben, was in den Einrichtungen und bei den Teams bzw. den MitarbeiterInnen in den beiden Regionen schon an Qualifikationen gegeben war. Hinsichtlich der Frage nach den institutionellen Innovationen, d. h. nach der strukturellen Verankerung, ließen sich am Ende der Laufzeit einige Effekte dokumentieren, die eine nachhaltige Implementierung des Handlungsfeldes Jungenarbeit sicherstellen. So wurde thematisiert, daß die vom Projekt initiierten Facharbeitskreise in den Regionen sich stabilisiert hatten und auch nach Ende des Bundesmodellprogramms weiter liefen. Des weiteren ist eine Arbeitsgruppe nach § 78 KJHG etabliert worden, die weiter Bestand hat. Auch konnten zwei jugenpädagogische Praxisprojekte in den kommunalen Strukturen implementiert werden. Darüber hinaus wurde die vom Bundesmodellprojekt entwickelte Methodenreihe zu „Jungenpädagogik in zehn Teilen“ vom Landesarbeitskreis übernommen und weiter geführt. Dagegen

konnte das Projekt auf der Ebene des Jugendamtes und der Jugendhilfeplanung kaum eine Wirkung vor Ort erzielen:

SPI: Wie sind Sie denn bei der Qualifizierung in den Institutionen der Jugendhilfe selber, z. B. Jugendhilfeplanung, Jugendamt vorgegangen? Also wie sind Sie denn da vorgegangen in der Form der Qualifizierung oder in der Implementierung, was haben Sie da gemacht?

Auf der Jugendhilfeplanungsebene haben, sind wir über die Kontaktaufnahme nicht weitergekommen. Haben keine Resonanz gekriegt. Da konnten die offenbar mit dem, was wir bieten, konnten die offenbar nichts anfangen. Das war also der, wir hatten da ja schon viel Kontakte, also wir waren zum Teil in Stuttgart, z. B. da waren wir mit einem der Jugendhilfeplaner damals auch aufs Männerthema versiert, aber mit dem war es nicht möglich, auf Verständigungsebene zu kommen so weit, daß die jetzt als Jugendhilfeplanung oder er jetzt als Jugendhilfeplaner von uns irgendwas holen konnte. Wir haben das immer wieder versucht am Anfang Da hat es einfach nicht funktioniert. Also insgesamt ist das doch schon enttäuschend und ärgerlich, muß man sagen. Wir haben uns viel Gedanken gemacht. Können wir die irgendwie anders zu packen kriegen? Viel investiert, also ein Haufen an Telefonaten, immer wieder Briefe und so. Also wirklich so eine Infiltrationsstrategie, das hat nicht funktioniert. Die direkten Kontakte im Vorgespräche und so. Also es ist wirklich enttäuschend eigentlich, daß da nicht viel Resonanz kam. (01031129/1146)

Die Gründe dafür, daß man diese institutionellen Ebenen der Jugendhilfe nicht erreichen konnte, wurden zum einen in ihrem Arbeitsansatz erkannt „Wenn ein Jugendhilfeplaner sich profilieren will, dann macht er das nicht über das Geschlechterthema“ (01031187/1188). Zum anderen müßte man sich – so konstatierten die Mitarbeiter dieses Projektes rückblickend – in diesem Implementierungsprozeß an der Verwaltungslogik orientieren:

SPI: Warum haben die JugendhilfeplanerInnen da Berührungängste? Ist ihnen das suspekt?

Ich komme jetzt auf den Trichter, daß das mehr mit so einer Verwaltungslogik zusammenhängt. Ich glaub, da kann man kommen, mit welchem Thema auch immer. Es gibt vielleicht schwierigere Themen. Ich glaub, das hängt mehr mit so einer Verwaltungslogik zusammen, die haben da kein Zugang für so ein Projekt, das da irgendwie Wildwuchs betreibt. Und es ist keine Vorschrift. Also ich denke, wenn das KJHG härter ausgelegt werden würde, also z. B. daß man in Baden-Württemberg sind die Richtlinien doch schwankend, daß die Auslegung von diesen § 9 angeht, man kann praktisch machen, was man will. Wenn es tatsächlich am Geld hinge, daß bestimmte Fördermaßnahmen nicht mehr funktionieren, weil der Geschlechterbezug nicht richtig nachgewiesen ist, wird sich jetzt das

schlagartig ändern, da bin ich mir ganz sicher. Aber so lange das nicht notwendig ist, gibt es ja auch in dieser Logik keine Notwendigkeit und dann glaub ich, daß viele auch das Thema erledigt sehen, wenn es irgendwo steht, also diese Verpräambelung, wie wir es phasenweise genannt haben. Irgendwo in der Einleitung steht, Geschlechterdinge sind natürlich wichtig, Paragraph so und so wird berücksichtigt, und ab da ist es erledigt, auch so inhaltlich erledigt. Ja, sondern die mit den Jungen arbeiten wichtig machen. Und dann noch mal Thema dazu, worüber wir uns auch viele Gedanken gemacht haben, es hat mit Innovationsunfreudigkeit in der Jugendhilfe insgesamt zu tun. Das einfach eine total feste stabile Struktur ist. Ich denk, man sieht es auch bei Einrichtungen, die sehr traditionell sind. (0103269/296)

Anders als dieses jugenpädagogische Projekt, das um eine regionale Implementierung des Handlungsfeldes Jungenarbeit bemüht war, war das Projekt des Bayerischen Jugendrings selbst ein eigenständiges Programm, das über eine landesweite Zentralstelle der bayerischen Jugendarbeitsträger initiiert und koordiniert wurde, d. h., mit diesem Programm wurden regionale Aktivitäten bei den unterschiedlichen Trägern gefördert. Das Programm war also sozialräumlich angelegt. Gleichzeitig wurde über die Einrichtung einer Koordinationsstelle die Vernetzung der Mitarbeiterinnen in der Region eingeleitet und ein Erfahrungstransfer sichergestellt. Insgesamt ließen sich im Blick auf die strukturelle Absicherung der Arbeit mit Mädchen noch während der Laufzeit des Programms folgende Effekte dokumentieren:

- Alle relevanten Träger sind an den Aktivitäten beteiligt.
- Die Verbreitung in der Fläche der Modellregion hat sich verstetigt.
- In 11 Landkreisen bzw. in einem Regierungsbezirk zeigen sich bereits Entwicklungen, die eine Absicherung nach Ende der Förderung durch das Fachprogramm erwarten lassen.³⁵

Diese Effekte konnten sich zum Ende der Programmlaufzeit, die die Laufzeit des Bundesmodellprogramms um ein Jahr überschritten hat, weiter stabilisieren. Die strukturelle Verankerung der Arbeit mit Mädchen als ein Handlungsfeld in der Vielfalt von Jugendarbeit wurde durch das Programm in der bayerischen Modellregion erreicht, auch wenn zur Stabilisierung der ehrenamtlichen Arbeit in den Jugendverbänden weiterhin Fördermaßnahmen notwendig sein werden.

3.8 Evaluation

Um den Nutzen der zentralen Evaluation für den Ablauf der zweiten Phase des Bundesmodellprogramms beurteilen zu können, wurden während der Schlußer-

³⁵ Vgl. Unveröffentlichter zweiter Zwischenbericht des Projektes FAMtotal des Bayerischen Jugendrings. München 2000, S. 12

hebung die MitarbeiterInnen der Modellprojekte dazu aufgefordert, sich zu der Form und Durchführung der zentralen Evaluation zu äußern. Daneben wurden während durchgeführter Transferveranstaltung zwecks Sicherung der Ergebnisse der Metaprojekte auch zwei dieser Projekte in diese Befragung mit einbezogen.³⁶

Im Zusammenhang mit der Auswertung des Prozesses der zentralen Evaluation wurden die MitarbeiterInnen gebeten, vier Fragen zu beantworten, die relativ offen ausgerichtet waren, um den MitarbeiterInnen auch Antwortmöglichkeiten zu eröffnen, die über eine reine Erfolgskontrolle hinausgehen:

- Wie haben Sie die zentrale Evaluation empfunden?
- Was war gut daran?
- Was war schlecht?
- Was hätten Sie sich anders gewünscht?

Bei den Fragen nach dem Nutzen der Evaluation haben zehn von dreizehn Projekten geantwortet, daß sie von der zentralen Evaluation viel profitiert hätten. Nur drei Projekte konnten mit der wissenschaftlichen Begleitung des Programms wenig anfangen. Bei dieser unterschiedlichen Beurteilung zeigte sich eine signifikante Differenz zwischen den ostdeutschen und westdeutschen Projekten. Während sich alle westdeutschen Projekte positiv über die zentralen Evaluation (und Koordination) geäußert haben, war dies bei den ostdeutschen Projekten weniger der Fall. Hier haben sich zwei der Projekte sehr positiv geäußert, während drei Projekte mit der wissenschaftlichen Begleitung weniger anzufangen wußten. Dieser Mangel lag bei dem einen Projekt sicherlich daran, daß es auch im Kontext der ostdeutschen Projektes selbst autonom und relativ isoliert gearbeitet hat, weil es das einzige ostdeutsche Projekt war, daß nicht im Handlungsfeld der Offenen Mädchensozialarbeit tätig war und darüber hinaus diesem Projekt insgesamt die Einbettung in die zweite Modellphase gefehlt hat. Bei den anderen Projekten sind die Gründe eher in einer generell mangelnden Erfahrung mit einer wissenschaftlichen Begleitung zu vermuten. Auch kamen die MitarbeiterInnen aus diesen Projekten zum großen Teil nicht aus dem pädagogischen Bereich, sondern waren vom Beruf her Tischlerin, Kauffrau etc. Diese Mitarbeiterinnen hatten bereits während der unterschiedlichen Erhebungsphasen, Schwierigkeiten, mit den Fragen der Evaluatorsin und den wissenschaftlichen Erhebungsformen umzugehen. Besonders in dem einen ostdeutschen Projekt zeigten sich die MitarbeiterInnen generell überfordert mit Formen der Praxisforschung. Auch von den anderen Tätigkeiten der Evaluatorsin, wie den Veröffentlichungen, den Tagungen und Fortbildungen haben diese MitarbeiterInnen keinen

36 Nur mit dem Projekt des ISS Frankfurt e. V. gab es in diesem Sinne keine Arbeitstreffen, auf dem auch eine Befragung nach dem Nutzen der zentralen Evaluation Sinn gemacht hätte. Dies lag aber vor allem an der relativ autonomen Exklusivität, die dieses Projekt aufgrund seiner besonderen Stellung beim BMFSFJ genoß.

Nutzen bezogen, weil sie generell ‚nichts verstanden haben‘, das Auseinandersetzungsniveau für sie insgesamt zu hoch war.

Dagegen wurde der Nutzen von den westdeutschen Projekten und von den zwei verbleibenden ostdeutschen Projekten ausgesprochen positiv beantwortet. So wurde von den MitarbeiterInnen dieser Projekte rückgemeldet, daß ihnen die Evaluation eine intensive Auseinandersetzung mit ihrer Arbeit ermöglicht und ihnen geholfen hat, ihre Erkenntnisse in dem Handlungsfeld der Mädchenarbeit weiter zu entwickeln. Von anderen Projekten wurde vermittelt, daß sie die Interviews sehr gut fanden und daß diese einen Nutzen für die eigene Weiterqualifizierung gebracht haben, aber auch eine direkte Qualifizierung der Projektarbeit evoziert haben, weil die Rückmeldungen der Evaluatorin sofort in den Prozeßverlauf des Projektes eingespeist werden konnten. Die Rückmeldung eines anderen Projektes geht in eine ähnliche Richtung. Von diesem wurde hervorgehoben, daß die Evaluation wichtige fachliche Impulse und Anregungen gebracht hat und besonders die Rückmeldungen und die Veränderungsvorschläge seitens der Evaluatorin sehr hilfreich gewesen seien, und man es ‚eigentlich gerne immer so haben würde‘. Von anderen Projekten wurde dagegen hervorgehoben, daß die Evaluation nicht nur zum Nachdenken und einer erneuten Auseinandersetzung mit dem Handlungsfeld (hier der kulturellen Bildung) angeregt hätten, sondern daß es für die Mitarbeiterin sehr wichtig war, ein ‚fachliches‘ Feedback von einer Fachfrau zu bekommen, was in der Regel bei Programmevaluationen nicht passiert.

Aber nicht nur die zentrale Evaluation insgesamt wurde von dem Großteil der Projekte positiv hervorgehoben. Auch die anderen Aktivitäten wurden von den MitarbeiterInnen der Modellprojekte (mit Ausnahme des oben bereits benannten) hervorgehoben. So haben die MitarbeiterInnen von zehn Projekten und fast alle Projekten im Bereich der Offenen Mädchensozialarbeit hervorgehoben, daß die vielen Veröffentlichung für sie sehr wichtig gewesen seien und zu der Qualifizierung ihrer Arbeit beigetragen hätten. Von drei Projekten wurde dabei auch benannt, daß diese Veröffentlichung gleichfalls sehr nützlich gewesen seien, Mädchenarbeit im kommunalen Umfeld erfolgreich zu plazieren. Drei Projekte aus dem Querschnittsbereich haben sich zu den Veröffentlichungen gar nicht geäußert. Dies waren die Projekte, die eher ‚exklusive‘ Zielgruppen hatten, wie türkischen Oberstufenschülerinnen und Studentinnen, behinderte Mädchen und jungen Frauen oder Jungen und männliche Multiplikatoren in der Jungenarbeit.

Von neun Projekten wurde angeführt, daß sie die von der Evaluatorin durchgeführten Fachtagungen für gut befunden hätten. Nur von zwei Projekten wurde rückgemeldet, daß ihnen die Fachtagungen zu ‚theoretisch‘ gewesen seien. Auch die von der Evaluatorin initiierten Fortbildungen wurden tendenziell als hilfreich und nützlich empfunden. Bezüglich der durchgeführten Vernetzungstreffen waren die Rückmeldungen eher geteilt. So läßt sich für einige Projektes dokumen-

tieren, daß sie sich mehr Vernetzungstreffen der gesamten Bundesmodellprojekte gewünscht hätten. Dies waren vor allem die Projekte, die auf kommunaler Ebene relativ isoliert gearbeitet haben, oder solche Projekte, die tendenziell von nur einer Frau geleitet wurden und die generell einen fachlichen Austausch vermißt haben. Von anderen Projekten wurden weitere Vernetzungstreffen nicht gewünscht. Dies waren vor allem die Projekte, die mit den anderen Bundesmodellprojekten wenig thematische Berührungen hatten oder bei denen vor Ort ein hoher eigener fachlicher Austausch gegeben war.

Neben diesen Rückmeldungen wurde weiter von sieben Projekten positiv hervorgehoben, daß sie massiv von den organisatorischen Unterstützungsleistungen und Vermittlungstätigkeiten der Evaluatorin profitiert und sie die Verbindung von Evaluation auf der einen und Koordination auf der anderen Seite – trotz teils anfänglicher Skepsis – für gut befunden hätten. Von vier Projekten wurde thematisiert, daß sie gerne mehr darüber erfahren hätten, was mit den Ergebnissen der Evaluation passiert, wie sie politisch ‚eingespeist‘ werden und welche Konsequenzen diese Erkenntnisse für das BMFSFJ haben.

Insgesamt haben die Rückmeldungen der MitarbeiterInnen der Bundesmodellprojekte zur zentralen Evaluation und Koordination *eine* zentrale Tendenz und Erkenntnis hervorgebracht, die auch für die Durchführung weiterer Bundesmodellprogramme von herausragendem Interesse sein könnte. So wurde von den meisten Projekten hervorgehoben, daß der vorrangige Nutzen der Evaluation für sie in der *wissenschaftlichen Betreuung* bestand, d. h. in der kontinuierlichen, fachlichen Begleitung und Qualifizierung durch die Evaluatorin. Es wurde von den MitarbeiterInnen wiederholt thematisiert, daß die fachbezogenen Rückmeldungen und die theoretischen Verknüpfungen seitens der Evaluatorin wesentliche Impulse für die Qualifizierung der eigenen Arbeit gesetzt hätten. Zwischen einer wissenschaftlichen Dokumentation auf der einen Seite und Formen der Supervision auf der anderen Seite hat die Arbeit der Evaluatorin offensichtlich ein Bedarf nach einer kontinuierlichen und wissenschaftlich fundierten Begleitung der Praxis deutlich gemacht. Dies indiziert eine Leerstelle, die bei der künftigen Auflage von Modellprojekten berücksichtigt und die in Form von begleitenden Maßnahmen kontinuierlicher, fachlicher Reflexionsangebote aufgefüllt werden könnte.

